Zeitschrift

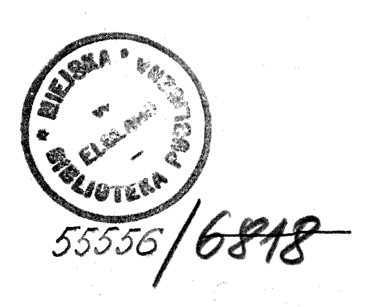
des

Westpreußischen Geschichtsvereins.

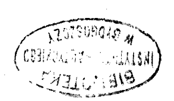
Heft 70.

Erscheint in zwanglosen Heften.

Danzig.
Kommissionsverlag Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H.
(Paul Rosenberg)
1930.







Schriftleitung:
Bibliotheksdirektor Dr. F. Schwarz in Danzig, Stadtbibliothek.

Druck von W. F. Burau, Danzig.

Inhaltsverzeichnis.

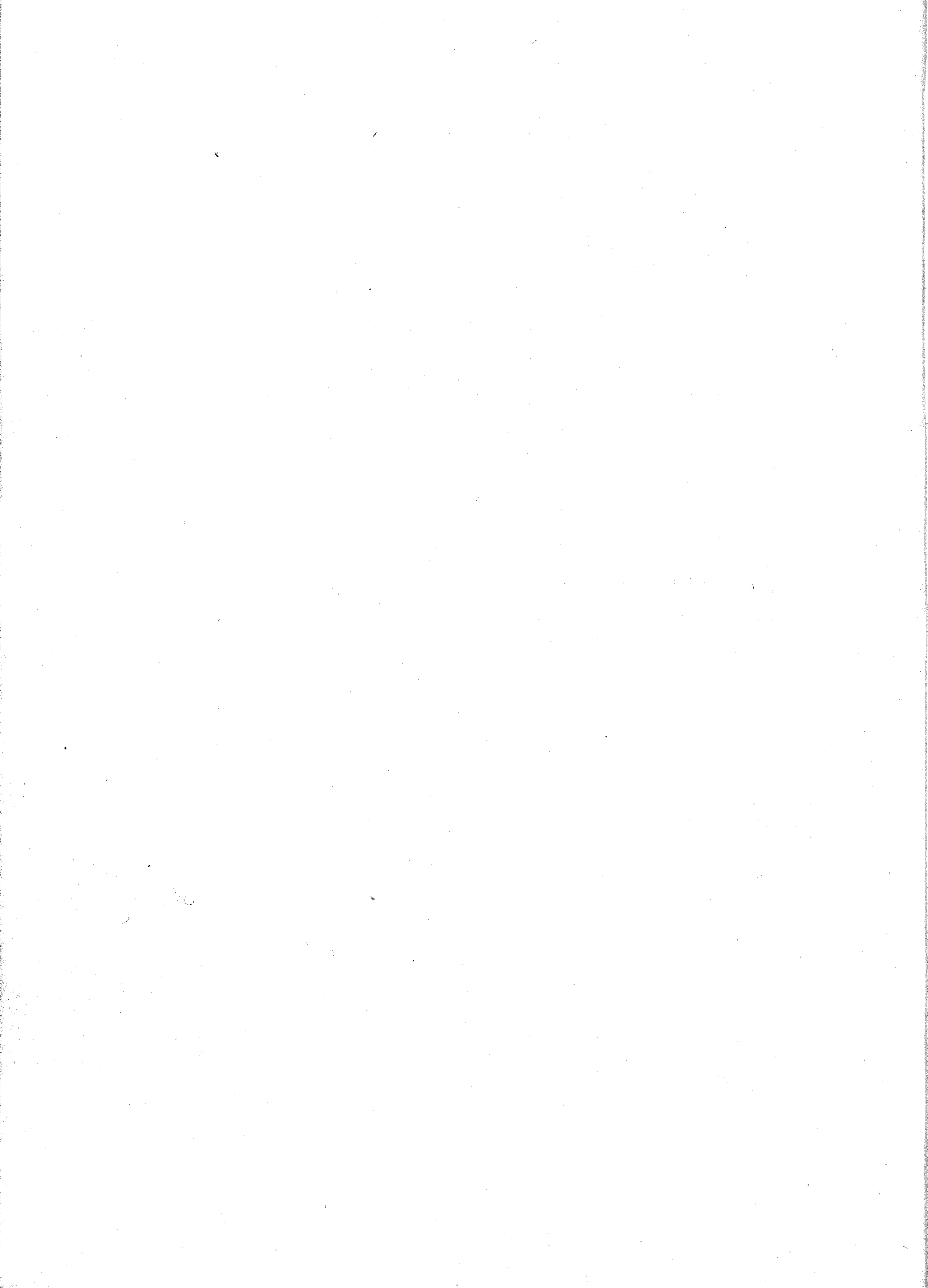
Seite

1. Waldemar Heym, Castrum parvum Quidin. Die älteste Burg des Deutschen Ritterordens in Pomesanien mit 12 Skizzen und 13 Bildtafeln 5

1. Otto Lienau, Danziger Schiffahrt und Schiffbau in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit 7 Bildtafeln 69

3. Walther Faber, Die polnische Sprache im Danziger Schul- und Kirchenwesen von der Reformation bis zum Weltkrieg 85

4. Siegfried Rühle, Die Danziger Personenmedaillen mit 7 Bildtafeleln 137



Castrum parvum Quidin.

Die älteste Burg des Deutschen Ritterordens in Pomesanien.

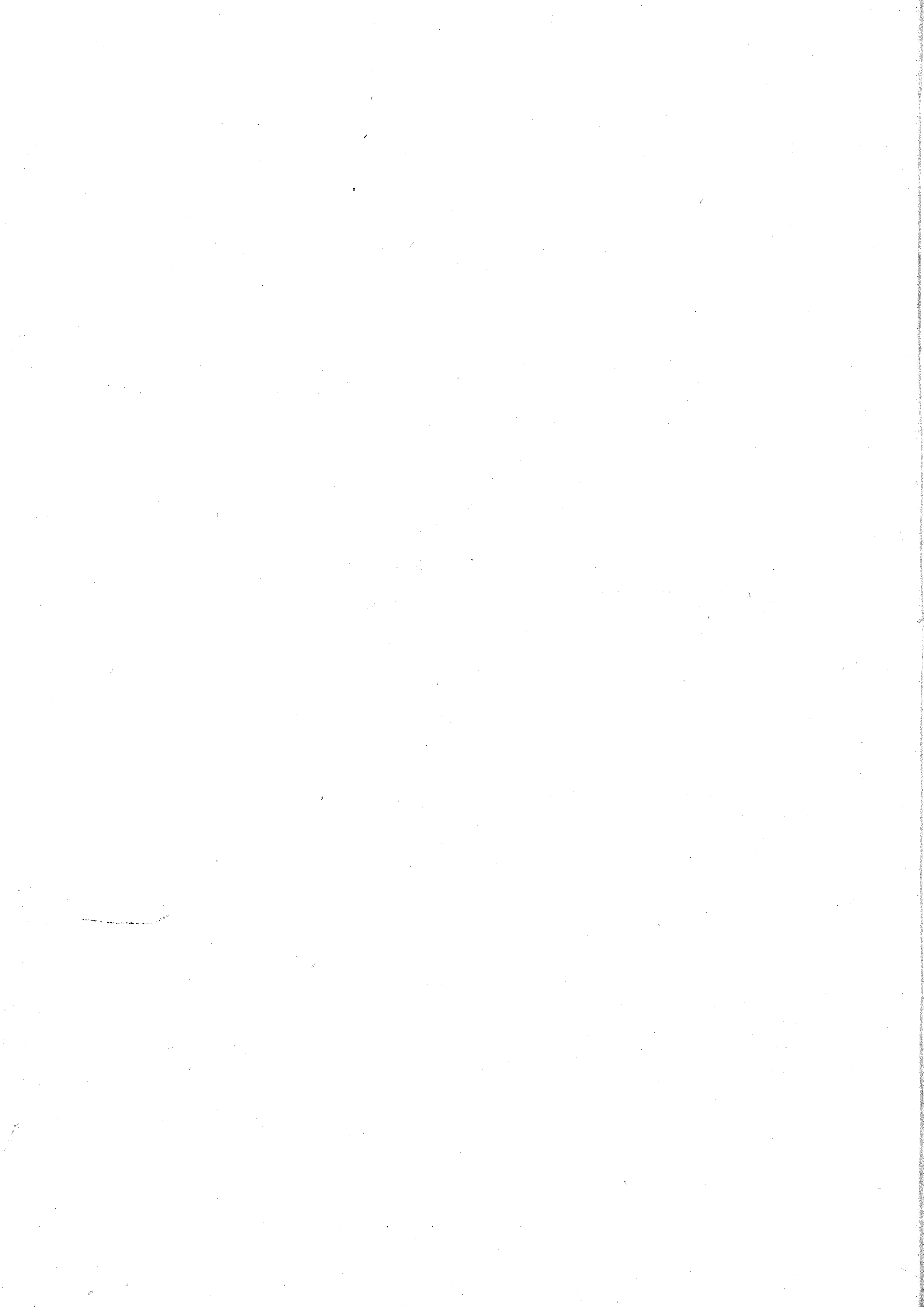
Ein Beitrag zum Burgenbau der Frühzeit des Deutschen Ritterordens und zur Urgeschichte der Stadt Marienwerder.

Von

Waldemar Heym,

Marienwerder.

Veröffentlichung des Heimatmuseums: „Westpreußen" in Marienwerder.



Die Weichsel ist zu allen Zeiten eine der großen Straßen gewesen, die den Verkehr zwischen den Ländern des Nordens und des südöstlichen Winkels des Ostseebeckens mit Mittel- und Südeuropa vermittelt haben. — Erst der allerjüngsten Zeit ist es vorbehalten gewesen, dieses alte Gesetz zu durchbrechen, diesen die Völker verbindenden Strom zu einem toten Graben zu machen. — In gewissen Zeiten wurde diese alte Verkehrsstraße zur großen Heeresstraße. Die Völker des Nordens zogen die Weichsel stromauf zum sonnigen Süden, ihrem Schicksal entgegen.

Kurz bevor der Weichselstrom in sein Mündungsdelta tritt, durcheilt er ein Niederungsbecken, das Becken von Marienwerder. Im Süden ist es 7 km, im Norden 6 km breit. Die Länge beträgt 40 km. Im Süden wird es durch die nach Westen vorspringenden Bingsberge von dem Graudenzer Becken abgeriegelt, im Norden durch die ebenfalls nach Westen vorspringenden Berge von Weißenberg begrenzt. Unmittelbar hinter diesen Bergen gabelt sich die Weichsel in Weichsel und Nogat. Das Mündungsdelta hat begonnen. Im Westen und Osten des Marienwerderer Beckens ragen die Steilränder der preußischen Platte empor, durch die die Weichsel sich einst genagt hat. Bis zu 60 m überhöhen sie die Niederung. Dieses weite Becken, in dem der Strom einst hin und her pendelte, bis ihm in geschichtlicher Zeit der Mensch durch Dammbauten den Weg vorschrieb, muß durch die Fülle seiner eigenen Altwasser ein kaum zu entwirrendes Netz gebildet haben. Eins von diesen früheren Strombetten zieht sich im Osten von den Bingsbergen an dicht am Steilhange der preußischen Platte entlang und bildet nach Aufnahme der von der Hochfläche kommenden Wasser ein eigenes, an Lachen und Seen reiches Flußsystem, das der Liebe—Nogat. Dieses Gewirr der Altwasser wurde durch den dichten Eichenwald noch unübersichtlicher, der sich auf den Schlickablagerungen in der Niederung angesiedelt hatte. Noch heute finden sich häufig seine versunkenen Überreste[1]).

Neben und zwischen ihnen wehte der Wind die vom Strom abgelagerten Sande zu Dünen auf. Besonders stark und zahlreich ist die Dünenbildung im südöstlichen und nordöstlichen Winkel des Beckens. Stehen die Dünen im NO in unmittelbarem Zusammenhang mit der preußischen Platte, so ist die Dünenkette im SO, mit Ausnahme der Dünen von Rundewiese, durch die noch heute sumpfige Senke — ein Altwasser, das im Osten dicht am Steilhang entlang ging — von der Hochfläche getrennt. Im Süden überragt die Dünengruppe von Rundewiese, Keilhof, Schinkenberg, Ellerwalde, Gr. Paradies die

1) Töppen: Altpr. Monatsschrift X, 241 ff.

Niederung bis zu 8 m. Im Norden liegen die Dünen von Budzin, Zwanzigerweide, Schweinegrube, Schulzenweide und Bönhof. Die höchste Erhebung kann hier die Düne von Budzin aufweisen. Sie liegt heute noch 17 m über der Niederung, nachdem zirka 3 m abgetragen worden sind, um das Auffahren der Wagen zu der Windmühle, die auf der Spitze der Düne liegt, zu erleichtern.

Beide Dünengruppen sowie die Sande von Nebrau-Weichselburg tragen die Dörfer, nach denen sie benannt sind. Sie sind bereits von der jüngeren Steinzeit an besiedelt gewesen. Vorgeschichtliche Kulturreste konnten in den letzten Jahren auf fast allen Dünen und Sanden beobachtet werden. Es liegen die Verhältnisse, was die vorgeschichtliche Besiedelung betrifft, demnach ähnlich wie in dem Großen Werder[2]).

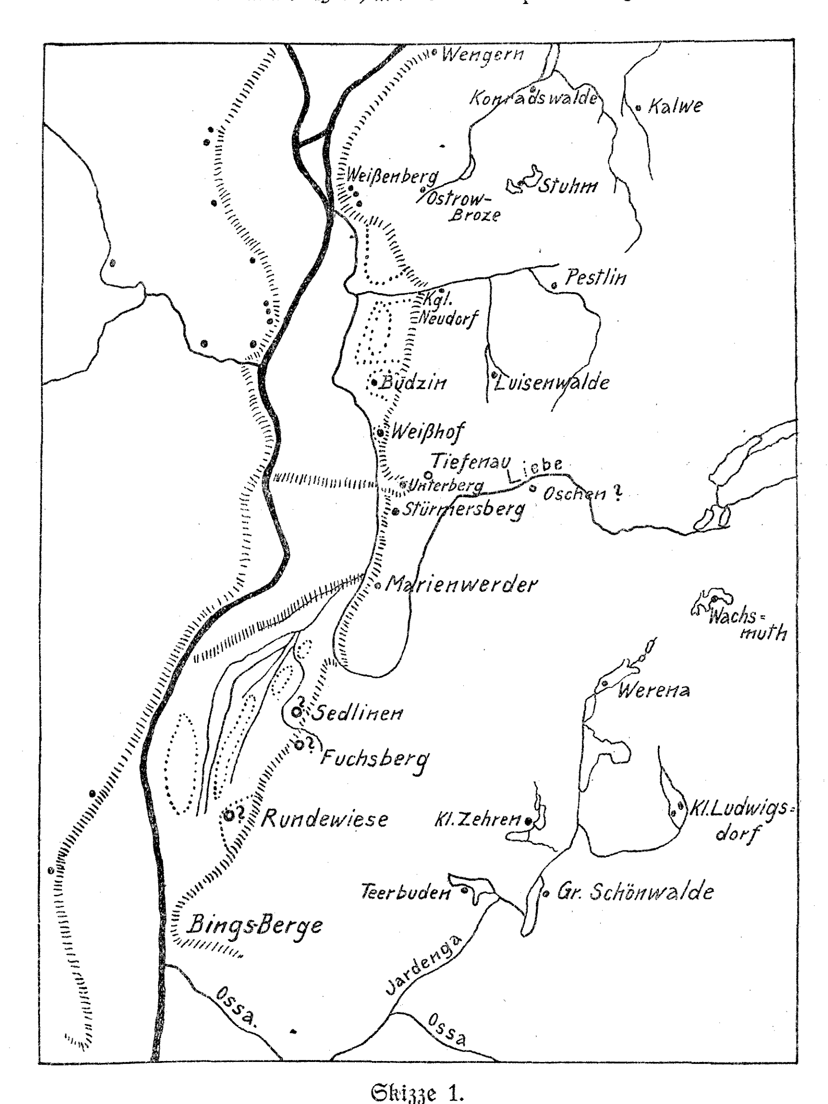
Die nach der Weichsel zu abfließenden Wasser haben die Steilränder der wellenförmigen preußischen Platte wild zerrissen. Das Volk nennt diese Erosionstäler „Parowen". Der Höhenrand, sowie die Parowen, vor allem ihre Mündungen, weisen eine besonders dichte Besiedelung für die Vorgeschichte auf. Wo die große Verkehrsstraße ging, wo sich die Nebenstraßen von ihr abzweigten und wie sie weiterhin verliefen, das zeigt die Karte mit den festen Plätzen, die diese wichtigen Wege beherrschten. Auf der verhältnismäßig kurzen Strecke von 40 km liegen rechts wie links von der Weichsel dicht gedrängt die Burgwälle. Bei den jetzigen politischen Verhältnissen war es mir nur möglich, die Burgwälle rechts der Weichsel zu begehen. Für die Burgwälle links der Weichsel mußte für die Herstellung der Burgwallkarte auf die Karte in Ebert „Truso" und die Meßtischblätter zurückgegriffen werden. (Siehe Skizze 1.)

Rechts der Weichsel liegen die Burgwälle teils auf den Kuppen der Dünen, die aus der Niederung emporragen, teils auf günstigen Punkten hart am Steilhang der Hochfläche, teils in den Seitentälern, diese sperrend. Die ganze Anlage dieser Befestigungen erweckt fast den Eindruck eines groß angelegten Befestigungssystems. Ein abschließendes Urteil läßt sich aber erst auf Grund eingehender Untersuchung jeder einzelnen Anlage vor allem auf ihr Alter hin fällen. Auf Dünen, also vorgeschoben in der ersten Linie, liegen W e i ß h o f und B u d z i n. Ob auch das Schloß Rundewiese auf einer vorgeschichtlichen Burganlage steht, ließ sich bisher nicht feststellen. Der sogenannte Schloßberg in der Nähe der evangelischen Kirche Sedlinen scheint nach den Scherbenfunden nur bis in die Ordenszeit zurückzugehen. Derselben Zeit gehören wahrscheinlich auch die Kuppen an der Nogat bei Bönhof an. In der zweiten Linie hoch oben am Steilhang, geschützt durch Parowen, liegt das A l t s c h l ö ß c h e n in Marienwerder[3]), die Höhe oberhalb der Gastwirtschaft Z i e g e l s c h e u n e (jetzt ganz eingeebnet), der Schloßberg zu U n t e r b e r g und die drei Burganlagen bei W e i ß e n b e r g. Diese letzten sind heute durch Unterspülen durch die Nogat und schließlich durch Anlegen von Infanteriebefestigungen im Jahre 1914 fast ganz zerstört worden. Auf dem Fuchsberg

---

[2]) Bertram-Klöppel-La Baume: Das Weichsel-Nogatdelta, S. 59 ff.

[3]) Goldbecks Topographie von Westpreußen, S. 4.



Skizze 1.
Die Burgwälle an der unteren Weichsel.

bei Sedlinen gelang es nicht, Reste von Befestigungen nachzuweisen[4]). Die acht Befestigungsanlagen bei der Försterei Ehrlichsruh sind Wegesperren aus dem 18. oder aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Burgwälle sperren die Nebentäler, bilden also eine Art dritte Linie: Der Festungsberg bei Oschen im Tal der Liebe ist als Burgwall nicht gesichert. Kgl. Neudorf und die von Duisburg erwähnte Burg von Pestlin[5]) (wahrscheinlich der Kirchberg) sperren die Bache, Stuhm die Seenenge (die Ordensburg ist wahrscheinlich

---

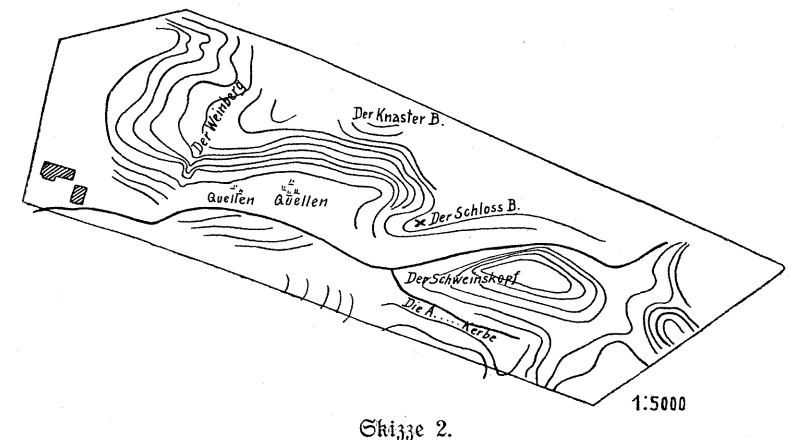
[4]) Töppen nennt ihn Blocksberg. Altpr. Mon. Schr. XIII, 553.
[5]) Peter v. Duisburg: Chronicon III, 14.

auf der Stelle der ebenfalls von Duisburg[6]) erwähnten Preußenburg gebaut worden), Conradswalde die Seenkette im Norden dieses Gebietes. Luisenwalde, das in der Gabelung eines kleinen Nebenflusses der Bache liegt, scheint mir dagegen bereits zu den zahlreich im Hinterlande zwischen Sümpfen und Seen liegenden kleinen Befestigungen zu gehören, die ihre Entstehung ausschließlich der geschützten Lage dieses einzelnen Punktes und nicht einem groß angelegten Verteidigungssysteme verdanken. Das Alter der Anlagen zu bestimmen, ist erst bei den wenigsten gelungen. Wahrscheinlich sind sie bis in die jüngste vorgeschichtliche Zeit hinein, also von Alt-Preußen, benutzt worden. Der Erhaltungszustand ist sehr verschieden. Einige liegen fast unberührt da, es sind dieses besonders die Befestigungen auf Inseln und die, die dem Großgrundbesitz gehören; andere sind vom Pfluge fast ganz eingeebnet worden; andere sind nur noch aus der Geschichte bekannt, ohne daß sich heute ihre genaue Lage feststellen läßt.

Eine der kleinsten Befestigungen ist der Schloßberg zu Unterberg. Diesem Berge gilt die Untersuchung. (Siehe Lichtbild 1.)

Lage.

Der Schloßberg gehört zu dem Grundstück Unterberg, Band I, Blatt 1. Ungefähr 5 km nördlich Marienwerder versteckt sich im Hintergrunde einer tiefen, ungefähr 1 km langen, von Ost nach West streichenden Parowe der Schloßberg. Da der Höhenrand der Niederung gerade in dieser Gegend sehr stark von kleineren und größeren Parowen zerrissen ist, ist heute das Auffinden dieser Parowe von der Niederung aus nicht leicht, zumal die Ränder der Hochfläche am Ausgange unserer Parowe scharf zusammentreten und der freie Blick in den Talausschnitt durch die dahinter liegenden Höhen aufgefangen wird. Nur mühsam hat sich hier das kleine Fließ, das in der Parowe entspringt, durch die Randhöhen hindurchgefressen, um dicht hinter der Enge sofort von der Nogat aufgenommen zu werden. Treten wir durch dieses enge



Skizze 2.
Der Schloßberg mit seiner näheren Umgebung.

[6]) Peter v. Duisburg: Chronicon III, 14.

Tor, an das sich heute die Wirtschaftsgebäude der Besitzerin der Parowe, der immer hilfsbereiten Frau Bartel, drängen, so verbreitet sich das Tal überraschenderweise bis zu 300 m, um in seinem oberen Teile nach beiden Seiten zu sogar noch Seitenäste vorzutreiben. Infolge dieser Astelung schieben sich zwei Bergnasen von der Hochfläche in das Tal: eine rechts, eine links vom Fließ. Die Bergnase, die links vom Fließ liegt, senkt sich allmählich in das Tal. Sie führt wegen ihrer langgestreckten, dreieckigen Form den Namen Schweinskopf. Die gegenüber liegende Bergnase springt dagegen zwar nur etwa 90 m vor, ist aber an ihrem Ende nur um knappe zwei Meter niedriger als die Hochfläche selbst, von der sie ausgeht. Gleichmäßig steil fällt sie nach Süden, Westen und Norden ab. Es ist der Schloßberg.

Von Osten, also von der Hochfläche aus, ist er heute leicht auf dem Feldweg zu erreichen, der von der Chaussee Marienwerder—Rachelshof bei dem Gasthause Dembeck in Neudorf sich abzweigt. Aber auch von dieser Seite erblickt man den Schloßberg erst dann, wenn man unmittelbar vor ihm steht. Es ist heute ein Platz, den nur der Ortskundige leicht findet.

Der Blick vom Schloßberg.

Der Blick vom Schloßberg in die Parowe und über sie hinaus gehört zum Schönsten, das unsere an Schönheiten nicht arme Landschaft überhaupt bieten kann. Blickt man in das Tal hinab, glaubt man sich in Thüringen: links die Steilhänge mit dem Laubwald, in ihn hineingetrieben ein Keil, eine Terrasse, die unter den Pflug genommen ist. Vor uns das freundliche, abgeschlossene Tal mit seinen gesegneten, sonnendurchglühten Hängen zur Rechten. Schwarzweiße Kühe fast das ganze Jahr auf der Koppel, Menschen bei der Arbeit. Der Lauf des Fließes im Sommer nur an dem Blaugrün der Erlen zu verfolgen, die weiter unten, dem Ausgange zu, von den lichten Beständen der Pflaumenpflanzungen abgelöst werden. Im engen Tor der Parowe verschwindet das graue Dach der Scheune des Bauernhofes.

Und dann erst der Blick über die Ränder der Parowe hinweg, dieser Blick in die Weite! Gerade diese Fülle von Gegensätzen in dem abgeschlossenen Tal und in dem Blick über das Tal hinaus macht das Bild so anziehend. Von der weiten Niederung tauchen hinter den Rändern der Parowe zuerst die unendlichen Wiesen mit den zahllosen Viehherden auf, die als kleine Punkte im Grün fast verschwinden. Hinter ihnen die Äcker in ihren verschiedenen Farben. Diese wiederum schließt eine Kette aus Ballen dunklen Grüns ab, aus dem hin und wieder das Rot der Ziegeldächer hervorlugt. Es sind die Dörfer am Weichseldamm. Der Strom selbst, sonst vom Damm verdeckt, zeigt sich uns nur tief unten im Südwesten für eine kurze Strecke. Und auch diese Niederung wird abgeschlossen von einem lückenlosen Kranz von Höhen. Im Süden, tief aus der Bucht, grüßt vom Steilhang Marienwerder herüber. In Stufen steigen die Massen des Danzkers, des Schlosses und des Domes aus der Niederung zur Höhe empor. Von der Stadt ist kaum ein Dach zu sehen, alles verschwindet im Grün der Gärten. Tiefer unten im Süden schieben sich die grauen Bingsberge vor, die in die Höhen jenseits der Weichsel überzu-

gehen scheinen. Da taucht weiter rechts der Schattenriß der alten Ordensstadt Neuenburg auf, es grüßen die weiten Wälder von Fiedlitz, an ihrem Fuß die Weichselbrücke von Münsterwalde, die Märtyrerin. Bald werden wir vergeblich nach deinen letzten Spuren suchen! (Die Brücke ist während der Drucklegung bereits abgebrochen gewesen.) Lachende, von Sonne durchtränkte Äcker auf den sanften Wellen der Uferhöhen lösen die Wälder ab. In die Ausgänge der Täler schmiegen sich die geschlossenen Dörfer. Dorf reiht sich drüben an Dorf. Und dort im Nordwesten auf steiler Höhe der Klotz des Ordensschlosses von Mewe, das so oft im Sonnenschein zu glühen begann. Auch als Ruine bist du der Herr, der Gebieter. Noch immer duckt sich zu deinen Füßen die Stadt. — Da fangen die Randhöhen der Parowe unsern die Ferne suchenden Blick ab. Nach Norden und Osten reicht heute unser Blick vom Burgberge kaum hundert Meter.

Zu jeder Stunde des Tages, zu allen Jahreszeiten, in allen Stimmungen durfte ich das ewig wechselnde Bild schauen: am frühen Morgen, wenn die Höhen jenseits der Weichsel und das Schloß zu Marienwerder zu leuchten begannen, am Mittag, wenn das alte Mewe und die Niederung sich in die sattesten Farben kleideten, und am späten Abend, wenn Nebel im Tal zu brauen begannen, im lachenden Sonnenschein, im Frühjahrs- und Herbststurm, im Gewitter, dessen Sturmschritt über die Niederung wir verfolgen durften, bis es uns selbst zwang, an den Bergeshang uns zu drücken und zu warten, daß es in seinem Groll gnädig über uns hinwegschritt. Ungnädig zeigte sich dann nicht die weite Natur, sondern nur der Berg, dem wir seine Geheimnisse entlocken wollten. Nach solch einem Sturzbad beförderte er uns oft schneller von seinem Rücken hinab, als es uns lieb war. Er war mit seinem Lehm zur gefährlichen Rodelbahn geworden.

Flurnamen.

Das Volk kennt für diesen Burgberg nur die Bezeichnung Schloßberg, nicht etwa den für vorgeschichtliche Befestigungen in unserer Gegend sonst gebräuchlichen Namen Schwedenschanze. In der Parowe führen eigene Namen noch vier Stellen. Einmal die Stelle, an der das Fließ den linken Seitenast aufnimmt: die Arschkerbe. Den Namen Weinberg trägt die kleine Bergnase, die von Norden her kurz oberhalb des Talausganges in dieses Tal vorspringt. Diese Bezeichnung ist wohl ganz jung. Vor ungefähr 70 Jahren legte der frühere Besitzer hier tatsächlich einen Weinberg an. Verwilderte Reben ranken sich noch heute dort an Bäumen hoch. Der Schweinskopf als Bezeichnung für die links vom Fließ vorspringende Bergnase war bereits erwähnt.

Auf dem Plan von 1795 findet sich für den Berg, der im NW vom Schloßberg hart am Rande der Parowe liegt, die Bezeichnung „Knaster Berg". (Siehe Skizze 3.)

Sagen.

Viel weiß sich das Volk von dem „Schloßberg" zu erzählen. Töppen, der in der Altpreußischen Monatsschrift XIII, 531 ff., den Schloßberg als erster

beschreibt, erzählt: „Vor Zeiten mochte kein Mensch an demselben vorbeigehen, namentlich zwischen 11 und 12 Uhr; denn es war im Berg nicht alles richtig, da hörte man starkes Kettenrasseln, Klingeln und Klappern, ein schwarzer Hund mit feurigen Augen hält unheimliche Wache."

Vorsichtiges Herumfragen bei den Anwohnern zeigte, wie der Berg das Fühlen und Denken des Volkes auch heute beeinflußt, sogar stärker, als Töppen es damals geglaubt hat. Die Angaben Töppens wurden mir bestätigt. Darüber hinaus fand ich folgendes:

Der alte Hirt, der seit etwa 1875 das Vieh an und auf dem Berge Tag und Nacht gehütet hat,hat nie auf dem Berge schlafen wollen. „Es ist dort nicht geheuer!" „Sie gehen dort um!" Oft hat er dort einen Wagen rollen hören, oft ihn auch gesehen. Es sei eine vierspännige Kutsche gewesen, die von Neudorf (von Osten) gekommen, auf den Berg gefahren, um ihn herumgefahren und schließlich im Berge verschwunden sei. Die Stelle aber konnte er nicht angeben. Töppen spricht auch von einem Eingang zu dem Inneren des Berges, der an der Westseite liegen sollte: „Man versuchte," so fährt Töppen fort, „mir die Stelle dieses Eingangs zu zeigen, konnte sie aber nicht finden." Auch einen Reiter auf schwarzem Roß hat der alte Schäfer gesehen; auch dieser Reiter sei von Neudorf her über die Hochfläche, nie aber durch die Parowe gekommen; im Berge sei er verschwunden.

Von unterirdischen Gängen wußten mehrere zu berichten. Diese Gänge verbänden den Schloßberg mit Marienwerder (5 km im Süden), mit Weißhof (3 km im Norden), sogar mit Mewe, das auf der anderen Seite der Weichsel in nordwestlicher Richtung liegt. Auffallend ist, daß niemand von einer unterirdischen Verbindung mit dem nur etwa 700 m nach Norden zu liegenden Alt-Rothof, das am Ausgange des Mittelalters stark befestigt war, etwas wissen wollte. Bestehen demnach zwischen dem Schloßberg und Alt-Rothof keine inneren Beziehungen?

Andre erzählen: Im Schloß liegt ein Schatz begraben. Die Stelle, an der er liegt, wird durch Lichter angedeutet. Diese bewegen sich hin und her. Als im Jahre 1926 die großen Grabungen begannen, hat die Verwandte einer in der Nähe am Steilhang wohnenden Besitzerfrau am späten Abend über dem Burgberge ein großes, helles Licht gesehen, das von vielen, kleinen Lichtern umgeben war. Die Lichter dagegen, die ein alter Arbeiter der Frau Bartel früher wiederholt gesehen hatte, hatten nicht hell geleuchtet, sondern waren in der Farbe ähnlich einer Spiritusflamme. Derselbe Gewährsmann gab an: „Wenn auf dem Schloßberge ein Loch gegraben wird, ist alles am nächsten Tage eingeebnet. Der Böse tut es!" Ein Dienstmädchen, das aus Neudorf, also aus der nächsten Nähe des Schloßberges, herstammt, sagte kurz: „Der Teufel ist dort geboren." Andere erzählten: „Der Schloßberg ist der Sitz eines verwunschenen Schloßfräuleins. Täglich muß ihm von dem Besitzer des Grund und Bodens Essen und Trinken gebracht werden. Geschieht es nicht, so rächt es sich an dem Besitzer: ein Stück Vieh nach dem anderen holt es sich. — Das Vieh fällt. Ein etwa 50 Jahre alter Arbeiter hat das Schloßfräulein in hellen Kleidern gesehen. Einige wiesen darauf hin, daß die jetzige Besitzerin von dem

alten Rechte des Schloßfräuleins nichts wissen wolle — zu ihrem eigenen Schaden, d. h. zum Schaden der Besitzerin.

Der frühere Besitzer Frowerk ist seiner Zeit beim Fällen der letzten Rieseneiche an dem links vom Fließ liegenden Steilhange vom stürzenden Baume erschlagen worden. Weshalb? Weil niemand dort ungestraft Bäume fällen darf! Sie sind heilig!

Der alte Riemer, der ein Menschenalter lang die Parowe im Auftrage des alten Frowerk bewirtschaftet hat, hat selbst folgendes erzählt: „Ich habe gewußt, daß niemand auf dem Schloßberg ein Stück Wild schießen darf. Eines Abends bin ich aber doch dorthin auf Anstand gegangen. Eine Gestalt ist vor mir aufgetaucht. Bald war es ein Hase, bald ein Mensch. Da habe ich angelegt und abgedrückt. Die Strafe trat sofort ein. Der Lauf meines Gewehrs sprang, riß mir mehrere Finger ab. Der Lauf ist auf das Neudorfer Feld geflogen. Dort hat man ihn im nächsten Frühjahr gefunden."

Der Schloßberg in der Geschichte.

Im Jahre 1236 wird das castrum quod dicitur parvum Quidin[7]) zum ersten Mal in Urkunden erwähnt. Nicht einmal volle 4 Jahre waren also vergangen, seitdem der Deutsche Ritterorden zum ersten Male seinen Fuß auf Pomesanien, das Land zwischen der Weichsel im Westen, der Ostsee im Norden, der Seenkette im Osten und der Ossa im Süden, gesetzt hatte (1231 waren im Culmer Lande die Burgen Thorn und Althausen, 1232 die Burg Culm gegründet, in demselben Jahre noch die Städte Thorn und Culm im Schutze der Burgen gebaut worden; unmittelbar nach der Erbauung dieser beiden Burgen (Thorn und Culm) setzte der Orden zum Sprunge auf pomesanisches Land an). Castrum parvum Quidin wird mit dem gewaltigen Gebiete von 300 Hufen dem Edlen Dietrich von Depenow zu erblichen Rechten verliehen. Die Lage dieses Castrum parvum Quidin läßt sich aus späteren Urkunden festlegen. Es kommen in Frage die Urkunden über die Grenzregulierung zwischen dem Bistum und dem Orden 1294[8]), die Grenzbestimmungen in der Handfeste der Stadt Marienwerder vom Jahre 1336[9]) und die Notae historicae des Bischofs von Pomesanien Johannes I.[10]) über die Grenzen des Bistums Pomesanien. Castrum parvum Quidin ist unser Schloßberg in Unterberg. 1236 besteht er bereits oder ist im Entstehen, 1294 ist er bereits verlassen: vallum quondam castri Tykenowe.

Der Ordenschronist Peter von Duisburg beschreibt um 1326, das heißt ungefähr ein Jahrhundert nach der Eroberung des Landes durch den Orden, den Versuch des Ordens, die untere Weichsel in seine Hand zu bekommen, um sie als Operationsbasis gegen die Preußen zu benutzen, wie folgt[11]):

---

[7]) Cramer: Urkundenbuch zur Geschichte des vormaligen Bistums Pomesanien.
[8]) Cramer: a. a. O., Urkunde 17.
[9]) Cramer: a. a. O., Urkunde 46.
[10]) Script. rer. Prussic. V, 411.
[11]) Peter v. Duisburg III, 9 und 10.

Postquam haec castra (Thorn und Culm) per Dei gratiam aedificatio- essent . . . . . Magister et fratres, praeparatis eis, quae ad aedificatio nem castrorum necessaria sunt, secrete venerunt navigio ad Insulam de Quidino quae ex opposito nunc Insulae S. Mariae, et ibi Anno Domini MCCXXXIII erexerunt in quodam tumulo castrum, vocantes illud Insulam S. Mariae. Sed dum vir ille nobilis et miles strenuus in armis de Saxonia Burggrabius de Megedenburg, dictus cum parva manu, multa stipatus militia et armigeris venirent ad castrum Colmen, infra annum quo ibidem mansit, ivit cum Magistro et fratribus, et castrum Insulae S. Mariae praedictum transtulit de Insula Quidini ad locum, ubi nunc est situm, in territorio Pomesaniae dicto Risen mutantes locum et non nomen.

Es folgt dann die Gründung der Stadt Marienwerder.

Die Frage, wo die erste Burg gelegen hat, die der Deutsche Ritterorden baute, als er nach Pomesanien kam, ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Literatur der engeren Heimat oft erörtert worden. [Man klammerte sich an das Wort insula, faßte es wörtlich, suchte, da ibi sich fraglos auf insula bezieht, die erste Burgstätte in der Niederung.] Töppen weist in seiner Geschichte der Stadt Marienwerder als erster, soweit ich unterrichtet bin, auf den Höhenrand hin[12]). Er nimmt auf Grund der Verleihungsurkunde von 1236 den Schloßberg von Unterberg hierfür in Anspruch. Demnach wäre nach Töppen das Castrum parvum Quidin zunächst eine Gründung des Deutschen Ordens gewesen, wäre aber 1236 an den Herrn von Depenow weiter verliehen worden. Doch ist Töppen, da etwa 100 Jahre verstrichen waren, als Peter von Duisburg die Ereignisse der ersten Zeit der Eroberung niederschrieb, bei der „dürftigen und unsicheren und besonders in geographischer Beziehung unzuverlässigen Überlieferung der ältesten Chronisten sich seiner Sache doch nicht so ganz sicher." „Auf den Schloßberg Klein Quidin auch die älteste Burg der Ritter in Pomesanien zu setzen, ist mir das wahrscheinlichste." T. entscheidet sich schließlich doch für den Höhenrand, und zwar aus rein militärischen Gründen. „Die Anlage einer Ordensburg in dem noch uneingedeichten Werder ist dagegen an sich kaum glaublich; überall liegen die Burgen, welche die deutschen Eroberer an der Weichsel errichteten, auf der Höhe, so Thorn, Culm, Graudenz, Marienwerder, Zantir . . . ." Töppen übersieht hier, daß die Hochwassergefahr vor dem Bau der Deiche nicht so groß war, da das Wasser sich auf das ganze Tal des Stromes verteilte, so daß Kuppen und Hügel vom Hochwasser frei waren. Dies zeigt einmal die Besiedlung der Niederung in der Vorgeschichte, dann auch die Lage der ersten Ordensburg bei Thorn, ferner die der Ordensburgen Schwetz und Elbing. Alle drei sind auf Kuppen in der Niederung angelegt. Die alte Streitfrage, wo die erste Burg des Ordens in Pomesanien gestanden hat, läßt sich auf Grund der Urkunden **nicht** lösen.

Sie kann aber unter Zuhilfenahme des neuen Mittels der systematischen Grabung gelöst werden, aber nur unter sehr günstigen Umständen, auf die

[12]) Töppen: Geschichte der Stadt Marienwerder, S. 2 ff.

niemand von vornherein rechnen darf. Darüber waren sich alle an der Grabung Beteiligten klar. Es galt aber zuerst die viel wichtigere Frage zu beantworten, wie der Orden oder seine Parteigänger in der allerersten Zeit der Eroberung Wehranlagen überhaupt gebaut haben. Zwar war bereits eine Ordensburg: Alt-Wöcklitz 1925 von Ebert und Ehrlich systematisch durchforscht worden[13]), es hatte sich aber dabei herausgestellt, daß diese Burg bereits vor der Ordenszeit von den Preußen erbaut worden war, daß diese Feste von 1235—1260/75 in der Hand des Ordens gewesen ist, in der Anlage demnach mehr oder weniger doch noch preußisch, zum mindesten nicht ausschließlich dem Orden angehörte. Als Material waren dort Holz, Erde, Steine verwendet worden, in der Bauweise vorzugsweise der Schwellenbau. Es war uns also zunächst die Aufgabe gestellt, nachzuprüfen, ob sich die in Alt-Wöcklitz gemachten Beobachtungen auch in einer Burg bestätigen, die fast aus derselben Zeit stammt, in der Alt-Wöcklitz in die Hand des Ordens geriet. So wurde die Frage, die einen engeren Kreis beschäftigte, nämlich, ob Castrum parvum Quidin in seiner ersten Anlage auf den Orden oder auf einen seiner Parteigänger zurückging, zur Nebenfrage. Hauptfrage wurde: Wie hat der Orden in der ersten Zeit der Not überhaupt Befestigungen angelegt? Denn auch auf die Anlage von Befestigungen, die seine Untertanen anlegten, wird der Orden bestimmend eingewirkt haben.

Der Schloßberg vor der großen Grabung.

(Siehe Lichtbild 2 und 3.)

Auf einem Plan von 1795 erscheint er zum ersten Male, soweit ich bisher habe ermitteln können. Eingezeichnet ist dort eine Kuppe auf dem Burgplatz, und zwar dicht vor dem Hauptgraben, ferner ein kleinerer Graben kurz vor dem Rande der Hochfläche.

In der Literatur taucht eine Beschreibung des Schloßberges zu Unterberg zum ersten Male in der Alt-Preußischen Monatsschrift XIII, 531 ff. auf, zuerst abgedruckt in der Beilage der Neuen Westpreußischen Mitteilungen Jahrgang 1876 unter dem 31. März. Töppen gibt nach einer kurzen Geschichte der Stätte eine Beschreibung des Burgberges. Es heißt dort: „Der Schloßberg fällt nach drei Seiten hin ziemlich steil ab, auf der vierten, östlichen Seite war er durch einen Graben von dem anstoßenden Landrücken getrennt.“ „Auf dem übrigens ebenen Plateau des Berges fällt vor allem eine nicht fern von dem Graben gelegene, umfangreiche Bodenerhebung auf, die fast ganz aus gebranntem Lehm in formlosen Brocken (nicht Ziegelschutt) besteht. Auf der einen Seite ist die Bröckelmasse ziemlich senkrecht bis auf den fetten Lehm, der den Untergrund des Plateaus überall bildet, weggestochen. Von dem Besitzer erfuhren wir, daß diese Schuttmasse noch beträchtlich höher, wohl zwei Mann hoch gewesen war, und daß er sie selbst bis auf den vorhandenen

[13]) Ebert: Truso-Altwöcklitz, S. 67.

Rest habe abstechen und den abgestochenen Schutt an den Rändern des Berges, besonders nach Osten hinabwerfen lassen, wodurch die Oberfläche des Berges nach dieser Seite ausgebreitet, der erwähnte Graben aber verflacht und teilweise verschüttet sei." T. berichtet dann, daß „rings um die Krone des Berges . . die Bröckelmasse . . . weniger mächtig im Durchschnitt und etwas tiefer gelegen habe." . . Es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieser gebrannte Lehm von der ehemaligen Befestigung, d. h. von einem Ringwall herstammt, der natürlich an der gefährdeten Ostseite am stärksten war, und an den sich entsprechende Baulichkeiten angeschlossen haben mögen." Scherben hat T. auf dem Burgplatz, wie auf dem östlich anstoßenden Felde gefunden. Er hat auch auf dem Schloßberge gegraben, außer 2 „Lanzenspitzen" (es sind Armbrustbolzen) und Kleingerät, hat er vor allem Scherben gefunden. Diese Funde liegen im Provinzialmuseum zu Danzig. Die Grabung bestand nach damaliger Sitte im Herstellen eines Loches. Der Befund läßt T. an einem Hünengrabe zweifeln. „Ich halte es für wahrscheinlich, daß ich vielmehr auf einen Kochplatz als auf ein Grab gestoßen sei."

Das Glück wollte es, daß an unserer Grabung ein weit über 70 Jahre alter Mann teilnahm, der auf dem Grundstücke, zu dem der Schloßberg gehört, groß geworden war. Dieser ergänzte den Bericht Töppens dahin: „Bevor der Besitzer Frowerk den Burgplatz einebnete, haben auf ihm Schutthaufen neben Schutthaufen gelegen. Ungefähr von der Stelle, an der wir später den Bergfrit feststellten, hat eine Art Graben, ein Gang, nach Osten zu, zur Hochfläche also, geführt, der rechts und links von Schutthügeln eingefaßt war." Die Grabung ergab, daß es sich um den Torweg gehandelt hat.

Nach Aussage desselben Arbeiters ist auch nach Töppens Zeit wiederholt von „Herren aus Marienwerder" gegraben worden. Man hätte aber regelmäßig nach ein oder zwei Tagen das Graben eingestellt, da man nichts gefunden habe.

Der größte und gefährlichste Angriff gegen die in Schutt gefallenen Anlagen war der von Töppen bereits erwähnte Versuch des Besitzers Frowerk, den Burgplatz einzuebnen. Es war dem Besitzer tatsächlich geglückt, den Burgplatz zu beackern. Der alles gleichmachende Pflug hatte dann im Laufe von 50 Jahren den großen Hauptgraben, den Töppen noch kennt, bereits völlig verschwinden lassen. Der Besitzer Frowerk hatte dann auch den Süd-, West- und Nordhang des Burgberges mit Pflaumen bepflanzt. Und diese haben sich im Laufe der Zeit durch Wurzelbrut derartig vermehrt, daß sie ein lebendes Hindernis übelster Art bildeten. Nur bei den Grabungen in der Herbstzeit, wenn die Pflaumen reif waren, war dieses Hindernis uns nicht unangenehm.

Auffallend ist die Masse der großen Weinbergschnecke (Helix pomatia), die sich auf dem Burgplatze und an den Hängen aufhält. Sie kommt bei uns, so weit ich weiß, nur an Stätten vor, an denen der Deutsche Ritterorden einst gesessen hat oder Klöster bestanden haben.



Die Grabung.

Anlaß zum Graben, Dauer und Kosten der Grabung.

Den Spaten an dieser Stelle zu einer umfangreichen Grabung anzusetzen, veranlaßte mich außer den vorher bereits erwähnten Gründen der geringe Umfang der Anlage, vor allem aber die Befürchtung, daß der Pflug in ganz kurzer Zeit die letzten Spuren vernichtet haben würde. Daß diese Befürchtung berechtigt war, ergab die Grabung. Der ständige Vertreter des Vertrauensmannes für Bodenaltertümer, Herr Prof. Dr. Ehrlich-Elbing, riet mir zu. Ihn bewegte vor allem die Frage, ob sich seine zusammen mit Prof. Ebert in Alt-Wöcklitz gemachten Erfahrungen auch auf dem Unterberge bestätigen würden. Damals hatte keiner von uns beiden geahnt, daß die Grabung 4 Jahre dauern und so kostspielig sein würde, ferner daß vor allem eine derartige Fülle von ganz neuen Fragen auf uns einstürmen würde. Die Kosten trug das damals gerade begründete Heimat-Museum „Westpreußen" in Marienwerder. Dieses sah sich genötigt, die Kosten auf mehrere Jahre zu verteilen. Dank sei deshalb der Notgemeinschaft für die Deutsche Wissenschaft gesagt, die für das Jahr 1928 1500 M für diese Grabung bewilligte!

Die Gesamtkosten betragen 4327,25 M.

Die Grabung stand unter der Obhut des Prof. Dr. Ehrlich-Elbing. Er leitete sie, er nahm persönlich an ihr vor allem in der ersten Zeit und im Juli 1928 teil, d. h. in den Zeiten, wo die Kasse und die Zeit es erlaubten, daß mehrere Tage hinter einander gegraben wurde. Als Helfer stand mir sehr häufig zur Seite mein Vetter, stud. praehist. Herbert Heym und Herr Lehrer Fröhling.

Gegraben wurde insgesamt an 39 Arbeitstagen mit 284 Arbeitsschichten. Die Zahl der Arbeiter schwankte zwischen 2 und 15. An 12 Tagen grub ich allein. Völlige Übereinstimmung besteht zwischen mir und Prof. Ehrlich über die bauliche Wertung der Befunde, die wir gemeinsam erarbeitet haben. Für das übrige, d. h. die Teile, die ich allein untersucht habe — (es handelt sich um den Ostabschnitt der Befestigungen außer dem Bergfrit und dem runden Turm, ferner um die Anlagen auf dem Grat und die Verhaue) — zeichne ich allein verantwortlich. Dies gilt auch für die gesamte geschichtliche Auswertung.

Ein Herzensbedürfnis ist es mir, auch an dieser Stelle allen denen zu danken, die mir mit Rat und Tat hilfreich zur Seite gestanden haben: Herrn Tiefbauingenieur Gorkenant-Marienwerder, der uns Lowren und Fuhrwerk zur Verfügung stellte, Herrn Oberingenieur Fenske-Marienwerder, der uns in allen technischen Fragen beriet. Zu größtem Danke bleibe ich aber Herrn Prof. Dr. Ehrlich-Elbing verpflichtet, der mich mit seinen reichen Erfahrungen unterstützte, und Herrn Universitäts-Professor Dr. La Baume, der mich bei der Drucklegung der Arbeit beriet.

Zur Methode des Grabens.

Der erste Schnitt, den wir machten, ging fast vom Rande der Hochfläche in der Richtung auf den Burgplatz zu und durch diesen völlig hindurch. Er

faßte den Hauptgraben, dann Anlagen, die wir zunächst noch nicht auswerten konnten, ging dann durch den Bergfrit, über den Burghof, in dessen äußersten Winkel wir auf zahlreiche übereinander liegende preußische Häuser stießen, schließlich auf eine Art Mauer, in der sich Reste von senkrecht stehenden Pfählen fanden. Das Glück hatte uns begünstigt: wir waren, wie sich später herausstellte, hart an der Tor- und Brückenanlage vorbeigekommen. Von den in diesem Schnitt gefundenen Anhaltspunkten ausgehend, hoben wir Flächen ab und fühlten, vorsichtig in der Wagerechten vortastend, uns in die Tiefe. Es gelang uns, schnell und mühelos den Bergfrit mit seiner Außenhaut aus Eichenbohlen herauszuarbeiten. Der Versuch aber, die Verteidigungsanlage, die dem Bergfrit nach Süden zu vorgelagert ist, auf diese Weise zu fassen, scheiterte völlig. Wir kamen nicht nur nicht vorwärts, fürchteten sogar mit Recht, hier alles zu zerstören, sofern wir nicht anders vorgingen. Was uns die Nöte schaffte, war das Material. Ein Leichtes war es, wie gesagt, sich an den verkohlten Hölzern des Bergfrit entlang zu fühlen. Jetzt handelte es sich aber um eine Lehmmauer, zu deren Herstellung das Material aus dem Untergrunde selbst entnommen war. Da die ganze Befestigungsanlage durch Feuer zerstört war, waren Teile der Lehmmauer rot gebrannt, hier mehr, dort weniger, so daß z. B. dasselbe Stück Mauer, das hier in leuchtendem Rot vor uns lag, bald ins Gelbbraune übergehen konnte. Dicht daneben tauchten andere, neue Bilder auf. Die Mauern waren, wie sich später herausstellte, übereinander gestürzt und so verwittert. Ein Schnitt in der Wagerechten mußte nach unserer Meinung, sofern nur tief genug geschürft wurde, schließlich doch die Fundamente allein freilegen. Unsere Berechnung erwies sich als falsch. An einzelnen Stellen des Westrandes waren wir auf anstehenden Lehm gestoßen. Die Mauer war demnach schon von uns zerstört worden, ohne daß wir sie hatten fassen können. Anstehender Lehm mußte es aber hier bereits sein, da größere und kleinere Sandlinsen in ihm auftauchten. Wie wir später erkannten, war dieser Turm, um den wir uns bemühten, nicht auf eine Kuppe, sondern an deren buckligen Hang gebaut worden. Das Fundament war überdies ungleichmäßig eingetieft: auf der einen Front 1,40 m, auf der gegenüberliegenden kaum einige Zentimeter. Jeder Schnitt in der Wagerechten mußte demnach falsche Bilder geben. Wir mußten einen anderen Weg suchen, um die Anlage zu fassen. So zogen wir zunächst 2 m breite parallele Gräben, zwischen denen wir eine 25 cm starke Wand stehen ließen. Die Gräben trieben wir bis auf den anstehenden Lehm. Die in den Grabenwänden auftauchenden Profile gaben uns die Lösung: Nicht die rotgebrannten und harten Lehmreste, von denen ich mich bisher hatte leiten lassen, sondern gerade das weiche und poröse Material, das ich bisher wegen seiner geringen Härte und seiner geringen Dichtigkeit als Abraum, als Schutt angesehen hatte, bildete die Mauer. Es war also keine Mauer aus reinem Lehm, sondern eine Mauer, in deren Lehmbrei Stroh, Heidekraut gemischt worden waren. Die organischen Bestandteile waren im Laufe der Jahrhunderte verwittert. Als Rückstand war also eine poröse, weiche, gleichmäßig gefärbte Masse übrig geblieben. Der anstehende Lehm ist dagegen mehr oder weniger streifig,

wenn nicht das Feuer verändernd auf diese Masse eingewirkt hatte. Da diese Mauern, soweit sie über die Erdoberfläche hinausragten, sich aufgelöst hatten und in die Breite geflossen waren, war es meine Aufgabe, die in den anstehenden Lehm eingelassenen Fundamente zu fassen. Das konnte nur durch schmale Gräben geschehen, da bei einem gewöhnlichen Graben von 2 m Breite die Feinheiten in der Mauerführung verloren gingen. Ich ließ die Gräben schließlich nur so breit anlegen, daß ein Mann in ihnen noch arbeiten konnte. Von dem Ziehen von parallelen Gräben ging ich bald ab, ich trieb vielmehr, sobald ich beim Abdecken der obersten Schichten gemerkt hatte, daß sich eine Mauer unter dem Schutt hinzog, die Suchgräben nur in der Senkrechten auf die vermutete Richtung des Mauerzuges vor. Handelte es sich z. B. um einen Turm von kreisförmigem Grundriß, so setzte ich die Gräben vom Mittelpunkte aus an, also als Radien auf die Peripherie zu und über diese hinaus. Das Verzerren der Profile wurde durch solche senkrecht auf dem Mauerzug stehende Schnitte verhütet. Das Einzeichnen der Mauer war jetzt leicht. Dieses Verfahren hat außerdem den Vorteil, daß die Frage, wo die Erdmassen bei einem völligen Abdecken bleiben sollen, hier gar nicht so schwierig ist, da die Gräben nach dem Vermessen und Einzeichnen sofort zugeschüttet werden können. Schön und aufgeräumt sieht allerdings ein Feld, das nach dieser Methode untersucht wird, während der Untersuchung nicht aus. Leider waren, als wir die Grabung begannen, die im Jahrbuch für Vorgeschichte von Bersu zusammengefaßten Richtlinien noch nicht erschienen, sonst hätte ich nicht so viel Lehrgeld beim Untersuchen des Hanges gezahlt. Es tauchten später, an Stellen, an denen ich es nicht vermutet hatte und an die ich deshalb den Abraum hatte bringen lassen, Mauerzüge auf. Viel Zeit und Geld wäre erspart geblieben, wenn ich sogleich die Schnitte tief genug an dem Hange hinab gezogen hätte!

Zu Beginn der Grabung galt es bereits, auch an eine andere Frage heranzugehen, an die Frage, wie die Verschiedenartigkeit der Rückstände der Lehmmauer, die durch Feuer zerstört worden war, zu erklären sei. Wir hatten bei der Grabung die verschiedensten Arten des gebrannten Lehmes gefunden, vom scharfkantigen, rotgebrannten Lehmgrus — Töppen nennt ihn Bröckelmasse — in allen Korngrößen, vom kopfgroßen Stück bis zum staubförmigen Grus. Diese Arten lagen aber nicht etwa durcheinander gemischt, sondern hier ein Komplex von dicken Brocken, die oft die Abdrücke von Rundhölzern oder gespaltenen Hölzern trugen, daneben etwa ein Komplex scharfkantigen, zerrissenen Gruses von jeder Größe, in die der Spaten nur widerwillig knirschend eindrang, dort wieder Massen von staubförmigem Grus, den man nicht in der geschlossenen Hand halten konnte, da er zwischen den Fingern hindurchrieselte. Das Glück half uns, diese Frage zu beantworten. In Neudorf, also nur einige hundert Meter von uns, wurde ein alter Stall aus Wellwand abgebrochen. Es war ein Fachwerkbau, in dem die einzelnen Fächer durch Holzspreizen zunächst ganz weitläufig zugeschlagen werden. Dieses Gitterwerk wird dann mit einem Lehmbrei beworfen, in den gehacktes Stroh, Heidekraut, Kuhhaare gemengt sind. Herr Gasthofbesitzer Dembeck stellte uns bereitwilligst

Teile des Stalles zur Verfügung. Teile der Wellwand sowie Brocken reinen Lehms in getrocknetem und halbfeuchtem Zustande legten wir auf einen Scheiterhaufen. Der Befund nach dem Brande war folgender: Starke Zerklüftung mit scharfkantigen Rändern war an den halbfeuchten Lehmbrocken festzustellen. Die Größe des Kornes bei den getrockneten Lehmprodukten hing von der Dichtigkeit der dem Lehm beigegebenen organischen Gebilden ab. Je gleichmäßiger und stärker der Lehmbrei einst mit diesen durchmischt worden war, desto regelmäßiger und feiner war der Rückstand.

Die Untersuchung.

Die Grabung ergab nicht den geringsten Anhalt, daß sich eine Befestigungsanlage vor der Ordenszeit auf dem Schloßberge befunden hat, wie Töppen in seiner Geschichte der Stadt Marienwerder und ihm folgend die Geschichtsschreiber der engeren Heimat vermuten.

Reste der Anlagen hätten sich irgendwo und irgendwie auf dem Burgberge auch trotz der großen Bauten in der Ordenszeit noch nachweisen lassen müssen. Teile der vorgefundenen Anlagen wären infolge der Not der ersten Zeit wahrscheinlich wie in Wöcklitz benutzt oder umgebaut worden.

Wohl konnte aber festgestellt werden, daß dieser Berg mindestens von der frühen Eisenzeit an ohne Unterbrechung besiedelt gewesen ist. Dafür sprechen einmal die in die Lehmmauern der Ordenszeit eingesprengten Holzkohlenteile und rotgebrannten Lehmklümpchen, vor allem aber die Scherbenfunde, unter denen sich auch die aus Gräbern und Siedlungen der frühen Eisenzeit hier bekannten flachen, runden Platten vorfanden. Gegenstände aus Metall, die der Vor-Ordenszeit angehören, wurden nicht gefunden. Die Siedlung hat sich nicht nur auf den eigentlichen Burgberg beschränkt, sie bedeckte auch den ganzen Grat.

Die Befestigungen auf dem Schloßberge und in seinem Vorfelde entstammen ohne Ausnahme der Ordenszeit. Der Unterberg scheidet hiermit aus der Reihe der vorgeschichtlichen Befestigungen aus.

Drei verschiedene Gruppen von Befestigungen ließen sich feststellen:

1. im Vorfelde,
2. auf dem Grat, der zum Burgberge führt, und
3. auf dem Burgberge selbst.

Die Befestigungen im Vorfelde.

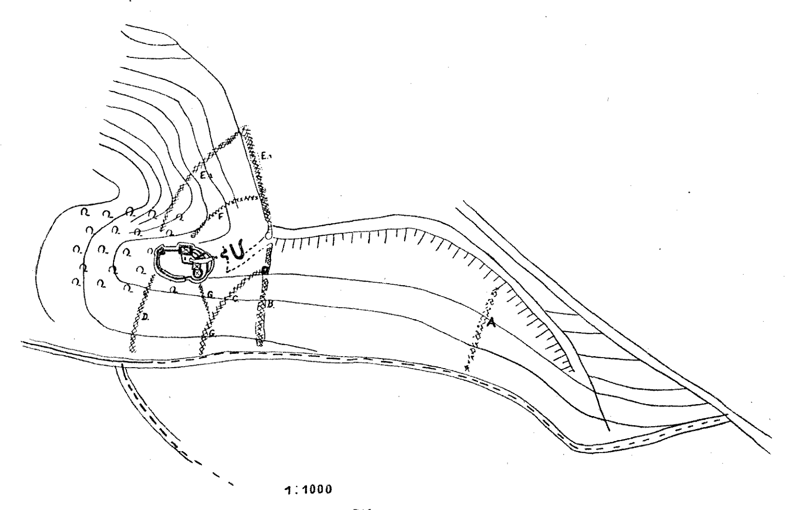
Befund.

Beim Suchen nach den Resten einer vielleicht ausgebauten Wasserstelle unten im Bach stieß ich ungefähr 5 m über dem heutigen Niveau des Wasserlaufes in der Wand des Hanges zur Rechten des Fließes auf eine etwa 1 m starke Schicht, die durch verrottetes Holz völlig schwarz gefärbt war. Das Anschürfen dieser Schicht ergab deren Breite. Weiteres Suchen am Steilhange des

Fließes führte noch an drei anderen Stellen zum Aufdecken von ähnlichen Schichten, allerdings von verschiedener Breite. Durch Schnitte am Hang ließen sich die am Steilhang gefundenen Schichten den Hang hinauf verfolgen. Sie nahmen an Dicke ab, je mehr wir uns der Hochfläche näherten. Am Rande der Hochfläche waren sie überhaupt nicht nachzuweisen. Der Pflug hat hier eine 1.50 m hohe Stufe gebildet — der Höhenrand ist seit Jahrhunderten die Grenze zwischen zwei Dörfern. — Die Schicht war also zerstört. Die Schichten ließen sich dagegen in einer Dicke von 0,10—0,25 m auf der Hochfläche und am Nordhange des Burgberges weiter verfolgen. Was die Bauart der Schichten anbetrifft, so ließen sich an keiner Stelle Reste von Pfählen oder Pfosten nachweisen. Ein Unterschied bestand in dem Befund am Steilhang gegenüber dem am Hange und dem auf der Hochfläche: Bereits einige Meter oberhalb der Anschnitte am Steilhang zeigten sich in den Schnitten durch die Verhaue die ersten Brandspuren in Gestalt von kleinen Teilen von Holzkohlen und rotgebranntem Lehm.

Ich sehe in diesen Erscheinungen, um es voraus zu nehmen, riesenhafte Verhaue aus übereinander gelegten Ästen. Diese Verhaue sind durch Feuer zerstört worden. Das Feuer hat seine vernichtende Wirkung im feuchten Bachtale nicht ausüben können. Auf eine gewaltige Höhe läßt die noch heute im Bachtale 1 m starke Schicht des verrotteten Holzes schließen.

Den Verlauf der Verhaue zeigt Skizze 3.



Skizze 3.
Die Gesamtanlage der Befestigungen auf dem Burgberge und im Vorfeld (Verhaue).

Die Verhaue im einzelnen.

Verhau A liegt fast am Eingang in die Parowe. Er setzt tief unten am Bach an, geht senkrecht zum Laufe des Baches bis zum Rande der Hochfläche hinauf. Noch heute ist der Zug des Verhaues wie der der beiden fol-

genden auf frischgepflügtem Acker zu verfolgen. Nach Breitenausdehnung und Schichthöhe ist er der schwächste von allen.

Verhau B steht wie Verhau A senkrecht auf der Laufrichtung des Baches, geht ebenfalls senkrecht den Hang hinauf, berührt die Hochfläche 15 m östlich der Stelle, an der der Berggrat sich von der Hochfläche löst. Am Steilhange des Baches liegt er in verrottetem Zustande in 1 m Stärke und 10 m Breite, nimmt den Hang hinauf an Breite und Stärke allmählich bis auf 8 m zu, beziehungsweise 0,10 m ab. Am Hochflächenrand ist er überhaupt nicht mehr nachzuweisen, wohl aber auf der Hochfläche selbst. Dort nur in 2 m Breite. War er von einer Mauer abgelöst?

Verhau C setzt im Bachtal ungefähr senkrecht unterhalb des Bergfrits an, steigt den Hang zunächst senkrecht hinauf, geht aber, sowie er die Hälfte der Höhe gewonnen hat, im Bogen nach Osten zu ab, steigt den Hang nur ganz allmählich hinauf, verläuft also fast parallel zu dem sich allmählich zum Burgberge neigenden Grate und stößt auf Verhau B ungefähr 15 m unterhalb der Stelle, an der Verhau B den Rand der Höhe gewinnt. An dem Schnittpunkte war eine 1 m tiefe quadratische Grube von 4 m Durchmesser festzustellen. Er ist der stärkste und breiteste Verhau. Hoch oben am Hang hat er sich noch in 12 m Breite bei 0,25 m Tiefe erhalten. Unten am Steilhang liegt er in 12 m Breite und 1 m Tiefe. Wo er an das Fließ stoßen würde, — das Fließ hat sich im Laufe der Jahrhunderte tiefer eingefressen — durchschneidet das Fließ heute den Quellhorizont. Von hier an führt heute das Fließ das ganze Jahr hindurch Wasser, während es in seinem Oberlauf nur zu Regenzeiten Wasser hat.

Verhau D geht ebenfalls vom Fließe aus, setzt hier gegenüber der Einmündung des linken Nebenflüßchens in 13,5 m Breite und 1 m Schichthöhe an und klettert dann den Südwesthang des Burgberges hinauf und läßt sich hier bis hart an die Ringmauer verfolgen.

Auf der Nordseite fanden sich ähnliche Verhaue:

Verhau E besteht aus zwei Teilen, E 1 und E 2. E setzt auf der Hochfläche den Verhau B fort, von ihm durch eine 1,80 m breite Durchfahrt getrennt. Nach 16 m schickt er den Verhau F im rechten Winkel auf den Burgberg zu ab, er selbst nähert sich allmählich immer mehr dem heutigen Höhenrande, der hier von Süden nach Norden zu geht. Auch er hat wie der Südrand der Hochfläche durch Abpflügen im Laufe der Jahrhunderte schwer gelitten. Ungefähr dort, wo der Höhenrand im leichten Bogen nach Westen zu abbiegt, d. h. nach rund 100 m, steigt der Verhau den Hang zur Talsohle hinab und geht in der Richtung auf die Nordwest-Ecke des Burgberges zu, er bildet also das Gegenstück zu Verhau C. Bis kurz vor den Burgberg ließ er sich durch spatenbreite Löcher verfolgen. Hier am Fuße aber verlor sich seine Spur. Ist er den Hang hinaufgestiegen — er stieße hier auf den dreieckigen Turm in der Ringmauer — oder ging er am Fuße des Burgberges entlang, um sich mit Verhau D, der vom Bache aus den Berg hinaufsteigt, zu vereinigen? Ein Nachprüfen in beiden Richtungen führte zu keinem Ergebnis. Am Hang lagen die verkohlten Holzteile und Schuttmassen des Tur-

mes. Ein einwandfreies Auseinanderhalten der Kohlenschicht des Verhaus und der Reste des Turmes war mir nicht möglich. Der Westfuß des Burgberges wiederum ist durch Abpflügen und Sandentnahme völlig zerstört.

Durch den Spaten kann der weitere Verlauf des Verhaues E 2 demnach nicht gelöst werden. Die Breite des Verhaues war verschieden: dicht hinter der Torwange nur 1,50, verbreitet sich aber bald auf 8 m.

Verhau F war bei Meter 16 des Verhaues E von diesem im rechten Winkel abgebogen. Er steigt den Hang ungefähr bis zur Hälfte hinab, um dann wieder zum Burgberge hinauf zu steigen. Er stößt hier auf den viereckigen Turm, und zwar auf dessen Nordost-Ecke. Die Breite und Tiefe des Verhaus ließ sich nur auf der kurzen Strecke genau feststellen, die er auf der Hochfläche geht. Auf dem Hang durften Schnitte nicht gemacht werden, da das Kleefeld nicht zerstört werden durfte. So wurde der Zug des Verhaus durch spatenbreite Löcher verfolgt. Der Berührungspunkt mit dem viereckigen Turm konnte nicht genau festgestellt werden. Außer den Schuttmassen des Turmes liegen hier über dem Verhau die Massen Abraums, die wir bei der Grabung den Hang hinab geschüttet hatten. Die vom Verhau aber bis etwa 20 m vor dem Turm innegehaltene Richtung führt auf die Nordost-Ecke des Turmes.

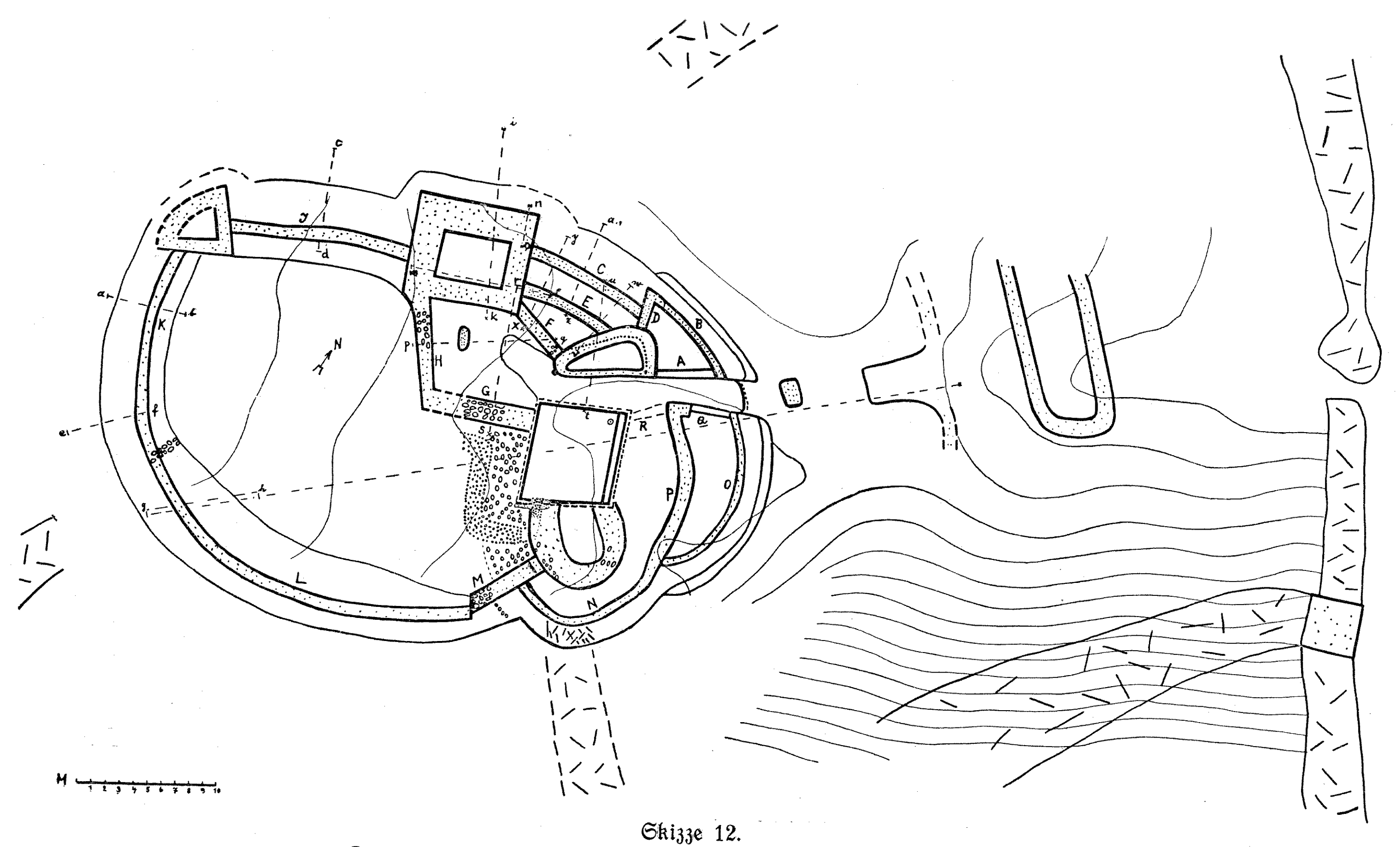
Verhau G: Reste eines Verhaus aus oberarmstarken Knüppeln fanden sich, wie wir später hören werden, auf der Berme vor dem Mauerabschnitt N in etwa 4 m Breite. Die gekreuzt übereinander liegenden Hölzer (das Lichtbild ist leider mißglückt!) ließen sich jedoch nur auf der Berme feststellen, nicht aber mehr auf dem Hang. Der weitere Verlauf des Verhaus — vorausgesetzt, daß es sich wirklich um den Rest eines langgestreckten Verhaues handelt und nicht um ein rein örtliches Hindernis — kann nur vermutet, nicht bewiesen werden.

Bevor ich den Befund auszuwerten versuche, ein Wort noch zum Durchgang im Verhau. Die Skizze 12 zeigt, daß die rechte Torwange (von innen gesehen) parallel laufende, 3 m starke Wände hat. Die linke Torwange ist etwas vorgeschoben und kreisförmig verstärkt. Ihr Durchmesser beträgt 4 m. Die Torbreite ist 1,80 m. An keiner Stelle der Torwangen fanden sich sonderbarerweise Pfostenreste. War hier ein runder Turm aus Ständern, die auf Lagerhölzern ruhten? Aber auch von diesen fand sich keine Spur!

Die bauliche Auswertung des Befundes.

Was die Gesamtanlage der heute noch nachweisbaren Verhaue anbetrifft, so fallen zwei Punkte auf:

1. Die Schwäche der West- und Südfront. Die Spur von Verhau E 2 war am Fuße des Burgberges verloren gegangen. Von den beiden bereits erwähnten Möglichkeiten über den weiteren Verlauf des Verhaues kommt meiner Ansicht nach nur ein Hinaufsteigen zum dreieckigen Turm in Frage. Denn welcher Gedanke liegt der Gesamtanlage der Verhaue zu Grunde? Es bestehen hier meiner Ansicht nach zwei Arten von Verhauen. Einmal Verhaue, die einen Gürtel um die Burg ziehen, und zweitens Verhaue, die von der



Skizze 12.
Die Befestigungsanlagen auf dem Grat und dem Burgberge.

Burg aus strahlenförmig auf den Gürtelverhau zu führen. Der Gürtelverhau hat die Aufgabe, die Annäherung des Feindes zu erschweren — Verhau A hoch oben im Anfange der Parowe hat hier eine Sonderaufgabe: er riegelt den schwer übersichtlichen Oberlauf des Fließes ab. — Die Gliederung des gesamten Ringes in einzelne Sektoren wiederum muß ein Sichteilen der Angreifer herbeiführen. Die in den einzelnen Sektoren angreifenden Feinde werden durch die strahlenförmig auf die Burg zugehenden Verhaue gehindert, sich gegenseitig zu unterstützen. Der Verteidiger aber, der die Angriffsrichtung des Feindes rechtzeitig an der Durchbruchsstelle im Verhau erkannt hat, hat Zeit, sich in aller Ruhe in dem gefährdeten Verteidigungsabschnitte der Burg zu sammeln. Dieser Gedanke, die Kräfte des Feindes zu zersplittern, so daß auch der schwache Verteidiger, sich stützend auf die Verteidigungsanlagen, einem an Zahl um das Mehrfache überlegenen Feinde mit Erfolg entgegentreten kann, würde durch ein Fortführen des Verhaues E am Fuße des Burgberges auf D zu durchkreuzt werden. Ist aber Verhau E den Burgberg hinaufgestiegen, bleibt eine Lücke in dem Gürtel. Diese Lücke hat sicher nicht bestanden. Wo kann der den Westen schützende Gürtel einst gelegen haben? Es ist möglich, daß er einst am Höhenrande entlang weiter nach Westen zu gegangen ist. Auch dieser Höhenrand ist durch Pflügen sehr schwer beschädigt worden, auch hier bildet er die Grenze. Der Verhau wäre dann in das Tal hinabgestiegen und hätte es durchquert und so den Anschluß an den Gürtel gefunden. Im Tal fand ich trotz sehr sorgfältigen Suchens nirgends eine Spur von einem Verhau. War dort ein Verhau aber nötig? Die beiden ältesten Söhne der Besitzerin, die mich in allen meinen vielen Nöten immer wieder gern unterstützten, wiesen mich darauf hin, daß das etwa 300 m breite Tal erst in den letzten Jahren überall gangbar gemacht worden sei. An zwei Stellen erstrecken sich dicht an dem nach Norden zu liegenden Hange große Quellgebiete, die vor ihrer Trockenlegung auch im Hochsommer kaum zu betreten waren. Noch heute, also nach der Trockenlegung, fallen auf frischgepflügtem Acker die feuchten Stellen als dunkle Flecke von weitem auf. Diese beiden Quellgebiete liegen aber mindestens 200 m vorm Burgberge. Es wäre möglich, daß der Gürtelverhau auf diese Quellgebiete zu gegangen wäre und sie als Hindernisse benutzt hätte. Möglich ist aber auch, daß unmittelbar am Westfuße des Burgberges sich einst — jetzt völlig trocken gelegte — Quellgebiete befunden haben. Die Frage, wie der Gürtelverhau von der Stelle an, wo E 2 in das Tal hinabgeht, weitergegangen ist, muß demnach offen bleiben.

Auf der Südfront hat sich dem Anscheine nach nur der Radialverhau D erhalten. Verhau A hatte eine Sonderaufgabe, wie bereits gesagt worden ist. Verhau B sehe ich als einen Teil des Gürtelverhaus an; Verhau C ist kein Radialverhau, da er nicht auf das Kraftzentrum der Verteidigung zugeht; ich halte ihn für eine Anlage, die die Befestigungsanlagen auf dem Grat nach Süden zu schützen und zugleich den Verteidigern den Zugang zum Wasser sichern soll.

Auf der Burg selbst fanden wir nirgends die Spur von Zisternenanlagen. Die Verteidiger waren also auf die Wasserstelle angewiesen. Weil dieser

Punkt die verwundbarste Stelle war, sehe ich in dem Verhau G auch den Rest eines längeren Verhaues, der am Hang völlig zerstört ist. Er müßte irgendwo auf Verhau C gestoßen sein, wahrscheinlich auf dem Knick in ihm, so daß die Sicherung des Grates durch ihn verstärkt worden wäre. Deshalb war die Wasserstelle gegen die Hauptangriffsrichtung auch durch zwei Verhaue, B und C, gesichert. Die Wasserstelle selbst muß demnach zwischen den Endpunkten von C und D liegen. Aber wo? Heute durchschneidet das Fließ den Quellhorizont kurz unterhalb C. Vor 700 Jahren hat der Schnittpunkt tiefer gelegen. Das Bächlein hat sich tiefer eingefressen. Der Anschnitt von C wie der von D liegt jetzt 5 m über dem heutigen Wasserspiegel des Baches. D wiederum liegt 5 m unter C. Die Verhaue gingen einst sicher bis zum Fließ. Dann hätte sich dieses Fließ um 5 m im Laufe der Zeit eingefressen (jährlich 0,71 cm). Bei D wäre das Quellgebiet einst durschnitten worden. Kurz oberhalb D hätte demnach die Wasserstelle gelegen. Zu diesem Schluß führt auch die Frage, wo der Gürtelverhau auf dieser Südseite gelegen hat. Genügte als Hindernis bereits etwa der Steilhang, der links vom Bache emporsteigt? Den ganzen „Schweinskopf" habe ich daraufhin untersucht. Nirgends fand ich eine Spur. Gerade das Überhöhen auf der Feindesseite mußte die Wasserholer gefährden, sofern die Wasserstelle in der Nähe des Steilhanges bei C sich befand. Anders liegen die Verhältnisse dagegen bei D. D gegenüber liegen nicht mehr Steilhänge, sondern ihm gegenüber mündet der linke Seitenarm des Bächleins ein. Heute ist diese Stelle stark sumpfig. Hier war man gegen Fernwaffen der Feinde gesichert. Da ich auf dem Schweinskopf keine Spuren von einem Gürtelverhau fand, so wird dieser meiner Ansicht nach im Bachtal selbst weitergegangen sein. Er ist nur im Laufe der Jahre vom Bächlein unterspült und weggeschwemmt worden. Erhalten hätten sich demnach auf der Südseite nur die Ansatzstelle der von dem Gürtelverhau ausgehenden Verhaue. Den heute durch die Parowe führenden, die Verhaue schneidenden Weg halte ich für jung, d. h. nicht aus der Zeit der Burg stammend.

Der Verhau verteidigte sich durch seine Tiefenausdehnung und seine Höhe selbst, er bedurfte keiner besonderen Verteidiger. Nur zwei Stellen wurden besonders gesichert: einmal die linke Torwange, zweitens der Schnittpunkt der Verhaue B und C und das Zwischenstück zwischen diesen beiden Punkten. Das Tor muß ein Schwellenbau gewesen sein; es spricht hierfür die Tatsache, daß an dieser doch gefährdetsten Stelle die Stärke des Verhaus von 13,5 oder 8 m auf 2 m und 1,50 m zurückgeht. Ausgeschlossen ist nicht, daß es sich hier um eine Mauer aus in das Erdreich senkrecht eingelassenen Hölzern handelt. Die Oberfläche der Hochfläche, auf der die Toranlage des Verhaues liegt, kann durch den alles gleichmachenden Pflug auch bereits so stark verändert worden sein, daß von den einst tief eingelassenen Hölzern jetzt nur noch der 0,20 m lange Fuß zu fassen war. Wie bereits gesagt, zwingt das Schmalerwerden der Verteidigungsanlage an dem gefährdetsten Punkte zu dem Schluß, daß auf dieser Strecke nicht ein Verhau, sondern eine Holzmauer gestanden hat.

Ein zweiter Holzturm hat meiner Ansicht nach in dem Schnittpunkt der Verhaue B und C gestanden. Es hat sich dort eine quadratische Grube von 4 m Seitenlänge und 1,10 m Tiefe erhalten, in der sich zwischen zahlreichen Holzkohlenteilchen auch preußische Scherben befanden. Von Pfosten in den Winkeln war nichts mehr festzustellen. Auf Grund der auf dem Burgberge ähnlich auftretenden Erscheinungen halte ich diese Grube für die Baugrube eines aus Fachwerk aufgeführten Turmes. Wenn sich auch nicht mehr Reste von Lagerhölzern, wie etwa im Bergfrit, erhalten haben, auf denen das Gerüst des Turmes errichtet wurde, so spricht für einen Fachwerkbau der wagerechte Boden der Baugrube. Die Hölzer sind verwittert, nicht wie im Bergfrit verbrannt.

Von der Mauer zwischen dem Turm im Tor und dem im Verhau ist eigentlich nur das Stück auf der Hochfläche erhalten. Der Hang ist durch den Pflug völlig zerstört worden.

Was die Zeit anbetrifft, in der diese Verteidigungsanlage geschaffen worden ist, so kann diese Frage nur im Zusammenhange mit der gesamten Befestigungsanlage beantwortet werden.

Die Burg.

Der Burgberg.

Die beiden Schnitte (Skizze 4) durch den Burgberg und seine Umgebung ersetzen jede ausführliche Beschreibung. Schnitt I schneidet ihn in der Richtung Ost-West. Er setzt also auf der Hochfläche an, geht über den Grat, den Burgberg und den Hang in das Tal hinab. Schnitt II schneidet den Berg in der Richtung Süd-Nord, führt also vom Fließ über den Berg in den Ansatz des Tales, das im Norden um den Burgberg herumgreifen will.

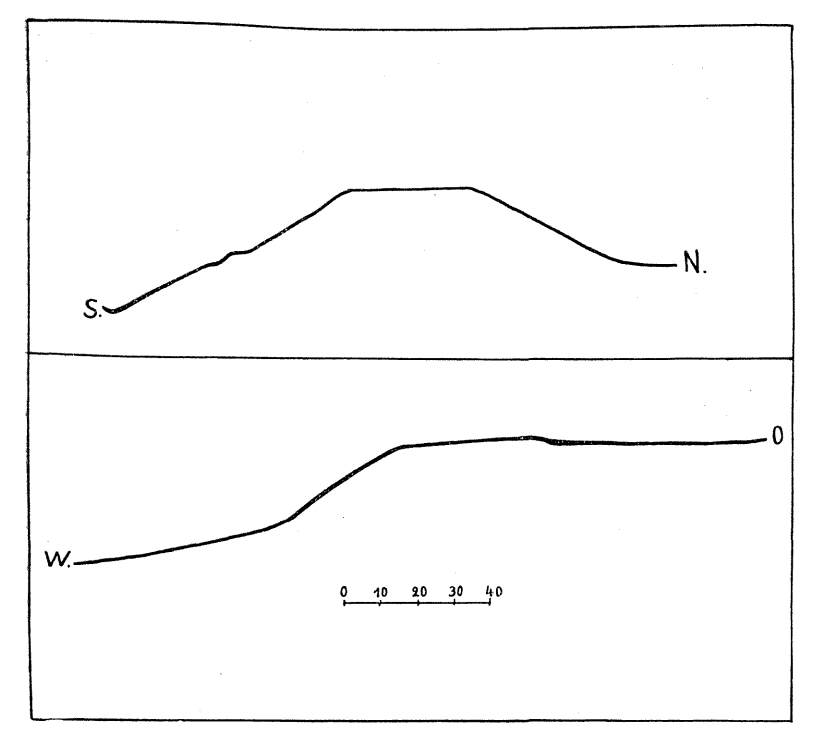
Die Form des Burgberges ist ein ganz regelmäßig gebauter 34,5 m sich über das Fließ erhebender Kegel, der durch einen Grat mit der Hochfläche verbunden ist. In geologischer Hinsicht besteht der Berg aus festem, fettem Geschiebelehm, in den größere und kleinere Sandlinsen eingesprengt sind. Am Fuße des Berges, und zwar auf der Süd- und Westseite des Berges am Ansatze und im West-Winkel des Burghofes des Grates, oben an der Hochfläche treten Sandlinsen von größerer Stärke auf.

Die Befestigungsanlagen auf dem Grate.

Der Befund.

Der Grat ist die natürliche Brücke, die den Burgberg mit der Hochfläche verbindet. Die Ansatzstelle des Grates an der Hochfläche ist verhältnismäßig breit. Von hier aus wird er dem Burgberge zu schmaler. Den Burgberg selbst überhöht heute der Grat um ungefähr 2 m. Durch den Pflug sind hier leider sehr starke Veränderungen hervorgerufen woden. Glücklicherweise ist aber nicht alles durch ihn zerstört worden.

Der erste große Schnitt, den wir zu Beginn der Grabung fast von der Hochfläche aus auf den Burgberg zu zogen, konnte Anhaltspunkte für eine Befestigung des Grates kaum geben. Die Breite des Grates erzwang eine



Skizze 4.
Schnitt durch den Schloßberg.

eingehende Untersuchung durch kleinere Schnitte. Das Ergebnis der Grabung ist folgendes:

Der Grat, von dem aus der Burg die größte Gefahr droht, ist durch eine Reihe von Befestigungen gesichert:

1. durch einen kleinen mit Mauern eingefaßten Graben, der sich zwischen die Außenwerke und den Hauptgraben schiebt, aber den Grat nicht völlig durchschneidet-,
2. durch die Anlage des Weges auf diesem Grat,
3. durch den Hauptgraben mit der Brückenanlage.

Der kleine Graben schiebt sich 22 m vor dem Hauptgraben von N her in den Grat hinein. Der Ausgangspunkt des Grabens läßt sich am Nordhange des Grates tief hinab verfolgen. Er durchschneidet den Grat zum Teil, bricht aber ungefähr 6 m vor dem Rande des Südhanges ab. Auf dem Grat ließ er sich in einer Breite von 7,50 m nachweisen, 1,40 m ist er hier eingetieft. Der tiefste Punkt seiner Sohle liegt bei Meter 4, also nicht in der Mitte. Der Böschungswinkel, der der Burg zu liegt, ist demnach steiler als der nach der Hochfläche zu. Eine 1 m dicke Mauer aus gestampftem Lehm, in dem sich zahlreiche Spuren von Holzkohlen und gebrannten Lehmklümpchen finden, ist deutlich am Südende des Grabens festzustellen. Spuren der Mauern, die an

den Rändern des Grabens standen, finden sich zwar, sind aber nur sehr schwer zu erkennen. Die Schuld hieran trägt nicht allein der Pflug, sondern die Veränderungen, die unmittelbar nach dem Aufgeben der Burg hier eingesetzt haben. In diesem Graben findet sich nämlich ein kreisrunder Estrich aus rotgebranntem Lehm, der auf einem Pflaster von kinderkopfgroßen Feldsteinen ruht. Da das Grabenprofil sich auch unter dem Estrich verfolgen läßt, ist der Estrich jünger als der Graben. Preußische Scherben und eine eiserne Gürtelschließe von demselben Charakter wie die im Burghof gefundenen lagen über dem Estrich in Holzkohlenasche. Nach den Grabenrändern zu tauchten Reste von verbrannten starken Hölzern auf. Dem Anschein nach stehen sie zu dem Estrich in inneren Beziehungen. Einen sorgfältigen Abschluß der Holzlager nach Norden zu vermochte ich ebensowenig festzustellen wie eine Quermauer im Norden. Für die Höhe der Lehmmauern, die den Graben begrenzten, fand sich nirgends ein Anhalt.

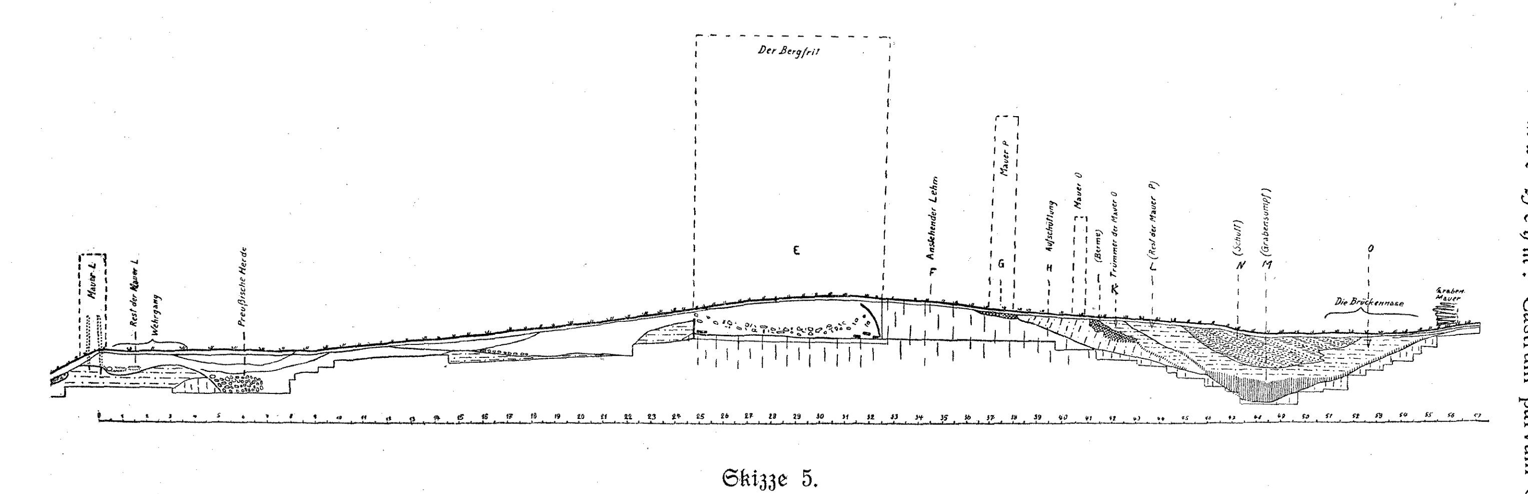
Bauliche Auswertung.

Ich halte diese Anlage nicht für einen Turm, sondern einen von niedrigen Mauern eingefaßten Graben, der die Aufgabe hat, die Gefahr zu beseitigen, die der breite Ansatz des Grates an der Hochfläche als Basis für einen Angriff und die wenn auch nur geringe Überhöhung (2 m) des Burgberges durch Hochfläche und Grat in sich birgt. Durch diesen Graben wird der Weg vom Tor im Verhau zum Tor der Burg an den Rand des Südhanges gedrängt. Dem Feind wird die Möglichkeit genommen, sich kurz vor dem letzten Verteidigungsabschnitt zu entwickeln, ihm wird ferner die Angriffsrichtung vorgeschrieben. Ihm wird ein Weg aufgezwungen, der hart am Steilhang entlang führt und der in seiner ganzen Länge unter dem Feuer des Turmes neben dem Bergfrit steht. Am Rande des Hauptgrabens geht der Weg im rechten Winkel zur Brücke, an den gesamten Verteidigungsanlagen dieser Front entlang. Dieses Führen des Weges im Zickzack beseitigt zum Teil wenigstens den Nachteil der Überhöhung durch den Grat. Es kann jetzt nicht mehr das Beharrungsvermögen einer bergab, d. h. in diesem Falle der Burg zugewälzten Last ausgenutzt werden. Der Weg ist zu oft gebrochen worden. Die Masse erreicht nicht ihr Ziel, das Tor oder die Mauer der Burg, sondern endet zu leicht im nächsten Graben. Die Anlage des Weges setzt im übrigen voraus, daß am Rande des Südhanges eine Mauer gestanden hat. Reste fanden sich an dieser dem Pfluge stark ausgesetzten Stelle aber nirgends mehr.

Der Hauptgraben und sein Inhalt.

Befund.

Bereits zu Beginn, bei der ersten Grabung, durchschnitten wir die Senke, die den Grat von der auf dem Burgplatze sich erhebenden Kuppe trennt, durchschnitten diese Kuppe selbst mit ihren gesamten Anlagen, dann den hinter ihr liegenden Burghof und die diesen abschließende Ringmauer. Die später zu diesem ersten Schnitt gezogenen Schnitte bestätigten die im ersten gefundenen Profile. Die Skizze 5 stammt aus der ersten Grabung. Sie



Skizze 5.

Längsschnitt durch die gesamten Befestigungsanlagen des Burgberges.

soll nicht nur die Verhältnisse im Hauptgraben, sondern auch die Höhenlage der gesamten Befestigungsanlagen zwischen dem Grat und der Ringmauer im Westen veranschaulichen. Zur Erörterung stehen zunächst nur die Anlagen von der Kuppe auf dem Burghofe und dem Grate.

Die Kuppe besteht aus festem Geschiebelehm. Bei Meter 24,80 beginnt eine Baugrube mit wagerechtem Fußboden. Am stärksten ist sie auf der Spitze der Kuppe bei Meter 32,50 eingetieft. Der anstehende Lehm ist nach Osten zu leicht zu verfolgen.

Unter der Humusschicht taucht nach 4 Metern auf dem Anstehenden eine nur 0,20 m starke, aber 1,70 m breite Schicht auf (Schicht G). Mit Holzkohlen ist sie stark durchsetzt. In den Parallelschnitten tauchen auch armdicke Pfähle auf, zwischen denen unregelmäßig wagerechte Hölzer liegen. Daß Feuer hier verändernd eingegriffen hat, zeigen die Klümpchen rotgebrannten Lehms.

Nach dem Grat zu taucht das Profil H auf. Der Boden ist bereits bewegt worden. In Farbe und Härte unterscheidet er sich kaum von dem Anstehenden. Rotgebrannte Lehmklümpchen und Holzkohlenteile, sowie der Boden eines berußten, irdenen Kochtopfes verraten, daß es von menschlichen Kulturresten durchsetzter Boden, nicht Anstehendes ist.

Bei Meter 41,10 setzt unter der Ackerschicht eine stufenförmig eingetiefte, von Holzkohlen tiefschwarz gefärbte, 2 m breite Schicht an. Die Lagerung der in den inneren Winkeln der Stufen wagerecht liegenden armdicken Hölzer ist deutlich zu erkennen. Von dieser Schicht zieht sich schräg abwärts in der Richtung der Oberfläche der Schicht J ein dunkler Streifen bis zum Anstehenden.

Schicht K ist 0,50 m stark. Sie liegt überall in gleicher Stärke auf dem von J ausgehenden Streifen auf. Die Schicht ist fest zusammenhaltender Lehm, in den ziemlich gleichmäßig Holzkohlenteile und rotgebrannte Lehmklümpchen eingesprengt sind.

Schicht L ist 1 m stark, in ihrer Zusammensetzung genau so wie die vorige Schicht, von dieser durch einen dunklen Streifen getrennt. Sie ruht dann auf dem Anstehenden und steigt, fast überall in gleicher Stärke bleibend, mit dem Anstehenden zum Grate wieder empor. (Bei Meter 51 setzt eine Verdickung ein.)

M. Den tiefsten Punkt füllt ein fettiger, humoser Schlick mit wagerechter Oberfläche aus, in dem sich außer preußischen einige ordenszeitliche Scherben und ein ordenszeitlicher Nagel befanden.

N. In den Schoß von L eingebettet liegen 11 sich abwechselnde Schichten von grobem, rotgebranntem Lehmgrus und bräunlichem, lockerem Lehm.

O. Eine Verdickung der Schicht L setzt bei Meter 50,5 ein. Diese Schicht steigt den Graben hinauf.

Bauliche Auswertung.

Klar liegen die Verhältnisse am Grat. In den anstehenden Lehm ist ein Graben eingetieft. Er setzt bei Meter 55,5 an, erreicht bei 48,5 den tiefsten Punkt. Schicht M ist der Grabensumpf. Die nach dem Burghofe zu liegenden Schichten lassen sich aus dem Profile allein nicht erklären. Erst ein Verfol-

gen eines jeden der in diesem Schnitt gefundenen Profile und ein Blick auf das durch die gesamten Ergebnisse der Grabung geschaffene Bild geben die Lösung für die von diesem Schnitt aufgeworfenen Fragen. Das Ergebnis ist folgendes: In den dem Feinde abgewandten Hange der Lehmkuppe war das Fundament für den Bergfrit eingelassen (Schicht E). Schicht G läßt sich um den ganzen Burghof verfolgen. Es ist der Rest eines mit Lehm beworfenen Holzzaunes, dessen unregelmäßig voneinander stehenden Pfähle (0,30—0,50 m) wagerecht mit Strauchwerk durchflochten sind. H ist eine Aufschüttung, deren Rand durch eine hier doppelte Berme (J) geschützt ist. Derartige Stufen sollen das Abrutschen der auf dem Grabenrande stehenden Mauern verhindern. Durch die Packung von wagerecht liegenden, unter sich verankerten Hölzern wiederum wird das Untergraben der auf dem Grabenrande stehenden Mauern erschwert. Die Mauer stand demnach mit ihrer Außenseite bei 41,20. Diese Mauer ist Schicht K. Sie ist kopfüber in den Graben gestürzt worden. Der Graben setzt demnach bereits bei der Berme an. Schicht L ist eine Mauer, die über die Grabenmauer hinweggestürzt ist. Sie hat auf der Schicht G gestanden. Bei ihrem Sturz hat sie den ganzen Graben ausgefüllt. Die bei Meter 50,5 ansetzende Verdickung ist der Rest der Nase, von der der Weg über die Brückenpfeiler zur Burg führt. Da eine humusführende Schicht unter ihr liegt, ist sie nachträglich erst in den Graben gebaut worden! Schicht N ist eine Auffüllung aus der Zeit, als der Schloßberg eingeebnet wurde. Gerade diese sich abwechselnden Schichten machten uns zunächst die größten Kopfschmerzen. Schnitte in der Wagerechten und Parallelschnitte löſten dieses Rätsel. Die Profile dieser Schichten wechseln. Sie sind meiner Ansicht nach dadurch entstanden, daß von verschiedenen Stellen Schutt zum Auffüllen des Grabens geholt wurde. Hatte der eine Arbeiter eine Karre mit grobem, hartgebranntem Lehmschutt hinabgeschüttet, so brachte der nächste den Schutt von einer vom Feuer wenig oder gar nicht zerstörten Mauer.

Was den Baustoff anbetrifft, aus dem die beiden Grabenmauern und die bei 36,5 stehende Mauer gebaut sind, so verraten die Holzkohlenteile und die rotgebrannten Lehmklümpchen, daß der Lehm für die Mauer von einer Stelle entnommen worden ist, auf der Siedlungen bereits bestanden haben. Hin und wieder fanden sich in die Mauer eingebettet auch Scherben. Sie gehören, wie bereits vorher gesagt wurde, verschiedenen Kulturperioden an. Es fanden sich Scherben der Frühen Eisen-Zeit, der römischen Kaiser-Zeit, wie der preußischen Zeit. Der Lehm ist für den Bau der Mauer nicht noch besonders durch Hinzufügen von gehacktem Stroh und Heidekraut vorbereitet worden. Der feuchte Lehm ist gestampft worden, die Mauern also wie unsere Mauern aus Beton ausgeführt worden.

Eine Spur von der Holzbekleidung ist der dunkle Streifen, der Schicht K und L scheidet. Dieser hölzerne Schutz — es ist nicht nur ein reiner Wetterschutz — ließ sich an anderen Stellen ganz genau feststellen. Diese Außenhaut mag auch zuerst gebaut worden sein und hinter dieser erst die Lehmmauer. Die stark Holzkohlen führende Schicht G ist der Rest einer flüchtigen Befestigung, die durch Feuer zerstört und auf deren Fundament später

eine Lehmmauer gebaut wurde. Hier wurde sie durch eine Mauer aus reinem Lehm, an anderen Stellen durch eine Mauer aus Lehmpisee ersetzt. Eine Mauerstrecke in dieser primitiven Befestigungsart hatte sich noch auf dem Burghofe erhalten.

Der Hauptgraben ist demnach 14,50 m breit. Er war auf beiden Seiten von Grabenmauern eingefaßt. Der Fußpunkt, die Höhe und die Stärke der Mauer auf der Feindseite ist nirgends mehr genau festzustellen. Es tauchte an dem Rande des Hauptgrabens in anderen Schnitten eine Masse rotgebrannten, scharfkantigen Lehmes von der Korngröße einer Erbse auf. Auch diese Mauer ist, da sie so stark durchgebrannt ist, mit Holz stark verkleidet gewesen. Der breite, aber für ordenszeitliche Befestigungen verhältnismäßig flache Graben erhält durch die Grabenmauern ein anderes Gepräge. Bei einer Breite von 14,50 m liegt der tiefste Punkt des Grabens 7,60 m unter der Krone der Grabenmauer der eigentlichen Burg.

Die Brücke ist ganz an den Rand des nach Norden zu liegenden Steilhanges geschoben worden, so daß der letzte Teil des Weges an der ganzen Ostfront entlang führte. Auf dem Grat konnte der Rest der Nase gefaßt werden, von der die Brücke ausging, desgleichen die Nase, auf der die Brücke auf der Burgseite lag. Beide Nasen bestehen aus Lehm, eine starke Holzversteifung wurde an der Nase auf der Burgseite festgestellt, nicht aber an der ihr gegenüberliegenden. Von dem Brückenpfeiler wurde der Fuß festgestellt. Wider alles Erwarten bestand er nicht aus Holzpfosten, sondern aus einem Lehmklotz, dessen Krone, d. h. soweit sie noch erhalten war, durch drei wagerecht lagernde, kreuzweise aufeinander liegende Schichten von armdicken Knüppeln, die in einer Lehmpackung lagen, verstärkt war und dessen Seiten ebenso starke Hölzer absteiften. Von dem Oberteil des Klotzes hatte sich nichts erhalten.

Völlig ungeklärt ist die Befestigung am Brückenansatz vor dem Graben. Daß eine Grabenmauer längs des Grabens gestanden hat, ist gesichert. Darauf weisen Reste hin, die sich in anderen Schnitten durch den Graben fanden. Über ihre Höhe kann aber nichts ausgesagt werden. Von dem Fundament der Grabenmauer sowie von den stärkeren Befestigungsanlagen am Brückenkopf ist aber nichts erhalten. Die Einebnungsarbeiten des letzten Jahrhunderts und der Pflug haben die letzten Spuren vernichtet.

Die Befestigungen auf dem Burgberge.

(Siehe Skizze 12.)

Der leichteren Übersicht wegen werden die verschiedenen Arten, in denen die Lehmmauern aufgeführt worden sind, mit Buchstaben bezeichnet werden:

A: Mauer mit Holzkern, d. h. ein mit Lehm beworfener Zaun aus Flechtwerk.

A 1: mit einer Reihe,

A 2: mit zwei Reihen von Pfählen.

B: Mauer aus reinem Lehm.

C: Mauer aus Lehmpisee, d. h. in den Lehmbrei sind gehackte Pflanzenteile gemischt worden; diese Mauer wird oft auch Wellwand genannt.

Ferner werden Zahlen für die Höhenlage der Fundamente angegeben werden. Der Nullpunkt ist der Estrich des Bergfrits.

Der Befund.

Sämtliche Befestigungen entstammen der Ordenszeit.

Der Zug der Befestigungen folgt dem Gelände, dessen Oberfläche bereits vor dem Anlegen der ordenszeitlichen Befestigungen für Siedlungszwecke eingeebnet war.

Der Burghof wird durch eine Ringmauer geschützt, auf der gefährdeten Ostseite werden die Verteidigungsanlagen massiert.

Die einzelnen Verteidigungsabschnitte.

Der Ostabschnitt.

Ein Blick auf die Skizze der Mauerzüge zeigt, wie sich der ganze Verteidigungswille der Burginhaber in der Ostfront konzentriert. Hinter der das Ganze umschließenden Ringmauer erhebt sich eine, beziehungsweise zwei neue Mauern. Ihren Rücken stärken drei Türme, davon stehen zwei als Eckpfeiler der zweiten Linie. Sie alle beherrschend, steht in der Mitte des Verteidigungsabschnittes der Bergfrit. Durch die Toranlage wird die Ostfront in zwei ungleiche Teile zerlegt. Die erste Verteidigungslinie bildet in diesem Ostabschnitte die Ringmauer. Zur Ringmauer dieses Abschnittes rechne ich die Teilstrecken N, O, B und C.

Die Ringmauer.

N. Im Süden setzt die Teilstrecke N an der Teilstrecke der Burghofmauer M am Südwest-Fuß des neben dem Bergfrit sich erhebenden runden Turmes an, wendet sich nach Osten, umfaßt den Turm in leichtem Bogen und läuft auf dieser Strecke in 1 m Abstand vom Turme auf dem Rande des Steilhanges. Der Befund der Mauer ist folgender: Im Fundament fanden sich Reste der Bauweise A, die Mauer selbst gehört zur Bauweise C. Die Höhe der Mauer ist unbekannt. Ihre Breite beträgt 0,50 m. Das Fundament liegt am Verhau auf 0,50 m. Eine 1 m breite Berme, die den Druck der auf dem Rande des Steilhanges stehenden Mauer auffangen soll, ist ihr vorgelagert. 3 Meter vom Ausgangspunkt der Mauer entfernt hatten sich noch die Reste eines starken Verhaus in vorzüglichem Zustande erhalten. Verkohlte Eichenknüppel von Oberarmstärke lagen hier, sich überschneidend. Spuren einer Verankerung fanden sich auf dieser kurzen Strecke nicht. (Verhau G.)

O. An der Stelle, an der N den Hauptgraben berührt, gabelt sich die Mauer. In gerader Linie wird sie von der Hauptmauer P fortgesetzt, die Ringmauer O legt sich in leichtem Bogen vor diese. — Ihr größter Abstand von ihr beträgt knappe 3 m. Mauerabschnitt O endet am Tor. Er steht auf einer Aufschüttung.

Befund der Mauer: Bauweise B, Fundamenthöhe in der Nähe der Gabelung + 0,50, dicht vor dem Tor + 1,00 m. Die Mauerstärke 0,50 m. Die Höhe 4 m. Nach außen hin, d. h. nach O zu, war die Mauer mit Holz verkleidet. Dieser Mauer vorgelagert ist eine Berme. Sie ist in Stufen gebaut im Unterschied von der der Mauer N vorgelagerten. Die untere Stufe ist 1,30 m, die obere 0,60 m breit, bei einer Stufenhöhe von 0,60 m. In den Winkeln der Stufen lagern oberarmstarke Hölzer, zwischen ihnen dünnere, so daß die Stufen völlig mit Reisig ausgefüllt sind. Die Hölzer sollen ein Untergraben der Mauer verhindern. Dicke Knüppel steifen den Graben ab. Je mehr wir uns der Brücke nähern, um so klarer zeigen sich die Stufen.

B. Jenseits des 2 m breiten Torwegs setzt sich die Ringmauer in der Teilstrecke B fort, wendet sich allmählich immer mehr nach Westen. Sie ist das Gegenstück zu O. Der Befund lautet: Bauweise B, Breite fast 1.00 m, außen mit Holz verkleidet, dicht am Tor doppelte Berme, die, je weiter sie sich vom Tor entfernt, schwächer wird. Am Ende der Teilstrecke ist sie gerade noch festzustellen. Die Fundamenthöhe beträgt aber + 0,30. Ihre Höhe war aus Schnitten nicht festzustellen. Doch wird sie, auch was die Höhe anbetrifft, der Mauer O gleichen, deren Fortsetzung sie ist. B steht wie O auf einer Aufschüttung. Mauer B endet an der Stelle, an der der Steilhang ansetzt.

C. Mauer C setzt sie bis zum viereckigen Turm, dem nach Norden zu liegenden Eckpfeiler des gesamten Ostabschnittes, fort, springt aber 1,50 m an ihrer Ansatzstelle hinter B zurück. Ihr Befund ist: Fundamenthöhe zwischen — 0,50 und — 0,70 m. Mauerhöhe unbekannt. Holzverkleidung. Ihre Breite 1,00 m. Bauweise C. Von einer Berme keine Spur. Die Mauer selbst steht auf einer Aufschüttung, die nach dem Steilrande durch 0,30—0,50 m starke Stämme abgesteift ist. Damit die Mauer einen festeren Stand hatte, gab man ihr ein Lager aus zwei Schichten oberschenkelstarker Hölzer. Die Berme hat sich sonst vor der ganzen Anlage feststellen lassen. Sie wird auch vor Mauer C bestanden haben, nur ist sie hier wahrscheinlich abgerutscht.

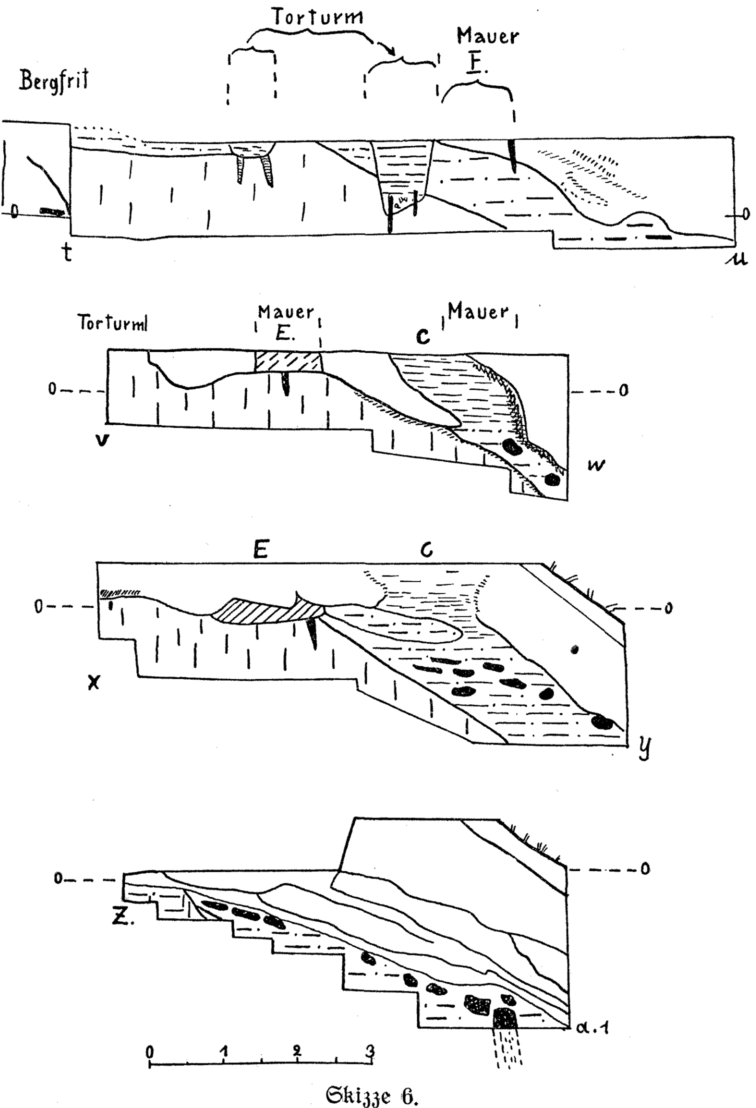
Die zweite Verteidigungslinie.

Zur zweiten Linie rechne ich die Mauer P, den Turm mit dem birnenförmigen Grundriß, die Fortsetzung der Hauptmauer, Mauerabschnitt E und den rechteckigen Turm.

P. Mauer P ging, wie bereits vorher gesagt ist, nachdem sich die Mauer O von ihr abgezweigt hatte, in der Richtung auf die Stirnseite des Torturmes der Ringmauer weiter. Ihr Fundament läßt sich gut bis zum Torwege verfolgen. Hier biegt sie im rechten Winkel dem Feinde zu um, hört aber bereits nach 0,50 m auf. Ich halte diesen Fortsatz für den Rest eines Strebepfeilers.

Da wir uns dem höchsten Punkte auf dem Burgplatze nähern, ist nicht mehr viel erhalten geblieben, an einzelnen Stellen nur knapp 0,10 m.

Befund: Fundamentfuß + 0,50 bis + 0,75 m. Stärke 1,00 m. Höhe 8 m. Bauweise: im Fundament Bauweise A, Oberbau B. Die Aufgabe, die sie zu lösen hat, verrät der hinter ihr liegende Bergfrit. (Vergleiche Skizze 6.)



Skizze 6.
Schnitte durch die Befestigungsanlagen der Ostfront.

Der Torturm hat in seinem Grundriß die Gestalt einer Flaschenbirne. Mit der Spitze nach dem Burghofe zu liegend, zeigt er seine 4 m breite Stirn dem Feinde, zwischen der 7,50 m langen Längsmauer und dem Bergfrit zwängt sich der Torweg hindurch. Auf die Südost-Ecke des Turmes ging die Hauptmauer P zu, seine Nordost-Ecke dagegen springt fast 2 m vor die Fortsetzung der Hauptmauer, diese also flankierend. Von diesem Vorsprunge aus ließ sich auf die Ringmauer zu eine Holzmauer (Schwellenbau) verfolgen. Befund der Mauer des Turmes: im Fundament Bauweise A, die armdicken verkohlten

Knüppel standen hier außerordentlich dicht, kaum 0,30 m von einander. Oberbau Bauweise C. Fuß des Fundaments verschieden. Die Südmauer + 0,80 m, die Nordmauer ist bis zur Nullinie eingetieft. Der Teil des Fundaments, der zu A gehört, ruht im Anstehenden, der Oberteil durchschneidet bereits eine Aufschüttung. Die Breite der Mauern ist in jeder Hinsicht verschieden. Die Mauern der Bauweise A sind 0,60 m stark .Die in der Bauweise C umgebauten Mauern sind auf der Feindseite, also der Ost- und Nordseite, auf 1,00 m verstärkt worden, die Südmauer dagegen hat dieselbe Stärke behalten. In die Westecke des Turmes eingelassen fand sich ein 0,40 m starker, verkohlter, senkrecht stehender Pfosten. Von einer Holzhaut der Mauern war nichts mehr festzustellen. Wahrscheinlich war sie aber einst vorhanden. Für die Höhe gibt die der Hauptmauer einen Anhalt.

E. Die Hauptmauer, Abschnitt E, setzt in einer Einbiegung der Nordmauer des Turmes an, biegt nach Westen um und geht auf den rechteckigen Turm zu. Sie steht wie die ganze Hauptmauer auf dem Anstehenden. Befund: im Fundament Bauweise A, im Oberbau B. Stärke 1,00 m. Fuß des Fundaments auf Null. Für ihre Höhe gibt nur der rechteckige Turm einen Anhalt.

Als Eckpfeiler der beiden ersten Verteidigungslinien steht hart am Steilhange der Nordseite ein rechteckiger Turm von 8,50 mal 7,50 Meter Ausmaßen, die Breitseite nach Norden, beziehungsweise Süden kehrend. Auf seine Ostmauer stoßen die Ringmauer und die Hauptmauer. Vor die Ringmauer springt seine Nordostecke noch 2 m vor. Seine S.O.-Ecke verbindet mit der Westecke des Torturmes Mauer F. Am Fuße seiner Südmauer liegt der Graben, der, bereits auf dem Burghofe, als letztes Hindernis erbaut ist. Der Turm steht mit Ausnahme der Nordostecke ganz auf dem Anstehenden. Für die Mauern mußte an dieser Ecke erst ein Fundament geschaffen werden. Es ist ähnlich gebaut wie das für den Mauerzug C, nur ist es bedeutend stärker, da es eine größere Aufgabe zu lösen hatte. Unter der Ostmauer und einem Teil der Nordmauer liegen 3 Schichten von 0,20—0,30 m starken Birkenstämmen, deren Rinde sich noch gut erhalten hat. Die Stämme liegen in der Richtung S—N. Um ihr Auseinanderrutschen zu verhindern, waren am Rande 1 m lange Pfähle in die Erde getrieben. Ein Schnitt durch die Nordmauer zeigte ein ähnliches Bild. Die Stämme lagen hier aber nicht in derselben Richtung wie die Mauer, sondern in derselben Richtung wie die Stämme im Fundament der Ostmauer. Diesen Teil der Mauer hatte das Schicksal ereilt. Sie war mit ihrem Fuß voran abgerutscht. Nur an einer Stelle gelang es, sie zu fassen. Ein Glücksumstand war, daß sich auch noch zwei Pfähle einer Außenversteifung fanden. Als Mauerstärke fand sich für die Westwand 2 m, für die Ost- und Südmauer 1,50 m und die Nordmauer 2,50 m. Von einer Berme ist auf der Nordseite des Turmes nichts mehr zu finden. Sie wird wohl mit der Mauer abgerutscht sein. Es wäre dieses sonst die einzige Stelle an dem gesamten Mauerzug um die Burg, die nicht durch eine Berme verstärkt gewesen wäre.

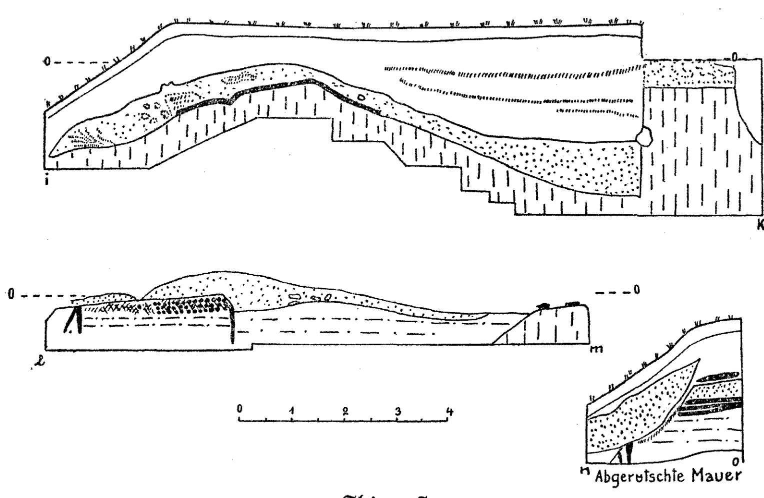
Die 4 m hohe Holzverkleidung ist auf dem Profil deutlich zu verfolgen. Aus demselben Profil geht hervor, daß der Turm einen hölzernen Aufbau

gehabt hat. Der Befund der Mauer: Bauweise C, Fuß der Nordmauer auf —0,95 m. Höhe der Nordmauer 6 m, davon die oberen 2 m ohne Holzverkleidung. Für die Höhe des Holzaufbaus ist kein Anhalt vorhanden. (Vergleiche Skizze 7.)

Die dritte Verteidigungslinie.

Der Bergfrit und der Bruderturm neben ihm.

Die stärkste Anlage des Ostabschnittes, zugleich die stärkste Befestigung der ganzen Burg ist das Verteidigungssystem, das sich aus dem Bergfrit und dem nach Süden zu dicht an ihn gebauten Turme zusammensetzt.



Skizze 7.
Schnitte durch den rechteckigen Turm.

Dieser runde Turm bildet zugleich den südlichen Eckpfeiler des Ostabschnittes, während der Bergfrit als Zentrum der Verteidigung hinter der Mitte der zweiten Linie liegt und zugleich den Torweg zu verteidigen hat, der sich zwischen ihm und dem etwas vorgeschobenen Torturm hindurchzwängt. Vor ihm, dem Feinde zu, liegt die 8 m hohe Hauptmauer. Da deren Fortsetzung nach Norden zu, Mauerabschnitt E, erheblich niedriger ist, — der Befund des sie sicher überhöhenden rechteckigen Turmes hatte ohne die Holzaufbauten nur 6 m ergeben. — so scheint die Hauptaufgabe dieser stark in die Höhe gezogenen Hauptmauer gewesen zu sein, den Bergfrit vor der Wirkung von Fernwaffen zu schützen. In dieser Hinsicht schützen ihn nach dem ihm weniger gefährlichen N.O. Mauer E und der Torturm. Auf den übrigen Seiten konnten infolge des Geländes Fernwaffen gegen ihn nicht angesetzt werden.

Der dicht neben den Bergfrit gebaute Turm mit fast kreisförmigem Grundriß sichert, wie gesagt, den Südflügel des Ostabschnittes. Mit einer der beiden ersten Verteidigungslinien steht er — soweit Fundamente hierüber Aus-

kunft geben können — ebensowenig in Verbindung wie der Bergfrit. Mit seinem Feuer kann er den Weg zwischen dem Verhau und dem Hauptgraben der Länge nach bestreichen, zu seinen Füßen macht der Weg eine Schwenkung nach N. Er flankiert im übrigen die Mauerzüge M und L und hat in einer Bauperiode als letzte Aufgabe, den Zugang zum Bergfrit selbst zu schützen. Diese letzte Aufgabe geht, wie wir späterhin sehen werden, aus dem Befunde des Fußpfades, der vom Burghofe aus auf ihn zugeht und zu einer bestimmten Zeit unmittelbar an seinem Fuße entlang in den Bergfrit ging, deutlich hervor.

Im einzelnen: Der Turm mit dem fast kreisförmigen Grundriß steht mit seiner Ostfront auf der Höhe der Kuppe, hier mit seinem Fundament bis zu 1,50 m in dem Lehm eingetieft, auf der Westseite, dem Burghofe zu, auf dem Hange. Hier ist das Fundament nur wenig in das Erdreich eingelassen. In seinem Inneren hatte man den Kern des anstehenden Lehmes nicht beseitigt, sondern stehen gelassen. Die Schwierigkeiten, die sich hier der Untersuchung entgegenstellten, hatten zur Änderung in der Methode des Grabens geführt. Der Hang, auf dem dieser Turm steht, war nach dem Hofe zu abgegraben, so daß hier ein Steilhang von 1,60 m Höhe entstand. Um ein Untergraben zu verhindern, andererseits um den auf dem oberen Rande dieses Hanges zum Bergfrit führenden Pfad zu sichern, über dem sich allerdings auch Teile der Mauer befanden, war der ganze Hang mit kopfgroßen Steinen dicht gepflastert. Die Breite des Fundaments zu diesem Turm war wie die Tiefe des Fundaments verschieden: nach der Feindseite, dem Süden und Osten zu, 1,50 m, nach Westen, also dem Burghofe zu, 1,00—1,80 m, beziehungweise 2,00—2,80 m. Bauweise: auf der Feindseite C, auf der Hofseite tauchten im dort kaum eingetieften Fundament Reste einer im Lehmverband liegenden Steinmauer auf. Die Lehmmauer war an dieser Stelle und dicht an dem Fußpfade zu groben Klumpen stark zerrissenen, nicht zu groben Gruses verbrannt. Ich halte dieses für Zeichen, daß die Turmmauer auf der Burghofseite zunächst in der Bauweise B aufgeführt worden ist. Dafür spricht auch, daß auf dem Fußpfad zu den Füßen des Turmes eine Mauer in Bauweise C ruhte. Der Turm war auf der Hofseite später bis zum gepflasterten Hang vorgeschoben worden. Für die Höhe der Mauer gibt die Höhe der Hauptmauer mit ihren 8 Metern einen Anhalt.

Der Bergfrit ist ein Turm mit fast quadratischer Grundfläche (7,5 mal 7 m) der seine Stirn dem Feinde zuwendet. Auf der Ostseite ist er 1,40 m eingetieft, eine von einem Steinpflaster geschützte Aufschüttung sichert seine Westseite. Das Erdreich ist aus der Baugrube — im Gegensatz zu seinem Bruderturm — beseitigt worden, so daß der unterste Stock dieses Turmes zur Hälfte ungefähr in das Erdreich eingetieft ist. Den Fußboden bildete ein sehr fester Lehm-Estrich. Aus dem beiliegenden Lichtbilde ist der Bau des Turmes zu erkennen: Senkrecht in die Erde eingelassene, unten angeschärfte, 5—10 cm starke und bis zu 30 cm breite Eichenbohlen bilden die Außenhaut. Sie haben sich in verkohltem Zustande erhalten. Durch den Einsturz des Turmes haben sich sämtliche Bohlen, außer denen der Burghofseite, nach dem Inneren des Burgfrits gebogen. Es gelang, den Fuß einzelner noch nicht durch das Feuer

zerstörter Hölzer zu retten. Fast dicht an die Außenhaut gedrängt lagerten unmittelbar auf dem Estrich Lagerhölzer, und zwar auf der Feindseite 2 Hölzer in einem Abstande von 0,50 m. Der völlig verkohlte Überrest des äußeren, dicht an den Eichenbohlen liegenden Holzes war 0,30 m breit und 0,10 m hoch; das zweite, ebenfalls auf dem nackten Estrich liegende Holz hat sich in 0,40 m Breite und derselben Höhe erhalten. Sie sind demnach ziemlich stark gewesen, wenn die verkohlten Reste noch 10 cm stark sind. Der zwischen ihnen lagernde 0,40 mal 0,18 m starke Balken hatte unter sich bereits eine 0,10 m starke Schuttschicht. Er ließ sich auch nicht wie die auf dem Estrich unmittelbar lagernden Hölzer an der ganzen Ostwand entlang verfolgen. Er gehört also nicht zu den Teilen der Lagerhölzer. (Auf dem Lichtbild — siehe 4 — ist nur das Lagerholz dicht an der Wand zu sehen, das andere war aus Versehen der Arbeiter bereits beseitigt worden.) An der Westwand fand sich nur ein einziges verkohltes Lagerholz von 0,45 mal 0,10 mal 0,12 m Stärke. Die Nordwand wies nur ein Lagerholz auf. An der Südwand lagen die Verhältnisse sehr übel. Erhalten sind das Lagerholz und die Eichenhaut bis auf eine 0,80 m breite Lücke zwischen Meter 5—5,80. Von 4,50 m vor der S.O.-Ecke war eine Lehmmauer um die Eichenbohlen gebaut, und zwar so, daß die Eichenbohlen eine Diagonale durch die Mauer bildeten. Die Mauer gehört zur Gruppe C. Doch 2 Meter vor der S.W.-Ecke fand sich unter dieser Lehmmauer ein 1 m breites, aus faustgroßen Steinen sehr sorgfältig hergestelltes Pflaster. Bei dem Verfolgen dieses Pflasters stieß ich bereits dicht hinter der Mauer, in der an dieser Stelle die Eichenbohlen fehlten, auf eine 0,30 m hohe Stufe, die sich jetzt also unmittelbar am Fuße des runden Turmes der Bauweise B noch 0,50 m weiter unter der Turmmauer (Bauweise C) selbst noch feststellen ließ. Das Pflaster hörte dann wie abgeschnitten auf, fand sich aber nach einem Meter wieder in gerader Linie ansetzend, ging aber nicht mehr wie bisher nach Süden, sondern war im rechten Winkel nach W. abgebogen. Den Hang vor dem Turm überwand der Fußpfad nicht in Stufen, sondern auf einer etwa 1 m vorspringenden, gepflasterten, ziemlich steil ansteigenden Nase, um sich nach 3 m nach N. zu wenden. Er lief auf dieser 6,50 m langen Strecke parallel zum runden Turm und dem Bergfrit. Hier bog er wieder im rechten Winkel nach W. zu ab, d. h. hier dicht vor der Südmauer des Grabens auf dem Burghofe. Hier verlor sich der gepflasterte Gang.

Doch zurück zum Bergfrit!

Das Innere des Bergfrits war erfüllt von Brandschutt. Verkohlte Hölzer, die noch Zapfenlöcher aufwiesen, fanden sich zwischen großen Lehmbrocken, die noch die Abdrücke von Rundhölzern oder gespaltenen Hölzern zeigten. Dazwischen lagen zertrümmerte Platten vom Lehm-Estrich des ersten Stockes. Auch sie trugen die Abdrücke der dicht neben einander liegenden Lagerhölzer. Eine Herdstelle war nicht zu ebener Erde. Wohl aber verriet fettige Herdasche an der Mitte der Südwand, daß im oberen Stockwerk über dieser Stelle eine Kochstelle vorhanden gewesen ist. Der Bergfrit war also zu gleicher Zeit ein Wohnturm. Auffallend war die Unmasse von eisernen Nägeln, die sich übrigens fast nur in diesem Bergfrit fanden. Dieser Verbrauch an Eisen mutet wie eine

Verschwendung an, wenn man sich demgegenüber hält, daß zu preußischen Häusern derselben Zeit und zu Häusern, die der lettische Bauer noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebaut hat, nicht ein einziger eiserner Nagel verwendet wurde.

Die Erwartung, im Erdgeschoß des Bergfrits eine reiche Ausbeute an Kleingerät zu machen, ging nicht in Erfüllung. Außer den Nägeln — im Gesamtgewicht ungefähr 1,50 Zentner — fanden sich nur Bruchstücke von einigen Messern, von Dolchklingen, einige Armbrustbolzen, das Bruchstück einer gezähnten Sichel, ein durch Feuer zerstörter Mühlstein, unter dem noch einige Strohreste lagen, und Scherben vom preußischen und vom ordenszeitlichen frühdeutschen Typus. Was die Bauweise anbetrifft, so zähle ich diesen Fachwerkbau, dessen Feindseite im Fundament die Reste von 2 Lagerhölzern aufweist und dessen unterer Teil nach außen durch eine Eichenbohlenhaut noch besonders verstärkt war, zur Gruppe A, beziehungsweise B. Der Lehm, mit dem das Fachwerk ausgefüllt war, war nicht mit Pflanzenteilen vermischt worden. Für die Höhe des Bergfrits sind an Anhaltspunkten vorhanden: einmal die Höhe der Hauptmauer, zweitens die Höhe der Kuppen, die nach Osten und Norden zu das Gesichtsfeld begrenzen. Diese Höhen mußten vom Bergfrit aus überschaut werden können, wenn er seine Nebenaufgabe als Luginsland erfüllen sollte. Diese Höhen liegen auf + 8,00, beziehungsweise 12,00 m.

Der Torweg.

Der Weg, der vom Verhau aus bis zum Hauptgraben an dem Rande des Südhanges gegangen war, machte am Graben eine scharfe Wendung nach Norden, ging auf dieser Strecke bis zum Nordrande des Grates, um von hier aus auf einer Zugbrücke den Burgplatz zu gewinnen. Der Weg lag auf der ersten Strecke unter dem ihn der Länge nach bestreichenden Feuer des runden Turmes, auf der zweiten unter dem des gesamten Ostabschnittes. Die Brücke schlug auf eine 1 m vor die Ringmauer vorgebaute, mit Hölzern abgesteifte Lehmnase auf. Der Weg hielt von dem Tor in der Ringmauer die Richtung bis zur Nordwestecke des Bergfrists inne, überwand also zunächst die Hauptmauer, hatte dann zur Rechten den Torturm, zur Linken bald darauf den Bergfrit. Holzmauern säumten den Weg zwischen den einzelnen Verteidigungsabschnitten ein, verhinderten ein Ausweichen. An der N.W.-Ecke des Bergfrits machte der Weg eine Wendung nach N.W., um als letztes und schwerstes Hindernis den Graben auf dem Burghofe zu überwinden, hier dem Feuer von dem rechteckigen Turm, dem Torturm und dem Bergfrit ausgesetzt.

Im einzelnen: Von den Zwingermauern (Q und A) hat sich die untere Schwellenlage erhalten, von Q sogar der Sturz der verbrannten oberen Hölzer. Das Suchen nach den Resten der Mauer R, deren Vorhandensein die ganze Anlage voraussetzt, war vergeblich. Es gehört diese Kuppe zu den von den Einebnungsarbeiten am stärksten mitgenommenen Teilen der Burg. Auffallend ist, daß sich weder in der ersten noch zweiten Verteidigungslinie Reste von Torpfosten gefunden haben. Wohl fand sich aber ein 0,40 m starker verkohlter in der Westecke des Torturmes. Hier scheint, da der stark gebaute Bergfrit ihm

gegenüber steht, ein Tor gelegen zu haben. Ein besonderer Pfosten auf der gegenuberliegenden Seite war hier also nicht nötig. Wie wurde aber der Weg in den beiden ersten Verteidigungslinien gesperrt? — Die Steigung auf dieser 14 m langen Strecke zwischen der Ringmauer und der N.W.-Ecke des Bergfrits betrug zur Zeit der Grabung 1,10 m. Die Zahl wird um mindestens weitere 0,50 m zu erhöhen sein, da die Oberfläche an der durch die Einebnung weniger mitgenommene S.O.-Ecke des Bergfrits um so viel höher lag als die N.W.-Ecke. Es ergäbe sich dann eine Steigung von 10,7 cm auf 1 Meter. Der Untergrund des Weges war fester, fetter Lehm, dessen rötliche Farbe verriet, daß er auf den grau-blauen Lehm des Untergrundes später erst aufgetragen worden war. Von einem Holzbelag oder Steinpflaster war nichts zu finden. Reste von ihm hätten sich aber an den Stellen, die der Zerstörung durch das Einebnen und den Pflug weniger ausgesetzt waren, erhalten haben müssen, etwa zwischen der ersten und zweiten Verteidigungslinie. Auf der ganzen Strecke hält der Weg die Breite von 1,80 m inne, eine Breite, die wir bereits in dem Tor des Verhaues gefunden hatten.

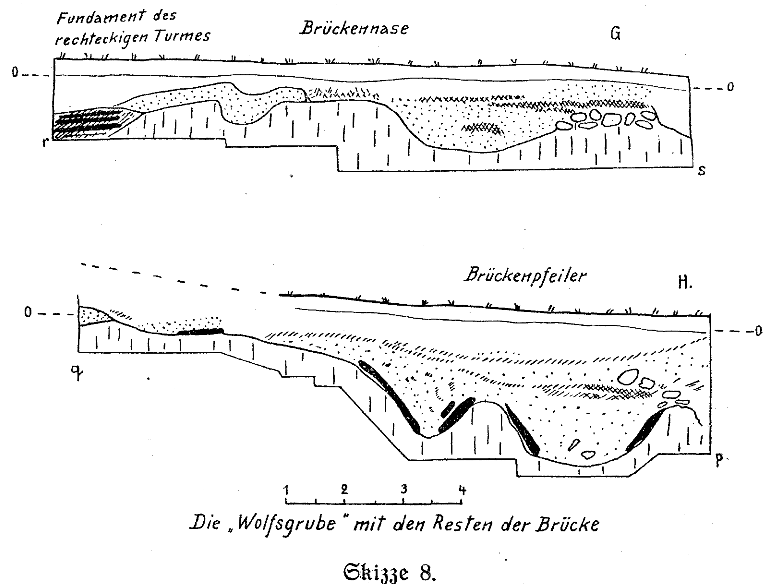
An der N.W.-Ecke des Bergfrits macht der Weg eine Viertelwendung nach rechts, benutzt wieder eine mit Hölzern abgesteifte Lehmnase und den ebenso verstärkten Brückenpfeiler, um die Westmauer des letzten Grabens und damit endlich den Burghof selbst zu gewinnen. Dieser Graben ist eine Art Wolfsgrube, ein etwas verschobenes Rechteck von etwa 7,5 mal 6 m, das von Mauern eingefaßt ist.

Die Mauern des Innengrabens im einzelnen:

Mauer F verbindet die Westecke des Torturmes mit der S.O.-Ecke des rechteckigen Turmes. Das Fundament an dem Torturm liegt auf einer 1 m langen Strecke auf kopfgroßen Feldsteinen. Sein Fuß ruht auf — 0,20 m. Ein Meter war die Mauer dick, die Höhe ist unbekannt. Bauweise C. Das Fundament der ihr gegenüberliegenden Mauer G setzt an der Kuppe, in die der Bergfrit eingelassen ist, an. In 2 Meter Entfernung vom Bergfrit hatte sich ein starkes Fundament (Fußhöhe — 0,90) aus Feldsteinen von doppelter Kopfgröße auf 3 m in zwei Schichten erhalten. Die Mauer war 1,50 m stark. Ihre Höhe ist unbekannt. Sie gehört der Bauweise C an.

Die den Graben nach Westen zu abschließende Mauer H gehört derselben Bauweise an, ist aber nur 1 m stark. Ihr Fuß liegt auf — 1,65 m. Kopfgroße Steine liegen im Fundament gegenüber dem Brückenpfeiler. Der Graben selbst war völlig mit feinem und feinstem rotgebranntem Lehmgrus gefüllt, der von Schichten von verbrannten Hölzern durchzogen war. Der Brückenpfeiler stand 2,50 m von der Mauer H entfernt. Fast dieselbe Entfernung also wie im Hauptgraben. Was die Höhenverhältnisse im Graben anbetrifft, so lag die Nordwest-Ecke des Bergfrits auf + 1,0 m. Der tiefste Punkt der eigentliche Wolfsgrube, die nur etwas über 5 m lang ist, lag zwischen Brückenpfeiler und Mauer H, 4,10 m unter dem Torwege am Bergfrit. In dem Winkel zwischen dem rechteckigen Turm, der Mauer F und der Brückennase fanden wir einen preußischen Herd, zwischen dessen Herdsteinen

auch ein eisernes Spatenblatt eingebaut war, und neben ihm außer zahlreichen Scherben Fischschuppen in Massen. (Siehe Skizze 8.)



Skizze 8.
Schnitte durch die „Wolfsgrube“ auf dem Burghof.

Die Befestigungen des Burghofes nach Norden, Westen und Süden.

Zur Verteidigung des Burghofes auf diesen dem Anscheine nach weniger gefährdeten Seiten genügte eine einfache Mauer, die sich auf dem den Burghof umgebenden Wall erhob. Die Mauer setzt in der Nordwestecke des rechteckigen Turmes an, geht zunächst fast in der Geraden nach Westen, um hier an einem kleinen dreieckigen Turm im starken, nach außen gewölbtem Bogen nach Süden und dann nach Osten umzubiegen. Am Fuße des runden Turmes findet die Burghofmauer Anschluß an die Ringmauer des Ostabschnittes. Der dreieckige Turm in der Nordwestecke zerlegt den Zug der Burghofmauer in zwei Teile. Der Nordteil ist in seiner Bauweise einheitlich gebaut, der übrige Teil der Burghofmauer mehrfach in sich nach der Bauweise gegliedert.

J. Im einzelnen: Mauerabschnitt J, die Nordmauer, verbindet den rechteckigen Turm, der vor diese Mauer etwa 4 m vorspringt, mit dem dreieckigen Turm. Diese Mauer steht auf einem den Burghof 1,20 m überhöhenden Wall, der sich nach dem dreieckigen Turm, auf einer Strecke also von 11 m, um 0,90 m senkt. Der Umgang hinter der Mauer ist 2 m breit, die vor der Mauer liegende einfache Berme 3 m. Die Bauweise der Mauer: im Fundament Bauweise A, im Oberbau C. Die Breite des Fundaments 0,90 m. Die Trümmer der Mauer liegen auf der Berme und dem Hange. Die Höhe der Mauer ließ sich aus der Breite des Fundaments und dem Flächen-

inhalt des in den Schnitten auftauchenden Bildes der durch den Sturz verzerrten Mauer errechnen. Danach ist diese Mauer genau 3,97 m hoch, hat also dieselbe Höhe wie auf dem Ostabschnitt. Auf der Feindseite war die Holzverkleidung nachweisbar. Reste der Pfosten, die den hölzernen Wehrgang hinter der Mauer getragen haben — und ein solcher muß bei einer Mauerhöhe von 4 m bestanden haben — fanden sich nicht mehr.

Dreieckiger Turm. Der dreieckige Turm im Nordwestwinkel zeigt seine 7 m breite, etwas nach außen gewölbte Stirn dem Feinde, springt mit seiner Stirn 2,50 m vor die Mauer J, nur 1 m vor die Westmauer. Die dem Feinde zugekehrte Seite des Turmes ist abgestürzt, nur die Ecken und die Innenseite des 0,30 m eingetieften Fundaments ließen sich feststellen. Nach den in den Ecken stehengebliebenen Resten war die Stirnseite 1,20 m stark, die übrigen Mauern nur 1 m. Jede der Seitenmauern war 6 m lang. Das Turminnere war um weitere 0,30 m unter das Fundament eingetieft. Der Turm muß mindestens zwei Stockwerke gehabt haben. Viel Holz ist zur Außen- und Innenverkleidung und zum Aufbau benutzt worden, da die Lehmmauer sogar bis in das Fundament hinein völlig durchglüht gewesen ist. Reste der noch im Sturz wagerecht im Turminnern liegenden Balken haben sich in verkohltem Zustande erhalten. Der Bauweise nach gehören die Mauern des Turmes der Gruppe C an.

Den Mauerzug auf der West- und Südseite gliedert zunächst eine kleine, 0,50 m starke Steinmauer, die den Wall senkrecht durchschneidet. Diese läßt sich noch 2,50 m weit in den Burghof hinein verfolgen. Hier verliert sie sich, eine Fortsetzung aus Holz oder Lehm war nicht zu entdecken. Auf diese Steinmauer stößt der Verhau D, der vom Bache aus den Burgberg in der Geraden emporgestiegen war. Die Mauer, die sich einst zwischen dem dreieckigen Turm und dieser kleinen Steinmauer erhob — Abschnitt K —, liegt in ihrer ganzen Länge auf der hier 2,50 m breiten Berme. Über den Trümmern der Mauer liegt ein Teil des Wehrganges, der hier dem Anscheine nach aus Lehm bestanden hat. Die Höhe der Lehmmauer beträgt, eingerechnet den 0,25 m hohen Sockel, auf dem sie steht, 2,75 m. Auffallend war an dieser Stelle die Masse verbrannten Holzes, die nicht nur unter dem Mauersturz lag, sondern sich auch weiter unterhalb der Berme am Hange vorfand. Diese Hölzer können von einem Verhau herstammen. Dafür spricht, daß sie auf der Aufschüttung des Walles unmittelbar aufliegen; Verankerungen fanden sich nirgends. Es kann sich aber auch um Reste eines hier höheren Aufbaues der Mauer aus Holz handeln, der bei dem Umstürzen der Mauer auf der ganzen 24 m langen Strecke überall gleichmäßig weit von dem alten Mauerzuge auf den Hang fiel. Es würde ein so gleichmäßiges Stürzen der langen Mauer den Zufall und auch die allmähliche Arbeit des Verwitterns ausschalten, man hätte hierin vielmehr die Arbeit einer größeren Gruppe von Menschen zu sehen, die ein gemeinsames Ziel verfolgten. Bauweise im Fundament A, im Oberbau C. Der Fuß des Fundaments liegt auf — 0,40 m.

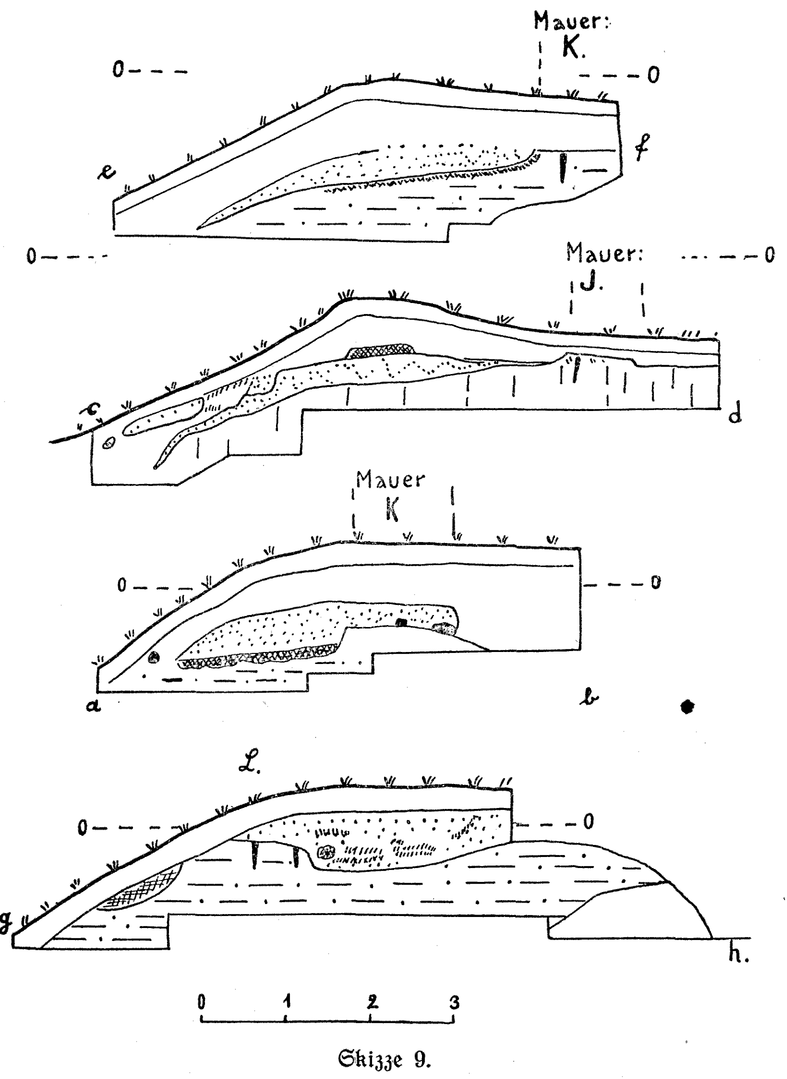
L. An der kleinen Steinmauer wendet sich die Ringmauer scharf nach Osten. Der Umgang hinter der Mauer wird zusehends breiter, er mißt an

seiner breitesten Stelle sogar 4 m. Die einfache Berme ist schwächer als an den übrigen Stellen der Ringmauer. Sie ist gerade noch 1 m breit. Konnte man an der Berme vor den übrigen Mauerabschnitten noch die Arbeit der Menschenhand in großem Umfange feststellen, so beschränkte sich hier die Arbeit des Menschen auf das Graben einer ungefähr 0,50 m tiefen, aber nicht sorgfältig durchgearbeiteten Stufe. Man erhöhte durch diese Stufe die auf der Berme stehende Mauer. Die Mauer ist wie die übrigen Teile der Ringmauer durch Feuer zerstört worden, sie ist dem Anscheine nach dann in sich selbst zusammengestürzt, ohne daß Menschenhand hier nachzuhelfen brauchte.

Der Schuttkegel bietet ein ganz anderes Bild wie an sämtlichen übrigen Stellen der Burg. Nicht nur, daß er zum allergrößten Teil nach innen und nicht nach außen gefallen ist, der ganze rotgebrannte Lehmgrus mit ganz ungleichem Korn ist mit Holzkohlen stark, fast gleichmäßig durchsetzt. An einzelnen Stellen treten die Kohlen in dicken Streifen auf. Am Fuße des Fundamentes tauchen außer den auf dieser Strecke verhältnismäßig wenig sorgfältig gesetzten Pfählen auch wagerecht liegende Knüppel zwischen ihnen auf. Der mit Lehm beworfene Zaun aus Flechtwerk trat uns hier ganz deutlich entgegen. Es ist aber nicht richtig gesagt: der Zaun, es muß vielmehr heißen: der Doppelzaun, da zwei Reihen von Pfählen in einem Abstande von 0,60 m in dem Fundament parallel laufen (Bauweise A 2). Ob zunächst nur ein Zaun gebaut und mit Lehm beworfen worden ist und diesem später ein neuer Zaun zur Verstärkung vorgebaut worden ist, oder ob sofort zwei Zäune gebaut und der Zwischenraum zwischen ihnen mit Lehm ausgefüllt worden ist, diese Frage konnte nicht gelöst werden. Aus dem gesamten Schuttkegel ergibt sich auch hier eine Höhe von ungefähr 4 m. An dieser Stelle war deutlich die Einebnungsarbeit in der Vorordenszeit ersichtlich. Der gesamte Wall entstammt bereits jener Zeit; in der Ordenszeit hat er aber erst die uns nun bekannte Form mit der Berme und der vor dieser liegenden Stufe und die Senke hinter der Mauer erhalten.

M. Die letzte Strecke der Mauer, die den Wall mit dem Ostabschnitte verbindet, die Mauer N aufnimmt und dann auf den runden Turm stößt, verursacht Schwierigkeiten. 6,5 m ist diese Mauer nur lang. Auf dieser Strecke steht die Mauer nicht auf dem Wall. Dieser war am Ende der Mauer scharfkantig abgebrochen. Lag die Wallkrone kurz vor dem Ostende der Mauer L auf — 0,90 m, so begann hier eine 0,30 m tiefe Stufe (— 0,60 m). Die Mauer M führte in ihrem Zuge auch nicht die Mauer L gradlinig weiter, sondern sprang um 0,50 m in den Burghof zurück. Die gesamte Mauer, die sich in über 1 m Höhe erhalten hatte, gehört zur Gruppe C. Bei L steht sie auf einem kleinen, 1,50 m langen Steinfundament; am Fuße des runden Turmes, auf den sie stößt, war ein wagerecht liegendes Rundholz (0,25 m im Durchmesser) eingebaut. Welche Aufgabe mag sie gehabt haben? Das Zurückziehen dieser Anlage in das Innere des Burghofes sagt mir, daß diese Stelle schwer gefährdet war. Sie bedurfte besonderer Sicherung. Hier stand sie am Fuße des runden Turmes, einer der stärksten und wichtigsten Anlagen der Burg. Knappe 5 m von ihr enfernt waren wir auf der Berme vor N

auf den Rest von übereinander liegenden Knüppeln gestoßen, in denen ich einen Verhau vermutete. In der Lücke zwischen dem Holz bei dem runden Turm und dem Steinfundamente vermute ich — beweisen kann ich es nicht — den Rest einer ersten Anlage für die Pforte zur Wasserstelle. Diese Stelle



Skizze 9.
Schnitte durch die Mauern des Burghofes.

ist der größeren Sicherheit wegen umgebaut, die Pforte selbst hätte erst in größerer Höhe, mindestens 1 m über dem Fundament, die Mauer durchbrochen. Jeder Versuch, noch Reste einer Treppe am Hange zu fassen, schlug fehl. Dieses beweist allerdings nichts, da der Bergeshang durch das Be-

pflanzen zwar nicht viel, aber doch etwas gelitten hat. Die Reste der Treppe könnten auch vorher bereits völlig zerfallen sein, ohne daß Spuren zurückgeblieben wären. Wie gesagt, hier die Pforte zur Wasserstelle zu suchen, ist eine Vermutung, für deren Vorhandensein sprechen: 1. der Ansatz eines kleinen Fundaments an dem Westende von L, 2. die Einsattelung und das Zurückziehen von L. Doch dies sind nur mehr oder weniger allgemeine Gründe, nicht durch einen Befund zwingende Beweise. Nur diese haben zunächst zu gelten. (Vergleiche Skizze 9.)

Der Burghof.

Die Untersuchung des Burghofes hat sich nur auf zahlreiche Schnitte beschränkt, Plangrabungen haben nur an den Befestigungsanlagen und in einem 5 m breiten Streifen hinter dem Ostabschnitt stattgefunden. Auf dem Rest des Hofes gibt es aber kaum eine Fläche von 4 Quadratmetern, die nicht wenigstens durch Schnitte untersucht wäre. Der Befund war folgender: Der Burghof ist nicht, wie wir erwartet hatten, ein ebener Hof. Vor dem Wehrgang zieht sich um den Burghof eine fast 6 m breite und 1 m tiefe Mulde, so daß der in der Mitte stehengebliebene Kern wie eine Insel herausragt. Nirgends fanden sich auf dem Hofe Spuren von ordenszeitlichen Bauten. Es müssen aber hinter der Wolfsgrube auf dem Burghofe doch zum mindesten Anlagen für die Zugbrücke, die der Brückenpfeiler in der Wolfsgrube voraussetzt, vorhanden gewesen sein. Nirgends stießen wir auf Reste von Pfosten oder Mauern irgendwelcher Art aus dieser Zeit. Und doch weist ein auf dem Burghof gefundener Pferdestriegel darauf hin, daß ein Pferdestall einst auf ihm gestanden hat. Wohl stießen wir auf Hausanlagen. Diese gehörten aber dem preußischen Kulturkreise an. Der einzige sehr sorgfältig gebaute Herd dieser Art lag am Fuße des Bergfrits, 0,10 m über dem Pflaster des Fußpfades. (Lichtbild 5.) Einen Hausgrundriß gelang es nicht zu fassen. Es ist überhaupt sehr fraglich, ob es sich in diesem Trümmerfeld um Häuser im engeren Sinne gehandelt hat und nicht um einen Unterschlupf in den Winkeln und windgeschützten Ecken der in Trümmern liegenden Befestigungen. Denn daß die preußischen Häuser erst nach der Zerstörung der Burg angelegt worden sind, steht zweifelsfrei durch die Lagerung fest. Geradezu einen wirren Haufen von schlecht gebauten Herden fanden wir im Westwinkel des Burghofes. Die Herde — eine Backplatte aus Lehmestrich war auch unter ihnen — lagen hier nicht etwa in einer Ebene, sondern übereinander, durcheinander. Außer Scherben, eisernen Geräten, die an anderer Stelle zu behandeln wären, fanden wir mehrere Rollen von dünner Birkenrinde, die zum Feueranmachen gebraucht wurden[14]), Knochenreste, Fischschuppen und große Unterkiefer vom Hecht.

Der Hauptfundort für ordenszeitliche Kulturreste war der Teil des Burghofes, der dicht am Fuße der Befestigungen des Ostabschnittes lag. Hier in den Türmen dieses Abschnittes wären danach auch die Wohnräume der Burgbewohner zu suchen. Eine Zisternenanlage fanden wir, wie früher bereits gesagt wurde, nicht auf dem Hofe.

Die Kleinfunde.

An vorordenszeitlichen Gegenständen sind, wie bereits gesagt wurde, nur Scherben gefunden worden. Sie gehen bis in die Frühe Eisenzeit (800—500 v. Chr.) zurück.

Aus der Zeit, in der der Berg die Befestigungen trug, und aus der Zeit, als die Burg in Trümmern lag und in diesen Trümmern sich wieder Menschen ansiedelten, tauchten die Reste zweier Kulturkreise auf: 1. aus dem ordenszeitlich-frühdeutschen und 2. dem preußischen, dessen Kulturreste den frühdeutschen überlagerten.

Eine Trennung ist aber zwischen beiden nicht überall möglich. Denn bei der Armut der Preußen an Eisen wird jeder eiserne Gegenstand, den sie in den Trümmern der Burg fanden, weiter von ihnen benutzt worden sein. Es ist demnach kein Beweis für die preußische Herkunft eines Gerätes, wenn es in einem preußischen Herde, also der jüngeren Schicht, gefunden worden ist. Anders dagegen liegen die Verhältnisse bei der Keramik, und zwar wegen der Zerbrechlichkeit und des damit verbundenen großen Bedarfs an dieser Ware. Deshalb bringt meiner Ansicht die Tatsache, daß mehrere Scherben desselben Gefäßes sich in einem preußischen Herde vorfanden, den Beweis, daß dieses Gefäß auch erst in einer Zeit hergestellt worden ist, nachdem die Burg ihre Rolle zu Ende gespielt hatte, oder daß es allenfalls aus der allerletzten Zeit kurz vor diesem Zeitpunkte stammt.

Sind die ordenszeitlichen Funde insofern wichtig, als sie aus der Frühzeit herstammen, — es handelt sich um die ersten 35 Jahre, seit neue, gewaltige Scharen von deutschen Siedlern, geführt vom Deutschen Ritterorden, den Fuß auf dieses Land gesetzt hatten, das einst einundeinhalb Jahrtausend die Heimat germanischer Stämme gewesen war, — so liegt der Wert der preußischen Scherben aus preußischen Herden ebenfalls in der genauen Datierung. Die preußischen Scherben stammen aus der Spätzeit dieser Kultur, genauer gesagt nach etwa 1253. Die preußischen Scherben wiederum, die mit ordenszeitlichen vergesellschaftet sich in den Trümmern der Burg an Stellen fanden, die der sich hier später wieder ansiedelnde Preuße nicht als Wohnstätte benutzt hat, entstammen der Zeit, in der die Burg stand. Zu diesen unberührt liegen gebliebenen Stellen gehört in erster Linie das Innere des Bergfrits. Nicht ausgeschlossen ist hierbei allerdings, daß sich unter diesen Scherben auch Stücke befinden, die aus dem Lehmbewurf des Fachwerkes herstammen, einer älteren Zeit also angehören.

Im einzelnen: Reste des frühdeutsch-ordenszeitlichen Kulturkreises. Die Ausbeute war gering, wenn man die Größe der Fläche in Betracht zieht, die untersucht worden ist. Andererseits ist die Ausbeute überreich zu nennen, wenn man sie mit der in Alt-Wöcklitz, dieser um das Vielfache größeren Burg des Ordens vergleicht. Dort fand sich nicht eine einzige Scherbe mit ordenszeitlichem Charakter. Und doch ist diese Burg urkundlich etwa ein halbes Jahrhundert in der Hand des Ordens gewesen.

---

[14]) Rütimeyer: Urethnologie der Schweiz, S. 80 ff.

Was an Geräten dieses Kulturkreises auf dem Unterberge gefunden wurde, zeigen die Lichtbilder: Es sei hier deshalb nur eine kurze Beschreibung der wichtigsten und eine kurze Zusammenstellung gegeben: (Siehe Lichtbilder 6—11.)

1. Waffen:

1 Lanzenspitze mit Griffdorn, Gesamtlänge 24 cm, Blatt 11 cm, der vierkantige Dorn 13 cm. Das Blatt im Querschnitt rhombisch, 16× 6 mm.

3 schwere Bolzen mit Dorn, Gesamtlänge zwischen 12, 8—14 cm, der im Querschnitt rechteckige Bolzen selbst 7—8 cm lang, 0,7 × 1,4 cm stark. Sämtliche schweren Bolzen haben Aufstauchungen der Spitze durch Schußverletzung, sie alle lagen im Sturzkegel des Bergfrits.

Kleine Armbrustbolzen: 2 mit Dorn, Gesamtlänge 6 cm, der Bolzen selbst 3,5 cm, Querschnitt quadratisch.

7 Bolzen mit Tülle, Gesamtlänge zwischen 6,5 und 11,2 cm. Die Spitze mit quadratischem Querschnitt: zwischen 0,3—1,3 cm, demnach von Pfriemenstärke bis zum fingerstarken, untersetzten Bolzen.

2 Pfeilspitzen mit Tülle und Blatt: Gesamtlänge zwischen 8,7 und 6,8 cm, das flache Blatt etwa 3,5 bzw. 3 cm Länge und 1 bzw. 1,2 cm Breite.

1 Dolchklinge, deren Griffdorn abgebrochen war, Länge 12,5, Breite 3,8 cm, Querschnitt rhombisch, größte Stärke 0,6 cm.

1 Dolchmesser; erhalten nur die 8 cm lange Spitze, einschneidig, 3 cm der Spitze zweischneidig, größte Breite 2 cm.

2 eiserne Schuhe von der Scheide eines Dolches, unten mit Knopf, Gesamtlänge 8 und 5 cm.

1 stark versilberter Sporn.

7 Schnallen, eine von ihnen aus Bronze.

Wirtschaftsgeräte: 1 Pferdestriegel, 2 Spatenblätter, Pfriemen, Dorne, Ringe, Haspen, Krampen, 1 Bruchstück einer gezähnten Sichel, Messer der verschiedensten Formen, 1 eiserner Löffel mit gedrehtem Griff (34 cm lang), 1 kupferplattiertes Einsteckschloß und der Bügel eines solchen Schlosses mit Kupfertauschierung (Drachenkopf mit bleckender Zunge).

An kunstgewerblichen Arbeiten fand sich außer diesen beiden Schlössern oder Schloßteilen und außer der bronzenen Schnalle der 6,8 cm große Fuß eines größeren Bronzegusses (Hirsch?) und ein irdenes mit Bleiglasur überzogenes Pferdchen mit Reiter, das, allerdings stark verletzt, sich in einem preußischen Herde befand, außerdem eine Bernsteinperle von quadratischem Grundriß (1,5 cm), deren Ecken beiderseits abgeschliffen sind.

Die Keramik ist sehr spärlich und zum Teil in nur sehr kleinen Scherben vorhanden: Reste von großen Henkelkannen mit verdicktem Rande, Randstücke von Krausen verschiedener Größe mit nach außen gebogenem, verdicktem Rande, beide grauschwarz, gekörnt, nicht glasiert, Töpferscheibenarbeit. Außerdem fanden sich winzige Reste von dünnwandigen Gefäßen, die mit Bleiglasur versehen waren. Es handelt sich dem Anschein nach um Reste von steilrandigen Kannen.

Die gleichzeitige preußische Keramik zeigen die Lichtbilder 12—18. Die preußische Keramik der hier auftauchenden jüngsten Stufe ist überreich. An zwei Zentnern wird nicht viel fehlen. Unversehrt erhalten hat sich nur ein Töpfchen. Es ist Handarbeit, sein Hals und Schulterstück machen zwar den Eindruck von Töpferscheibenarbeit, es handelt sich aber doch um reine Handarbeit: mit den Fingern der geöffneten Hand wurde der Hals von oben gefaßt und durch Drehen glattgestrichen.

Die gesamte Keramik mutet sehr roh an, gleichgültig ob es sich im einzelnen Falle um Handarbeit oder Töpferscheibenarbeit handelt. Die Form der Gefäße ist ziemlich dieselbe: sie geht auf die Eiform zurück. Bei einigen Gefäßen fehlt der Hals, bei anderen ist er kurz und nach außen geschlagen. Verschieden ist der Fuß gebaut. Es fanden sich neben den zahlreichen Gefäßen mit glattem Standfuß einige mit hohlgebautem Fuß. Ähnliche Formen besitzt das Staatliche Museum zu Danzig aus dem Burgwall vom Silmsee, Kr. Rosenberg. Marken am Boden der Gefäße fanden sich nicht. Sonderbar! Auf dem Altschlößchen treten sie häufig auf! Einen Überblick über die Schulterverzierungen bietet das Lichtbild. Neuartig muten die Bruchstücke eines Vorratsgefäßes an, dessen Durchmesser an die 0,50 m gewesen sein muß: ein steiler Hals, an der Schulter durch eine Leiste begrenzt, zwischen Leiste und Rand drei parallel laufende Wellenornamente, jedes wiederum mit einem zackigen Kamm hergestellt.

An Geräten dieser Zeit fanden wir einige Spinnwirtel, eiserne Angelhaken, 1 Knochenpfriem, 1 Löffelchen mit dem Ansatz zu einem Stiel, aus der Gelenkkapsel eines großen Säugetieres hergestellt. Interessant sind die bereits erwähnten Rollen von Birkenrinde, die sich zwischen den Herdsteinen häufig fanden. (Siehe Lichtbild 19.)

Die zahlreichen bei den Herden gefundenen Knochen gehören hauptsächlich dem Rinde an, zahlreich sind auch die Reste von Schaf und Ziege, von Reh und Hirsch, deren Stangen angeschärft in der Wirtschaft Verwendung fanden, zahlreich auch die Knochen vom Schwein. Es fand sich ferner das Laufbein mit Sporn eines Hahnes, der Vorderzahn eines Bibers, in kleinen Haufen die Schuppen von Fischen. Die Unterkiefer der Hechte weisen auf schwere Tiere hin. Vom Pferd fand sich nur ein einziger Knochen vor.

Die bauliche Auswertung des Befundes der Befestigungsanlagen auf dem Burgberge selbst.

Die Bauweise der einzelnen Mauern war, wie bereits gesagt, verschieden.

1. Es fand sich eine sehr einfache Bauweise vor: man trieb nämlich Pfähle im Abstande von ungefähr einem halben Meter in die Erde, flocht diese dann mit Reisig aus und bewarf sie mit in Wasser aufgelöstem, reinem Lehm. Die Arbeit konnte schnell geschafft werden, da Reisig und Lehm an Ort und Stelle vorhanden waren. Ein auf diese Weise hergestellter einfacher „Zaun" birgt aber die Gefahr in sich, daß er, sofern der Lehm getrocknet ist, leicht vom Feinde zerstört werden kann. Der trockene Lehm verträgt keine starke Erschütterungen. Er bröckelt ab. Die Hölzer stehen dann bei einem Versuch, Feuer an sie zu legen, schutzlos da. Diese Bauart ist eine behelfsmäßige.

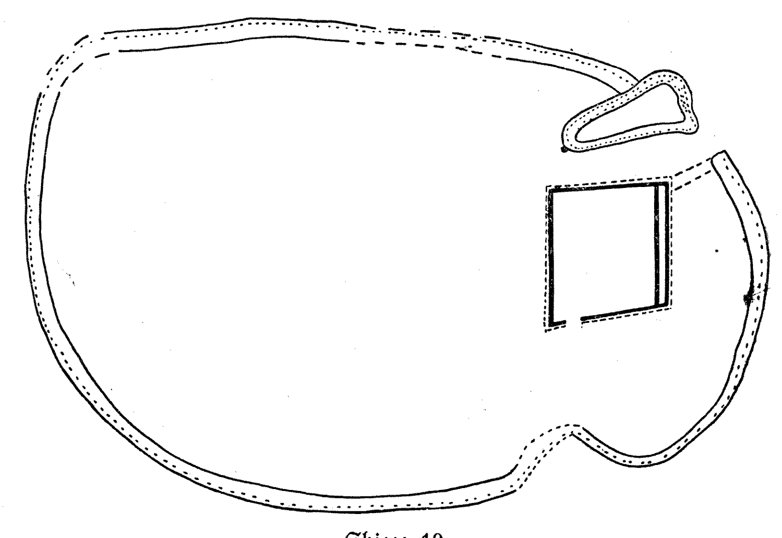
Ließ sich der einfache Zaun am Torturm am besten beobachten, so fand sich auf dem Burghofe auch eine Weiterentwicklung dieses ersten einfachen Zaunes: eine Lehmmauer, die auf beiden Außenseiten von einem solchen Zaun eingefaßt war. Ich glaube, daß es sich in Mauer L nicht um eine Ausfüllung des Zwischenraumes zwischen den beiden Zaunreihen gehandelt hat, sondern um die Weiterentwicklung des einfachen Zaunes, daß nämlich dieser Zaun zunächst als einfacher Zaun gebaut wurde und, als dieser späterhin verstärkt und erhöht werden mußte, diesem der zweite vorgebaut und der Zwischenraum jetzt erst ausgefüllt worden ist. Dieser „Zaun" konnte dann leicht verstärkt und erhöht werden. Man spart Zeit und Material bei einem solchen Umbau.

2. Wir waren ferner Mauern begegnet, die im Lehmstampfbau aufgeführt waren. Angefeuchteter Lehm war nach Art unseres Betonbaues in Kästen gestampft und so Schicht auf Schicht aufgetragen worden, bis die Mauer die erforderliche Höhe erreicht hatte, oder es wurde zunächst eine Wand aus Eichenbohlen gebaut, hinter der dann die Lehmmauer emporwuchs. Dieser Lehmstampfbau erfordert der ersten Bauweise gegenüber sicher mehr Leute und setzt auch mehr Zeit voraus. Hier muß erst ein Fundament ausgehoben werden, müssen die Kästen für den angefeuchteten Lehm mit der Setzwage gesetzt werden. Im zweiten Fall (zunächst Errichten der hölzernen Außen- und Innenhaut und dann Einstampfen des Lehms) geht die Arbeit schneller von statten. Eine derartig aufgeführte Mauer hat aber dem mit Lehm beworfenen Zaun gegenüber den Vorteil, daß sie den Sturmwerkzeugen infolge ihres elastischen Materials nachhaltigen Widerstand entgegensetzt, und dieses besonders dann, wenn diese Lehmmauer eine Außenhaut aus Eichenbohlen erhält, die den Stoß der Sturmwerkzeuge auffängt und auf das von jeder einzelnen Bohle bedeckte Stück der Mauer verteilt. Vom Feuer droht nur der Außenhaut Gefahr, nicht aber der Mauer. Und da Eichenholz selbst, wenn es nicht dünne Stücke sind, schlecht anbrennt und, sollte es angebrannt sein, selten bis in den Kern hinein durchbrennt, so kann einer solchen Außenhaut aus starken Eichenbohlen das Feuer auch nicht zuviel anhaben. Vor den Einflüssen des Wetters muß diese Mauer geschützt werden, da Regen den Lehm auswäscht.

3. Die dritte Art: Mauern aus Lehmpisee, d. h. solche, bei deren Bau dem flüssigen, nicht nur angefeuchtetem Lehmbrei gehacktes Stroh oder Heidekraut oder Teile anderer Pflanzen hinzugefügt worden sind, sind Mauern mit dem elastischsten Material. Der wunde Punkt bei ihnen wie bei allen Lehmmauern ist die auf sie stark einwirkende Verwitterung. Diese Gefahr wird gebannt durch Abdecken mit Holz (in Mitteldeutschland verwendet man hierzu Schiefer), durch einen jährlich zu erneuernden Verputz, durch Eindrücken von kleinen Steinen. Am stärksten wirkt die Verwitterung aber auf die Mauer dicht über dem Erdboden ein. Deshalb schreibt J. G. Eckhart in der Experimental-Ökonomie, verändert von L. J. D. Suckow, Leipzig 1782 § 95 — er fußt ja auf den seit Jahrhunderten gemachten Erfahrungen — einen etwa 15—18 Zoll hohen steinernen Unterbau vor. Dieses Fundament fehlt hier auf dem Unterberg fast überall. Die Holzverkleidung machte ein solches überflüssig.

Die verschiedene Bauweise kann also, abgesehen von der Absicht des Bauherrn, von der zur Verfügung stehenden Zeit und den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften abhängig sein. Daß dieser Gedanke berechtigt ist, zeigt der Befund: Umgebaut war der runde Turm und der Torturm, außerdem trugen mehrere Mauern im Fundament die Reste der Bauweise A, während sie im Oberbau der Gruppe B oder C angehörten. Umbauten hatten also bereits stattgefunden. Mit einem einzigen Teil der Burghofmauer war dieses noch nicht von Grund auf geschehen. Und in welchem Teil der Verteidigungslinie liegt dieser noch nicht völlig umgebaute? In dem Teil, der am wenigsten von allen Abschnitten gefährdet war! Da drängt sich doch der Gedanke auf, diese Zeit und Arbeitskräfte verschieden beanspruchenden Bauweisen zu benutzen, um auf Grund des Befundes nicht nur an die zeitliche Entstehung, also die einzelnen Bauperioden heranzukommen, sondern aus der Bauweise auch Rückschlüsse auf den Pulsschlag zu ziehen, der das Tempo beim Bauen oder Umbauen der Mauern angab.

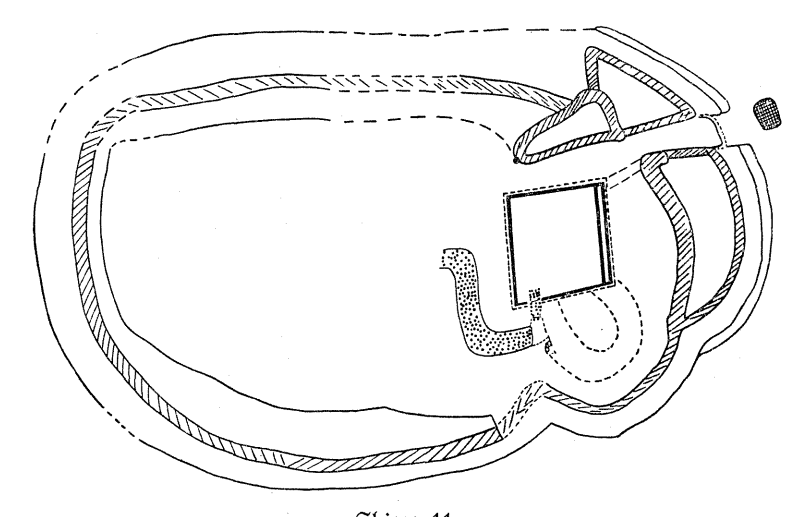
In welchen Teilen der Burg ist Bauweise A nachzuweisen, welche gehören also der ersten Bauperiode an (A, 1 und 2)? Der Bergfrit mit dem Torturm, die Ringmauer um den Burghof (außer L, welcher Teil zu A 2 gehört) und auf dem Ostabschnitte der Mauerzug, auf dem späterhin die Hauptmauer sich erhob. (In dem Pfosten am Westende des Torturmes sehe ich die Toranlage dieser Periode.) Die Verteidigungslinie ist geschlossen bis auf die Lücken, die durch die später gebauten Fundamente für die Türme (den rechteckigen und dreieckigen Turm) und auf die Einsattelung zwischen der Burghofmauer und dem runden Turm, in der die Mauer M steht, entstanden siind. Überall stehen diese Anlagen auf dem Anstehenden (Ostabschnitt) oder auf der bereits vorgefundenen Aufschüttung, d. h. dem damals bereits eingeebneten Burgplatze



Skizze 10.

Bauperiode I.

(Nordwest- und Süd-Abschnitt). Das Material für diesen Lehmzaun ist meiner Ansicht nach vom Burgplatze selbst genommen worden. So entstand die Senke hinter dem Wehrgang auf dem Burghofe selbst; diesem Umstande verdankt auch der erste Graben seine Entstehung, über dem später der Parcham entstand. Arbeitskräfte sind genug vorhanden. Schnell muß der Stützpunkt ausgebaut werden! Als Zeichen über dem Ganzen stehen Eile und Not. Das Befestigen durch einen Zaun als Feldbefestigung war vom Orden so häufig angewendet worden, daß es in die lateinische Sprache der Ordenschronisten Aufnahme fand: tunimus = wir setzen den Zaun. (Vergleiche Skizze 10.)



Skizze 11.

Bauperiode II.

In der zweiten Bauperiode entsteht die Hauptmauer in dem Ostabschnitt (P und E), der runde Turm am Bergfrit in seiner ersten Gestalt, der die Zufahrtsstraße unter Feuer zu nehmen und den Eingang zum Bergfrit, d. h. den Fußpfad an seinem Fuß, zu schützen hat. Die Verteidigungslinie wird auf der gefährdeten Ostseite weiter vorgeschoben, der erste „Graben" wird vor der Mauer P zugeschüttet. Dem jetzt zur 8 m hohen Hauptmauer umgebauten Zaunabschnitt, der von Steilhang zu Steilhang quer über den Grat ging, ist eine im weiten Bogen ausholende, nur 4 m hohe Mauer vorgebaut (O und B). Die Mauern G, A und D werden gebaut. Es entsteht auf diese Weise ein Parcham. Das Material zu diesen Mauern lieferte das Gelände vor der ersten Mauer. Der Hauptgraben wächst mit den Mauern. Der Rauminhalt der Aufschüttung und der der Mauern des Ostabschnittes entspricht ungefähr dem Rauminhalt des Hauptgrabens. (850 cbm/1000 cbm.) Die Brücke und die Mauer am Brückenkopf gehören derselben Zeit an, vielleicht auch der kleine Graben mit den ihn umgebenden Mauern, der den Weg von der Hochfläche an den Südhang drängt, und die Brückennase im Haupt-

graben. Doch ein Pressen des Begriffs: Mauer aus reinem Lehm ist nicht angängig. Wahrscheinlich ist damals bereits der Zugang zum Wasser gesichert worden. Doch welche Verhaue damals gebaut worden sind, ob alle oder nur das System am Südhang oder auch die Verhaue mit dem Tor, das bleibt dahingestellt, sicher die Verhaue an der Wasserstelle und das Tor im Verhau, nicht die Sektorenverhaue E^2, F. Die zunächst nur behelfsmäßig angelegte Befestigung ist gesichert worden. Eile tut noch immer not. Kräfte sind genug vorhanden. (Vergleiche Skizze 11.)

In der Periode III tritt Ruhe ein, die Hast hört auf. Die Verteidigungsanlagen werden umgebaut und ausgebaut. Flankierende Türme ermöglichen auch einer an Zahl schwachen Besatzung, die Burg zu halten. Als letztes Hindernis wird noch auf dem Burghofe die Wolfsgrube gebaut. Dieser Periode gehören im einzelnen an: der rechteckige Turm, der dreieckige Turm, das System der Wolfsgrube auf dem Burghofe (Mauer F, G, H), der runde Turm, der nach der Burghofseite über den bisherigen Zugang zum Bergfrit vorgeschoben wird, ohne daß das Pflaster und die Stufen vernichtet werden, die alte Tür im Bergfrit wird nicht nur zugemauert, sondern eine fast 0,50 m dicke Lehmmauer vor die Eichenhaut des Bergfrits vorgebaut. Es werden ferner die Mauerabschnitte J, K und N umgebaut; es entsteht Mauer M, durch die, wie ich vorher ausführte, meiner Ansicht nach der Weg zur Wasserstelle führt, und die Mauer C, die den Nordparcham mit dem rechteckigen Turm verbindet. Setzte schon das Bereiten des Lehmbreis, das Hineinmischen der Pflanzenteile mehr Ruhe und Zeit voraus, so erforderte das Umbauen oder neue Bauen dieser Verteidigungsanlagen erst recht zeitraubende Arbeiten: Für den rechteckigen Turm wie den Mauerabschnitt C mußten erst der Untergrund geschaffen werden. Beide Anlagen liegen bereits am Steilhang. Für die Nordost-Ecke des Turmes wurde ein Futter aus drei Schichten von wagerecht lagernden Hölzern gebaut, für die Mauer C genügten zwei Schichten. Nach außen hin mußte dieses Fundament durch schräg nach außen in den Erdboden getriebene Stämme abgesteift werden. Nach diesen Vorarbeiten konnte erst an das Bauen der eigentlichen Mauer gedacht werden. Das Bauen dieser Mauer aus dem nassen Lehmbrei konnte auch nicht so schnell vor sich gehen wie das aus dem nur angefeuchteten Lehm der Bauweise B. Das Material für diese Mauer lieferte die Umgebung. Der Rauminhalt der Befestigungen des Burghofes entspricht fast genau dem Inhalt der Mulde auf dem Burghof. Holz war sicher genug vorhanden. Und je mehr Lehm aus dem in der Bauperiode II bereits begonnenen Graben genommen wurde, umso stärker wurde die Burg auf dieser gefährdeten Seite gesichert. Die Sektorenverhaue (E^2 und F) entstehen sicher in dieser Zeit, stoßen sie doch auf erst in dieser Zeit entstandene Verteidigungsabschnitte. Das Hasten der ersten Zeit des Entstehens hat aufgehört, die Stellung ist nicht mehr unmittelbar gefährdet, sie wird aber sorgfältig und in aller Ruhe ausgebaut. Die Kampffront scheint bereits weiter nach vorn verlegt zu sein, die Etappe aber muß gegen etwaige Rückschläge gesichert werden. (Vergleiche Skizze 12.)

Geschichtliche Auswertung der gesamten Grabungsergebnisse.

Geben Kleinfunde oder der Befund der Bauweise der Befestigungen eine Möglichkeit, einen Schluß auf den Erbauer und die Bewohner der Burg zu ziehen? Es scheidet aus der Betrachtung der Kinderlöffel aus der Gelenkkapsel eines großen Säugetieres aus. Dieser fand sich in einem preußischen Herde der allerjüngsten Periode. Allerdings ist damit seine Zugehörigkeit zu dieser Kultur nicht gesichert, er könnte wie das große Spatenblatt auch verschleppt sein. Auf dem Burghofe fanden sich aber zwei Einstöckschlösser, beziehungsweise Reste von einem solchen. Das eine ist kupferplattiert, das andere kupfertauschiert. An kunstgewerblichen Arbeiten tauchten ferner auf: der Vorderfuß eines größeren Bronzegusses und ein irdenes Reiterfigürchen. Sie alle weisen mit ziemlicher Bestimmtheit darauf hin, daß an dieser Stätte nicht der Frau Welt abgewandte Mönche im Stahlpanzer, sondern lebensfrohe Menschen und lachende Kinder, die mit „Soldaten" spielten, gelebt haben. Es wäre diese Burg demnach eine Familienburg, d. h. wenigstens zu einer gewissen Zeit, gewesen. Die Kleinfunde bestätigen also den Inhalt der Urkunde, daß nämlich 1236 der Orden Castrum parvum Quidin dem Edlen Dietrich von Depenow verliehen und daß dieser hier mit seiner Familie bis zur Verlegung seines Familiensitzes nach dem unweit gelegenen Tiefenau hier gesessen hat.

Eine Betrachtung der Anlagen aus der ersten Bauperiode führt näher zum Ziel. Was war denn an Material für den Bau dieses schnell aufgeführten Stützpunktes notwendig? Knüppel, Reisig und Lehm für den Zaun. Alles dieses fand sich an Ort und Stelle, wenn man nicht vorzog, auch dieses mitzubringen, da es galt, den Gegner zu überraschen. Der ersten Bauperiode entstammt ferner der Bergfrit. Es ist ein Fachwerkbau mit einer Außenhaut von Eichenbohlen. Da er sicher an die 12 m hoch gewesen ist, bedurfte sein Bau einer sehr sorgfältigen und sehr zeitraubenden Vorbereitung, zumal da seine Hölzer mit dem Beil und der Axt zugerichtet worden sind. Keiner von den Abdrücken der Hölzer im Lehm zeigte die Spur einer Säge. Fanden sich als Abdruck Flächen, so waren stets die groben Fasern der Hölzer sichtbar. Die Hölzer waren gespalten, nicht aber gesägt worden. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die für unsern Bergfrit notwendigen Hölzer erst hier an Ort und Stelle gefällt und innerhalb dieses ganz behelfsmäßigen, leichten und sicherlich zunächst nur niedrigen Zaunes vorbereitet, abgebunden und schließlich aus ihnen der Bergfrit errichtet worden ist. Das hätte nach meiner Ansicht monatelanger Arbeit bedurft. Dem widerspricht auf das Entschiedenste die Hast und die Not, die sich aus der Bauweise A offenbart. Was die Konstruktion des Bergfrits anbetrifft, so ist die doppelte Absteifung der dem Feinde zugekehrten Ostwand interessant.

Wie kostbar die Hölzer eines Fachwerkbaues, besonders von hölzernen Befestigungsanlagen, gewesen sind, geht aus dem Vertrage hervor, den der Orden mit dem Bischof von Samland 1297 schließt (Perlbach Pr. Regest. 577). In diesem wird die Burg Königsberg zwischen dem Orden und dem Bischof geteilt. Der Orden soll, wenn er die Burg verläßt, alle Planken der Umwallung und den dritten Teil der inneren Gebäude zurücklassen. Er darf dar-

nach das Material der übrigen Gebäude zu Bauten an anderer Stelle verwerten. Eine ganze Burg des Ordens wurde vom Orden abgebrochen und aus dem Material an anderer Stelle eine neue aufgebaut, so die Potterburg in Mewe.

Welche Arbeiten im einzelnen erforderte das Errichten des Bergfrits auf dem Unterberg, wenn sämtliche Hölzer vorher bereits auf das Sorgfältigste vorbereitet waren? Die etwa 70 Eichenbohlen für die Außenhaut, die Hölzer und die Nägel für den Fachwerkbau selbst waren auf den Burgberg zu schaffen. Reisig und Lehm zum Ausfüllen des Fachwerkes lieferte der Berg. Die Grube für das Fundament war auszuheben. Um das Untergraben zu erschweren, legte man sie hinter einer Kuppe an. 1,50 m wurde sie auf der Feindseite eingetieft. Der Rahmen der Lagerhölzer war schnell wagerecht gelegt, der Bau wuchs zusehends empor. Ehe der Feind sich sammeln konnte, stand dieses Bollwerk bereits fertig da. Das Überraschungsmoment war dem Feinde gegenüber ausgenutzt. Und daß man sich mit dem Zusammenschlagen des Fachwerkbaues beeilte, zeigt mir die Verschwendung der eisernen Nägel. Holzpflöcke hätten es auch getan, nur erforderte deren Einschlagen mehr Zeit. Da drängen sich Peter von Duisburgs Worte auf, mit denen er den ersten Vorstoß des Ordens in das Land Pomesanien beschreibt: praeparatis quae ad aedificationem castrorum necessaria sunt secrete venerunt. Die noch nicht abgeschlossene Grabung auf dem Altschlößchen gibt die Erläuterung zu secrete: Unter den Steinmauern des Ordens liegt eine Lehm-Holzbefestigung: mit wagerechter Lagerung. Also preußische Arbeit. Das Altschlößchen war eine preußische Burg. Gerade die Sorgfalt der Vorbereitung und die Hast der Bauweise, die sich auf dem Unterberg in dem Zaun, der überall auf dem Anstehenden, nirgends auf einer Aufschüttung steht, und in der Verschwendung von eisernen Nägeln im Bergfrit — und nur in diesem, in den übrigen Türmen fand sich nicht ein einziger Nagel! — ausspricht, zeugt dafür, daß nicht ein einzelner Privatmann, sondern eine großzügig arbeitende Gemeinschaft, der Orden selbst, diesen Stützpunkt auf dem Unterberg angelegt hat.

Wie es ja eigentlich selbstverständlich ist, zeigt die Anlage der ersten Periode rein militärischen Charakter. Der Soldat allein, nicht der Mönch — die Ordensritter vereinigen aber beide Ideale in sich! — bestimmt hier. Eine behelfsmäßige Ringmauer, ein Torturm und dicht neben ihm der Bergfrit, der neben den Zwergen wie ein Riese wirkte. Ein einfaches Tor dicht vor dem Burghof. Der Bergfrit faßt den ganzen Willen und die ganze Kraft der Verteidiger zusammen. Dieses Überhöhen der Verteidigungsanlagen durch Türme und das Konzentrieren der Gegenwehr in einem Bergfrit war das Neue, das Überraschende, mit dem der Orden den Preußen entgegentrat. Diese bauten ihr Verteidigungssystem auf hohen Stirnmauern auf, ohne Flankierungen systematisch anzulegen. Die bisher im Preußenlande unbekannte Art, eine Befestigung durch Gruppieren der Anlagen um einen Bergfrit zu bauen, wandte der Orden zum ersten Male in unserem Osten bei dem Bau der Burg Thorn an[15]). Aus diesem Grunde wohl beschreibt Peter von Duisburg den Bau

[15]) Clasen: Die mittelalterliche Kunst im Deutschordenslande I, 17.

genauer (III, 1): Haec aedificatio facta fuit in quadam arbore quercina, in qua propugnacula et moenia fuerunt ordinata ad defensionem undique indaginibus se vallabant, non patebat nisi unus aditus ad castrum. Deshalb besingt Nikolaus von Jeroschin in seiner Umdichtung dieser ersten Quelle (Scriptor. rer. Pruss. I. 3707 ff.) diese Tat:

ein groze eiche in der stunt
uf eime hubele da stunt
gewachsin; uf der este
machtin si erkre veste
geordint wol mit zinnen
nach werlichin sinnen.
Si hibin ouch di crumme
di burc allum und umme
veste heine her und dar
und vormachtin iz so gar,
daz nicht inblib den ot ein pfat,
daran man zu der burc getrat.
der brudere, di da blibin,
was do nicht me wen sibin.

Überrascht nicht geradezu die Ähnlichkeit der Anlage dieser Burg Thorn mit der des castrum parvum Quidin? Dort in Thorn hat die Natur selbst den Kern zum Bergfrit in der Gestalt einer starken Eiche geliefert, die auf dem in Aussicht genommenen Burgberge in günstigster Lage stand. Hier auf dem Unterberge wurde der Bergfrit von Grund auf erst gebaut. Beide Bergfrite trugen Zinnen, unserer sicher auch noch Wurfscharten nach dem Torwege zu. Beide hatten Wehranlagen, „veste heine" aus Holz, unserer einen Zaun und Verhaue. Zu beiden führte nur ein einziger Pfad.

Der Befund auf unserm Unterberg befreit demnach Nikolaus aus Jeroschin von dem gegen ihn so oft erhobenen Vorwurf des phantastischen Übertreibens.

In der zweiten Bauperiode wird der nur behelfsmäßig angelegte Stützpunkt ausgebaut. Die gefährdete Ostfront wird verstärkt. Dort wird der einfache Zaun zur Hauptmauer umgebaut, sie erhält eine Höhe von 8 m. Dieser wird ein Parcham vorgelagert, den nach Osten zu eine Mauer schützt. Vor dieser entsteht der Hauptgraben. Der Weg von der Hochfläche zur Burg wird durch Verhaue und den kleinen Graben gesichert, der den Angreifer unter das Feuer des jetzt auch entstandenen runden Turmes neben dem Bergfrit zwingt. Auf dem Burghof wird das Zentrum der Verteidigung durch Abgraben des Hügels erhöht, der entstandene Hang gepflastert. Nur militärische Gesichtspunkte sind auch in dieser Bauperiode maßgebend gewesen.

Was den zeitlichen Abstand zwischen beiden Bauperioden anbetrifft, so glaube ich, daß die Umbauten oder Neubauten sich unmittelbar an die erste Bauperiode anschlossen. Waren die Arbeiten der ersten an einem Tage ge-

schafft worden — sie mußten fertig sein — und das war bei gründlicher Vorbereitung sehr gut möglich, so setzte die zweite Bauperiode bereits am nächsten Morgen, wenn nicht schon in der Nacht ein. Auch die Bauten dieser Periode konnten schnell fertiggestellt werden, wenn genug Arbeitskräfte vorhanden waren und auch hier alles gut vorbereitet war, etwa die Bohlen für die Außenhaut der Hauptmauer, die Balken und Hölzer für Brücke und Tor. Lehm und dünne Hölzer waren an Ort und Stelle, sie brauchten nicht erst mitgebracht zu werden, wie der Orden es sonst häufig tat. Ich halte auf Grund des Hastens, das sich vor allem in den Mauern aus reinem, angefeuchtetem Lehm zeigt, die Bauten der zweiten Bauperiode auch für die Arbeit des Ordens. Allerdings weicht die Anlage in ihrem ganzen Charakter von den uns bekannten und vertraut gewordenen Ordensbauten mit ihrem strengen Aufriß völlig ab. Hier ist von dem viereckigen Klosterhof nichts zu merken, der von massigen, schlichten Gebäuden mit hochragenden Dächern umrahmt wird, Gebäuden, die Speicher und Kloster und Festung zu gleicher Zeit sind, die dem Feinde an Einbruchsstellen nur das gut gesicherte Tor und den in unersteigbarer Höhe gehenden Wehrgang zeigen. Von all diesem findet sich nichts in unserm Castrum. Es muß aber in Betracht gezogen werden, daß es sich hier um einen ganz behelfsmäßig angelegten Stützpunkt handelt, der sich ganz an die vom Gelände gegebenen Formen anschmiegen muß. Denn für große Erdarbeiten war hier keine Zeit! Es ist also keine Befestigung, für deren Bau jahrelange Ruhe und Hunderte von Hilfskräften zur Verfügung standen. Wir kennen ferner die Ordensbauten nur in ihrer letzten Entwicklungsstufe, können uns im besten Falle die vorletzte Stufe konstruieren, kennen aber bisher bei keiner Burg die erste Stufe, und diese wird fast stets zunächst behelfsmäßig gewesen sein. Die Anlagen von Balga und der Burg Thorn, diesen beiden ältesten, aber schon in Stein und Ziegel umgebauten Burgen, deren Grundriß wir kennen, verraten, daß der Orden bei seiner Ankunft im Preußenlande nicht bereits ein festes Schema für Burgenbau hatte, sondern daß der Burgenbau hier innerhalb von zwei Jahrhunderten eine ganze Entwicklungsreihe durchgemacht hat. Hier auf dem Unterberg zeigt sich: Auch bei Feldbefestigungen ist der Bergfrit nicht nur das Zentrum der Verteidigung, sondie Befestigung, die zeitlich als erste entsteht und hier wenigstens an die gefährdetste Stelle gerückt wird; im Verlauf des weiteren Ausbaus der Anlage wird der Bergfrit durch neue Anlagen immer mehr geschützt, so daß er selbst jetzt immer weniger unmittelbar, aktiv in den Kampf eingreifen kann, und daß er im letzten Stadium der Entwicklungsreihe zum Luginsland und zum refugium für den Fall der äußersten Not wird. Ein abschließendes Urteil kann nur auf Grund neuer Grabungen von ordenszeitlichen Burgen gefällt werden, die im Lehm-Holzbau aufgeführt worden sind. Und von derartigen Anlagen kenne ich in unserm Bezirk an der Weichsel allein 4: den Hof zu Rosenberg, die Werena im Klostersee, das castrum Stangenbergs und das castrum Wandau. Jede dieser drei ersten Anlagen zeigt, soweit sich ein Urteil auf Grund der jetzigen Oberflächengestalt bilden läßt, einen anderen Grundriß. Der Wohnturm kommt am stärksten im Hof zu

Rosenberg zum Ausdruck, der Pallas in der Werena. Es fehlen leider die Mittel für die Untersuchungen.

Noch zwei andere Gründe sprechen dafür, daß das castrum parvum Quidin in seiner ersten und zweiten Bauperiode auf den Orden zurückgeht: Der Orden hat, wie Peter von Duisburg erzählt, den Stützpunkt bald — es wird sich um nur wenige Monate gehandelt haben — nach der Stätte verlegt, auf der heute Marienwerder liegt, genauer auf die Kuppe, die sich südlich von der Altstadt am Höhenrande erhebt, auf das „Altschlößchen". „Ex opposito" ist im weiteren Sinne also zu fassen! Da lohnt es, die Frage anzuschneiden, weshalb überhaupt der Orden gerade diese beiden Punkte für Befestigungsanlagen gewählt hat. Strategische Punkte erster Ordnung müssen es damals gewesen sein. Nicht kann aber die örtliche Lage im engsten Sinne hier den Ausschlag gegeben haben. Denn beide Anlagen beherrschen nicht einmal die nähere Umgebung, weil der Blick von beiden durch die von Osten her dicht an sie sich heranschiebenden Höhen der Hochfläche aufgefangen wird. Da liegen andere Punkte am Steilhang zur Weichsel weit günstiger! Zum Beispiel die Höhe 69.5 nördlich von Unterberg, auf der Gustav Adolf sein Feldlager errichtet hat. Ungehindert schweift aber die Blick vom Altschlößchen wie vom Unterberg über das weite Tal der Weichsel. Ein Blick auf die Reste von Altwassern gibt die Antwort auf unsere Frage. Von diesen Altwassern ist heute allerdings nur noch wenig zu sehen, da der Mensch seit ungefähr einem halben Jahrtausend die Niederung systematisch der Kultur gewonnen und dadurch ihr Antlitz völlig verändert hat. Und diese Veränderung schreitet bis in die allerjüngste Zeit fort, da gerade heute die wegen ihrer Lage bisher nicht völlig auswertbaren Ländereien durch große Pumpwerke künstlich entwässert werden. Auch die Niederung hat bald ihre Eigenart verloren, auch sie wird zur Kultursteppe. Trotz alledem läßt sich heute noch an Senken, Lachen und Tümpeln der Zug einer Reihe von Altwässern verfolgen. Von Mewischfelde her, also fast genau von Westen, schiebt sich von dem heutigen Lauf der Weichsel ein Tief auf den Höhenrand zu. Es stößt genau auf die Parowe, in deren oberen Ende unser Unterberg liegt, und zwar geht der „polnische Graben", der heute durch dieses Tief, besser an dem Südrande des Tiefs entlang geht, von Mewischfelde genau auf die Längsachse der Parowe zu. Daß dieses Tief einst eine sehr wichtige Rolle gespielt hat, geht aus der Tatsache hervor, daß es, als der Orden ein Drittel seines Gebietes vertragsgemäß der Kirche abtrat, zur Grenze zwischen dem Bischof von Pomesanien und dem Gebiet des Ordens wurde. Dem Orden verblieb das Mündungsdelta der Nogat. So wurde dieses Tief nach der Abtretung Pommerellens auch die Grenze nach Polen zu. Und zu Grenzen wurden wie heute in den Kolonien von der Natur bereits geschaffene Linien genommen. Wie lange dieses Tief schiffbar gewesen ist, ist ein ander Ding. Ich glaube, sicherlich noch bei der Anlage des Castrum parvum Quidin. In der bereits erwähnten Urkunde, in der die Diözese Pomesanien in drei Teile geteilt wurde, damit der Bischof sich sein Drittel wählen konnte, heißt es (Pr. Urkdb. I, 172): „una tertia pars incipiat a castro Dypenowe et trans Nogatam directe versus Wixlam habeat illam par-

tem insule, que est versus Insulam S. Marie". Danach wird allerdings ein Tief überhaupt nicht erwähnt. War es bereits damals nicht mehr zu benutzen? Ein einziges Hochwasser kann tiefe Veränderungen herbeiführen. Unser Tief kam als Wasserstraße ersten Grades wohl nicht mehr in Betracht. Es wäre in der Urkunde sonst sicher nicht so allgemein nur gesagt worden „trans Nogatam directe versus Wixlam". Zwei Grenzsteine wurden aus diesem alten Grenzgraben vor drei Jahren gerettet. Es sind unbehauene Feldsteine von ungefähr 1 m Höhe, in die ein Bischofsstab roh eingemeißelt ist.

Betrachtet man die Lage des Castrum [magnum] (ergänzt magnum aus parvum), so liegen die Dinge hier genau so. Auf dieses castrum stößt von Südwesten von Kl. Grabau her ebenfalls ein Tief. Hier haben sich reichlicher Tümpel und Seen erhalten (Neuhöfen, Schwanenländer-See). Vom Fuße des Burgberges an — der Burgberg liegt also direkt über dem Tief und nicht wie das castrum parvum durch eine 800 m lange Parowe von ihm entfernt — zieht sich das Tief am Steilhang der Hochfläche nach Norden zu entlang.

Beide Stützpunkte hätten die wichtige Aufgabe gehabt, diese Wasserstraßen nicht nur in ihrer Längsrichtung zu beobachten und nötigenfalls zu sperren, sie waren zugleich auch die Landmarken für die auf diesen Wasserstraßen ankommenden Schiffe, an ihrem Ende lagen die Anlegestellen, „der Hafen". Die Aufgabe als Landmarke wird klar am Unterberg. Der Burgberg ist heute vom Weichseldamm aus nur auf eine knapp 100 m breite Strecke sichtbar. Die Randhöhen am Ausgange der Parowe verdecken den Burgberg sofort, sobald man über die seitlichen, engen Grenzlinien des Gesichtsfeldes hinweggeschritten ist. Es scheint gegen den Orden als Erbauer aber folgendes zu sprechen: Castrum parvum wird bald nach Marienwerder verlegt (castrum transtulit). Dann hätte, wenn castrum parvum wirklich auf dem Unterberg gelegen und der Orden es gebaut hat, der Orden aber die kostbaren Hölzer des Bergfrits bei der Verlegung doch abbrechen müssen, zumal er dieses doch später, als er über reiche Hilfsmittel verfügte, getan hat. Die Lagerhölzer und die eichene Außenhaut des Bergfrits, das untere Stockwerk also, sind aber stehen geblieben! Oder ist etwa ein neuer Bergfrit, als 1236 der Orden den Unterberg Dietrich von Depenow gab, in der alten Fundamentgrube gebaut worden? Die Südwand des Bergfrits, nicht etwa die Lagerhölzer, können hier Auskunft geben. Der Teil der Wand, durch den die später zugebaute Tür mit der Stufe führte, war in der letzten Bauperiode umgebaut worden. Eine Lehmmauer (Bauweise C) war vor die Außenhaut gebaut worden, die Außenhaut war bis auf die Türlücke vollständig. Bei einem Neubau hätte man sich aber diese kostbaren Hölzer an der Südfront, besonders an dem dicht an den Bergfrit gebauten runden Turm sicherlich geschenkt. Der Bergfrit ist demnach älter als der runde Turm, dessen Fundament Spuren von Bauweise B trägt! Geht das castrum parvum auf den Orden zurück — und daran ist meiner Ansicht nach nicht zu zweifeln — so bedeutet „transferre" nicht etwa „abbrechen", mit dem aus dem Abbruch gewonnenen Material einen neuen Stützpunkt anlegen, sondern aus irgend einem Grunde eine Kräfteverschiebung vorneh-

men. Es bildet der Abbruch der Potterburg und das Benutzen des Materials zum Bau der Burg Mewe, sowie die ähnlichen Vorgänge in Königsberg eine Ausnahme. B. Schmid kommt auf Grund vergleichender Textkritik zu einem gleichen Schluß. (Altpr. Forschungen VI, H. 2.) Castrum parvum blieb trotz des Verlegens weiter bestehen, als der neue Stützpunkt gebaut war! Weshalb wurde der alte Stützpunkt denn nicht aufgegeben, also abgebrochen? Unser castrum parvum muß eine wichtige strategische Aufgabe auch nach dem Bau des Hauptstützpunktes noch zu erfüllen gehabt haben. Weswegen wurde überhaupt das neue castrum in nur 5 km Entfernung gebaut? Es muß sich herausgestellt haben, daß, da stärkere Sicherung der Burg durch das Gelände nicht in Frage kommt, das südliche Tief ungleich wichtiger war, als das, an dem das Castrum parvum angelegt war. Deshalb hatten die Preußen wohl auch die Stätte des späteren Hauptstützpunktes befestigt! Jetzt erst war die insula Quidin fest in der Hand des Ordens. Unter diesem Gesichtspunkt wird das rätselhafte Amt eines Provisors de Quidin = (Sanctae Mariae) (Pr. Urkdb. I. 191) verständlich, der in der Kulmer Handfeste 1233 auftaucht, und auch die Rolle, die die Familie Stange, die Rechtsnachfolger der Depenows, in Marienwerder spielte. Die Aufsicht über die Insel Quidin, somit über beide Tiefe, das von Marienwerder und das von Unterberg, die durch die Nogat verbunden waren, lag in einer Hand. Militärische Rücksichten erforderten da eine einheitliche Leitung. Und die rätselhaften Rechte der Stanges? Unter dem 10. IV. 1285 werden sie für 1200 Hufen abgelöst (omnia iura in dicto ecclesie castris, civitate, terris, piscacionibus aquis et aliis quibuscunque proventibus (Hafenzoll?) contingencia. (Cramer, Pomes. Urkdb. VII.) In demselben Vertrage erhalten die Stanges pro expensis (während des zweiten preußischen Aufstandes 1260—73), quas fecimus tenendo et custodiendo castrum in Insula (scilicet St. Mariae) 150 marcas. Unter dem 22. I. 1293 bestätigt Bischof Heinrich von Pomesanien, daß Theodorich Stange auf das Castrum insule ST. Marie, das doch vom Orden gebaut worden war und bei der Teilung doch dem Bischof zugefallen war, zu Gunsten des Bischofs verzichtet hat! (Cramer, Pomes. Urkdb. XIV.) Unter dem 19. 11. 1257 wird noch Conradus commendator episcopi Insule sancte Marie als Zeuge einer Urkunde erwähnt. Etwas später bereits Dietrich Stange. Die Stanges besaßen außer dem castrum parvum, ihrem persönlichen Besitz, während der Unruhen des zweiten Aufstandes auch das castrum magnum. Ihre sicherlich verbrieften Rechte treten sie ihrem Oberherrn, dem Bischof, der sich während des Aufstandes nicht in seinem Bistum aufgehalten hatte, wieder ab, als der Friede wieder in das Land eingezogen war. Militärische Gründe sind es sicherlich gewesen, die den Bischof veranlaßt hatten, dem Besitzer des castrum parvum, das das nördliche Tief beherrschte, auch die Wacht über das südliche Tief und über seine Stadt Marienwerder anzuvertrauen. Als Lohn dafür hatte der Bischof seinem Lehnsmanne sämtliche Rechte des Bischofs auf die Stadt abgetreten. Doch kehren wir zurück!

Es spricht also auch der Einwand, daß bei Verlegung einer Ordensburg der Bergfrit abgebrochen worden wäre, demnach unser Unterberg nicht auf

den Orden zurückginge, doch schließlich dafür, daß die Anlage des castrum parvum in Unterberg, wie die des castrum magnum auf dem Altschlößchen zu Marienwerder auf den Orden zurückgeht. Es scheinen die Grabungen auf dem Altschlößchen selbst, dem castrum magnum, den letzten Beweis für den Orden als den Erbauer des castrum parvum zu geben.

Die Bauten der dritten Periode zeigen in ihrer Bauweise, daß Ruhe eingetreten ist: Die Zäune konnten verstärkt, konnten völlig umgebaut werden. Neue Befestigungen entstanden. Die Zäune hatte man zum Umbau der Einfachheit halber durch Feuer zerstört. Oder hat es der Feind getan? Der Lehmbewurf und die Hölzer waren damals also bereits völlig ausgetrocknet. Die Glut hatte den Lehm an der Oberfläche des Fundaments rot gebrannt.

Wer die Burg umgebaut hat, ob noch der Orden oder bereits Dietrich von Depenow, der sie 1236 als Lehen erhalten hat, ist aus dem Befund ebensowenig wie aus den Urkunden festzustellen. Die Burg in ihrer letzten Bauperiode könnte man wegen ihres ganzen Charakters ebensogut in Mitteldeutschland oder am Rheine vermuten. So können nur Grabungen auf Burgen unseres Ostens aus der Frühzeit des Ordens entscheiden. Daß die Burg einstmals eine Familienburg war, haben die Kleinfunde bestätigt. Eine Zeitlang wurde sie von den Depenows bewohnt, später aber aufgegeben. Daß sie manchen Sturm erlebt hat, verraten die Bolzen der schweren Standarmbrust, deren Spitzen aufgestaucht waren. Sie haben sich alle im Sturzkegel des Zentrums der Verteidigung, des Bergfrits, vorgefunden. Nirgends sind wir aber bei der Grabung auf Spuren eines schweren, unglücklichen Kampfes gestoßen. Wir haben keine unversehrte, größere Waffe gefunden, nirgends ein Skelett, nirgends einen unversehrten, ordenszeitlichen Topf oder wenigstens dessen gesamte Scherben. Die Burg ist demnach auch nicht einem überraschend ausgebrochenen Feuer zum Opfer gefallen. Nirgends zeigten sich Spuren der Eile, der Hast. Das Ganze macht den Eindruck, als wenn die Hausfrau bei einem Umzuge alls Wertvolle mitgenommen und in den Ecken nur einige Scherben und zerbrochenes und auch nicht zerbrochenes eisernes Gerät zurückgelassen hat, weil dieses eben das Mitgenommenwerden nicht verdiente oder weil man es übersehen hatte. Die Burg war in aller Ruhe geräumt worden. Das bestätigen auch die Urkunden. Dietrich von Depenow verlegte den Wohnsitz nach einer etwa 2 km nordöstlich landeinwärts gelegenen Stelle, die seither den Namen der Familie trägt: Tiefenau. Ich glaube, die Stätte dieses zweiten Wohnsitzes gefunden zu haben. Nordwestlich der Kirche von Tiefenau, und zwar etwa 100 Meter von ihr, finden sich an dem dort liegenden, kleinen Teiche Spuren von Mauern in der Bauweise C. Das Feld ist mit ordenszeitlichen Scherben bedeckt. Die Siedlung scheint sich bis zu dem Teiche hinzuziehen, der hart an der Chaussee, und zwar im Osten von ihr, liegt. Sie bedeckt eine Fläche, die um das Vielfache größer ist als der Raum, den das Castrum einnimmt. Da die ganze Fläche seit Menschengedenken unter dem Pfluge liegt, ist von Resten einer Befestigung nichts mehr zu sehen. Von Natur aus ist der Platz nicht geschützt. Er liegt nicht unweit der höchsten Welle, die sich hier über die Hochfläche zieht.

Welches mögen die Gründe gewesen sein, die Dietrich von Depenow veranlaßten, den Wohnsitz zu verlegen? Sicherlich sind es nicht Fragen der Bequemlichkeit gewesen. Man sehe sich daraufhin nur die Burgen im Westen Deutschlands an! Meiner Ansicht nach war es die Unmöglichkeit, an dem castrum parvum Quidin einen Wirtschaftshof anzulegen. Es wäre für einen solchen der Winkel auf der Hochfläche dicht vor dem Verhau im Tor in Frage gekommen. Platz genug wäre dort vorhanden gewesen. Durch Errichten von Wirtschaftsgebäuden an dieser Stelle wäre das Vorfeld vor dem Verhau, also in der Richtung, von der ein Angriff zu erwarten war, aber völlig unübersichlich geworden. Auf preußische Siedlungen an dieser Stelle weisen Scherbenfunde hin. Welcher Zeit im Genaueren gehören sie aber an? Von einem Graben vor diesem Abschnitt fand sich keine Spur. Eine Vorburg war demnach nicht vorhanden. Ausschlaggebend mag für die Verlegung auch die Wasserfrage gewesen sein. Das Wasser für den Bedarf der gesamten Wirtschaft hätte vom Bache geholt werden müssen, richtiger von der Wasserstelle innerhalb der Verhaue. Denn hier wurde um 1200 der Quellhorizont durchschnitten. Der schützende Gürtel der Verhaue wäre durch die Anlage von Toren zur Wasserstelle derartig geschwächt worden, daß von einem Schutz durch die Verhaue nicht mehr gesprochen werden konnte. Wo ging aber der Weg vom Tief zur Burg hinauf? War ein solcher überhaupt vorhanden? Die ganze Anlage spricht dagegen. Man vergleiche dazu die Sagen, die sich an diese Stätte knüpfen! Nirgends findet sich dort eine Beziehung zum Fluß, zur Niederung! Der Reiter kommt von Neudorf, Tiefenau her!

Deshalb glaube ich, daß Dietrich von Depenow bald mit der Anlage eines besonderen Wirtschaftshofes, der in der Mitte des zu bewirtschaftenden Landes lag, begonnen haben wird. Aus der verschiedenen Schreibweise der Depenows darf ein Schluß auf den Zeitpunkt der Verlegung nicht gezogen werden. 1236 heißt nämlich der Besitzer des castrums Theodoricus de Depenow, in den Urkunden von 1239 und 1242 (Cramer: Urkdb. 2 und 3) Theodoricus de Tyfenowe. Depenow ist die Schreibweise im Niederdeutschen, Tyfenowe die im Oberdeutschen.

Mit dem Ausbauen von Tiefenau als Wohnsitz ist aber ein sofortiges Aufgeben und Räumen der Burg nicht unbedingt verbunden. Die Burg mag noch lange ihre Aufgabe als Wächter des Tiefes erfüllt haben. In der bereits erwähnten Urkunde vom 18. 3. 1250 heißt es: tertia pars incipiat a castro Tifenowe, in der vom 30. 6. 1294 dagegen vallum quondam castri Tifenowe. Bald nach 1250 wird sie wohl geräumt worden sein. Ständiger Wohnsitz der Depenows ist sie damals sicher nicht mehr gewesen. Es wäre diesen kleinen Fürsten im Preußenlande vom Orden sicher nicht zugemutet worden, die Grenze unmittelbar vor der Haustüre zu haben. Die Burg hatte ihre Rolle zu Ende gespielt, als eine Sicherung dieses Stückes der Etappe nicht mehr erforderlich war. Genügte bereits allein das Castrum in Marienwerder für diesen Zweck? War das Tief, das unser Castrum zu schützen hatte, bereits nicht mehr zu benutzen? Die Weichsellinie war kurz vor der Mitte des 13. Jahrhunderts durch die Kämpfe gegen den im Bunde mit den

aufständischen Preußen stehenden Herzog Swantopolk schwer gefährdet. Swantopolk gehörte das linke Weichselufer. Spielten die Hauptkämpfe gegen den Pommernherzog sich auch auf dem Gebiete des Herzogs ab, so mußte Pomesanien gegen Überfälle doch gesichert werden. Aus jenen schweren Zeiten mögen auch die Zeichen einer Belagerung der Burg herstammen. 1253 wurde endgültig der Friede zwischen dem Orden und Swantopolk geschlossen. Kurz danach mag unser Castrum aufgegeben und geschleift worden sein. Gegen ein Aufgeben der Burg während des zweiten preußischen Aufstandes scheinen mir die Sorgfalt und Ruhe bei der Räumung zu sprechen. Aber sehr gut ist es auch möglich, daß die Burg in einer längeren Atempause zwischen den Kämpfen aufgegeben worden ist.

Die Hauptarbeit bei der Vernichtung der Befestigungsanlagen verrichtete das Feuer. Die Mauern scheinen dann von Menschenhänden gestürzt worden zu sein, denn im anderen Falle wären ganze Mauerzüge nicht so gleichmäßig gestürzt. Besonders auffallend ist die Lagerung der Hauptmauer P, die im Hauptgraben über der Mauer O liegt. Sämtliche Mauern sind nach außen hin gestürzt, eine Ausnahme bildet der Nordosten: Parcham, Mauer D, und der Zaun auf dem Burghofe, dieser Rest der altertümlichen Bauweise. Dessen Schutt liegt, wenn auch nur mit einem kleinen Teile, auf dem Burghofe.

Auffallend ist, daß die kostbaren Hölzer des Bergfrits nicht für eine Verwendung an anderer Stelle abgebrochen, sondern durch Feuer vernichtet worden sind. Allerdings kann nur etwas über das Schicksal der beiden unteren Stockwerke ausgesagt werden, besonders des untersten, das tief in die Erde eingelassen war. Waren sie im Laufe eines halben Jahrhunderts etwa schon zu stark verwittert?

Die Burgstätte nach der Zerstörung.

Nicht lange scheint das Trümmerfeld auf dem Burgberge unbenutzt geblieben zu sein. Neue Bewohner fanden sich. Preußen siedelten sich in den windgeschützten Winkeln an. Bevorzugt war die Stelle im Westwinkel des Burghofes, dicht hinter dem alten Wehrgang. Unordentlich gebaute Herde aus Steinen von doppelter Faustgröße lagen dort neben- und über einander. Zwischen ihnen auch eine runde Backplatte von 0,40 m Durchmesser. Jeder stille Winkel zwischen den Mauerresten, so die Wolfsgrube auf dem Burghofe, wurde ausgenutzt. Leicht und schnell konnte hier ein Unterschlupf ausgebaut werden. Einen Hausgrundriß gelang es nirgends zu fassen. Den am sorgfältigsten gebauten Herd fanden wir auf dem Fußpfad zu Füßen des Bergfrits, die größte Backplatte — diese ist ein rotgebrannter Lehm-Estrich über einem Pflaster aus faustgroßen Feldsteinen — im kleinen Graben, der den Weg an den Südhang des Grates drängte. Ordenszeitliches Material wurde selbstverständlich benutzt. So hat das Steinpflaster des Hanges unterhalb des Bergfrits das Material für die Herd liefern müssen ,ein Spatenblatt war in einen Herd eingebaut und zwischen den Herdsteinen und um die Herde fanden sich ordenszeitliche Geräte neben der Unmenge preußischer Scherben. Das inter-

essanteste Stück, das sich in einem Herde im Westwinkel des Burghofes fand, ist ein kleiner irdener Reiter. Sorgfältig sind von dem Pferd der Reiter, auch noch die dicht am Pferde liegenden Schenkel wie die Ohren, die Schnauze und die vier Beine des Pferdes abgestoßen worden. Nur der Bocksattel verrät, daß es sich um eine Reiterfigur handelt. Sollten wir in diesem Verstümmeln eine Zauberhandlung vor uns haben, — es ist nicht etwa die Tat eines sein Spielzeug zerstörenden Kindes! — so hätten hier Preußen gesiedelt, die dem neuen Herrn, den Deutschen, nicht freundlich gesinnt waren.

Wie lange diese Preußen zwischen den Trümmern gehaust haben, ist unbekannt. Die Stätte lag dann wüst. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, d. h. in der Zeit der beginnenden Landnot, zwang man sie unter den Pflug.

Der Name Quidin — insula St. Mariae.

Als der Orden seinen Stützpunkt von unserm Castrum parvum nach dem 5 km weiter südlich gelegenen Altschlößchen verlegte, neben dem in demselben Jahre noch eine Stadt entstand, das heutige Marienwerder, wurde, wie Peter von Duisburg sagt, der Ort, nicht aber der Name gewechselt. Welcher Name? Peter von Duisburg erwähnt zwei Namen: Quedin und Insula sancte Marie.

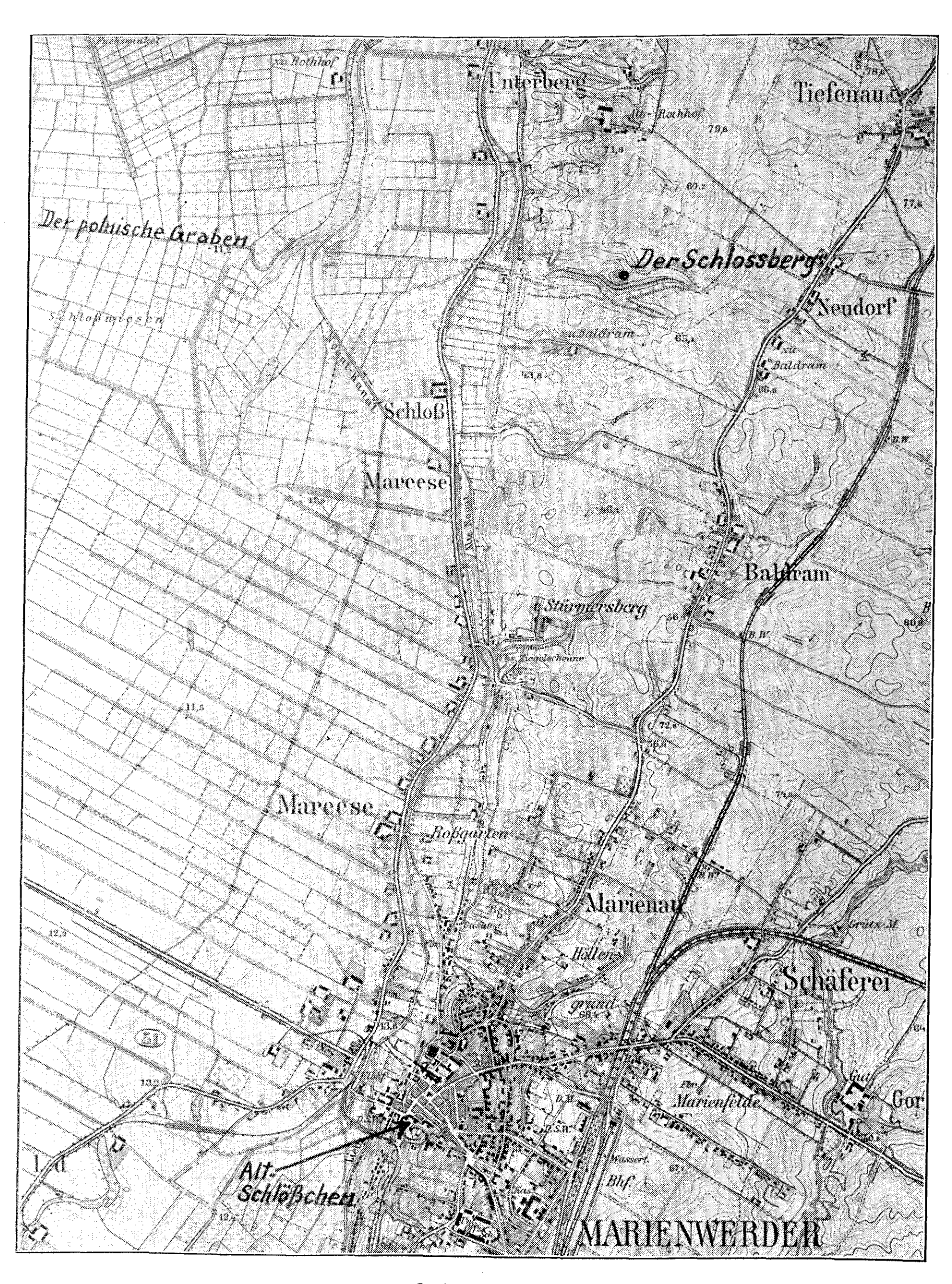
Quedin, in anderen Urkunden Quedina (1235) Pr. Urkdb. I, 89, Quidino (1243) Pr. Urkdb. I, 108, Quidin I, 191, ist, wie Herr Prof. Gerullis-Leipzig mir mitteilte — es sei ihm auch an dieser Stelle hierfür gedankt! — eine alte stammpreußische Ortsbezeichnung. Denn bei Rastenburg gibt es (1419) ein Dorf Queden und bei Königsberg (1258) Quedenow, (1302) Quidnowe usw. Da ein altpreußischer Personenname Quedun mit dem Suffix: „un" bekannt ist, so muß man einen Namen Quede voraussetzen. Quedina heißt etwa: die dem Quede gehörige, die Quedische.

Im Polnischen mußte d vor i zu dz werden, so entstand Quedzyn (1470), heute Kwidzyn.

Quidin, Quedin usw. ist die Bezeichnung für die Insel im Becken von Marienwerder, die von der Weichsel und dem Liebe-Nogat-Flußsystem gebildet wird. Nach der Insel haben die sie beherrschenden Burgen den Namen erhalten, trotzdem die Burgen nicht auf der Insel selbst, sondern auf dem Höhenrande jenseits der Nogat liegen. Töppen hatte also recht, wenn er Peter von Duisburgs Worte: venerunt ad Insulam de Quidino, quae ex opposito nunc Insulae St. Mariae, et ibi et erexerunt nicht wörtlich genommen hat.

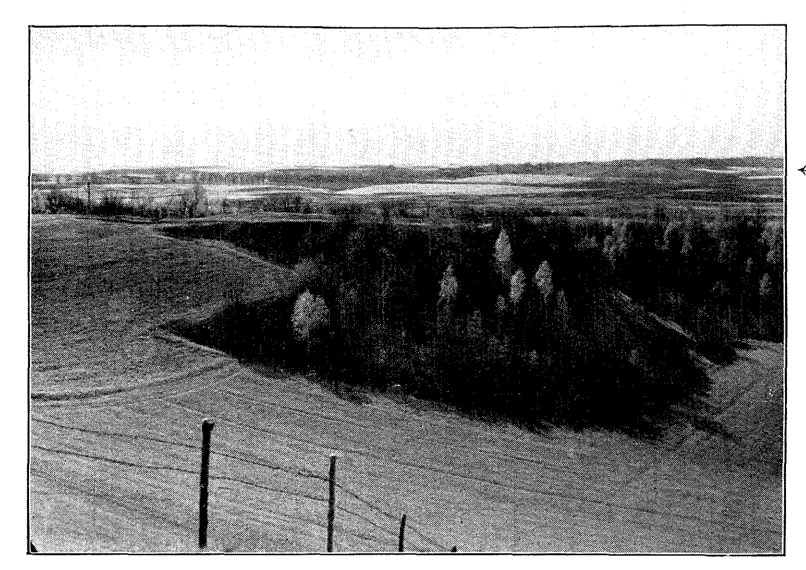
Es stützt diese Auffassung die Tatsache, daß der Name Quidin bei der Verlegung des ersten Stützpunktes mitwanderte, es aber nicht tat, als Dietrich von Depenow seinen Wohnsitz nach dem 2 km landeinwärts gelegenen Tiefenau verlegte. Von dem neuen Sitz ist die Insel Quidin überhaupt nicht zu sehen, also auch nicht zu beherrschen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Zantir. Auch diese Burg liegt nicht auf der Insel, die in ihrem Schutze steht.

Dieser Insel Quidin gaben nach Peter von Duisburg die Ordensritter den Namen ihrer Schutzherrin, der Jungfrau Maria. Herrn Archivdirektor Krollmann-Königsberg verdanke ich den Hinweis, daß noch heute in der alten Heimat der Depenows bei Hildesheim ein Kloster Marienwerder liegt. Der Versuch, aus Urkunden etwas über Beziehungen der Depenows zu diesem Kloster zu erfahren, bevor Dietrich nach dem Osten abwanderte, schlug infolge allzu dürftigen Quellenmaterials bisher fehl. Würde sich die Vermutung Krollmanns doch bestätigen, so ginge der Name Marienwerder nicht auf den Orden zurück: Klein Quidin hätte dann zunächst (Bauperiode 1 und 2) nicht diesen Namen geführt, sondern erst Dietrich von Depenow hätte in Erinnerung an seine alte Heimat seiner Burg und dem zweiten stärkeren Stützpunkt, der unter seinem Kommando stand, diesen Namen gegeben. Dem würde aber der Bericht Peter von Duisburgs widersprechen. Doch dieser schrieb die Ereignisse erst ungefähr 100 Jahre nach dem großen Geschehen der ersten Zeit nieder. Ein Irrtum seinerseits wäre trotz der sonst treuen Berichterstattung also nicht ausgeschlossen. Wie dem auch sei, der Name Insula Sanctae Mariae blieb, nachdem das Castrum parvum in Trümmer gesunken war, an der Neugründung, dem Castrum magnum, haften. Und als der Bischof von Pomesanien die werdende Stadt sich als Wohnsitz gewählt hatte und unweit von seiner Burg das feste Domherrenschloß entstanden war und an dieses die Festungskirche, der Dom, sich angegliedert hatte, da war der Segenswunsch, der in dem Namen „Insula Sanctae Mariae" der Burg und dem jungen Gemeinwesen mit auf den Lebensweg gegeben worden war, in Erfüllung gegangen: Marienwerder wurde zur Keimzelle, dann zur Hüterin des von dem Deutschen Ritterorden und dem deutschen Bürger und Bauer in das Preußenland gebrachten Christentums, Marienwerder wurde auch zum Bollwerk des deutschen Volkstums gegen die Alt-Preußen- und besonders gegen die Slawenflut, die das wieder deutsch gewordene Land so oft im Laufe des letzten halben Jahrtausends zu verschlingen drohte.

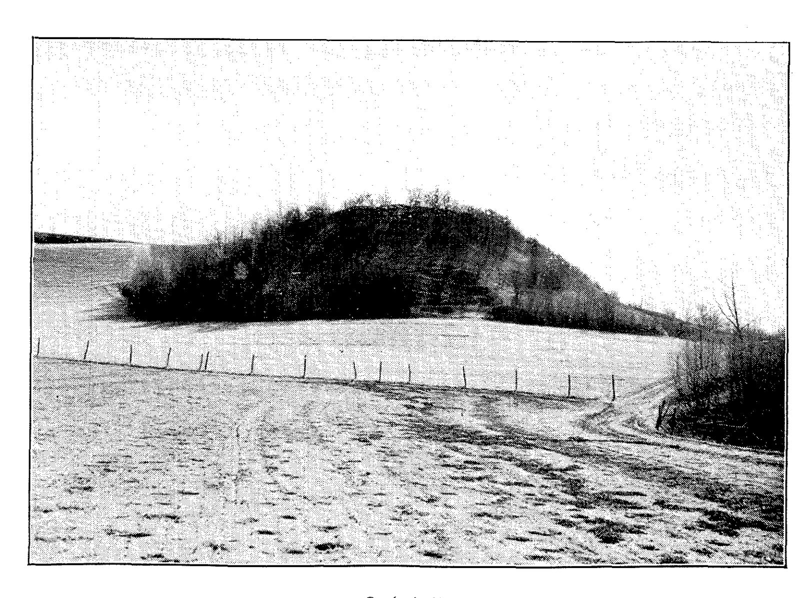

Unterberg
Tiefenau
Der polnische Graben
Der Schlossberg
Neudorf
Schloß
Mareese
Baldram
Stürmersberg
Mareese
Roßgarten
Marienau
Schäferei
Marienfelde
Alt-
Schlößchen
MARIENWERDER

Lichtbild 1.


Stadt
Bücherei
Elbing

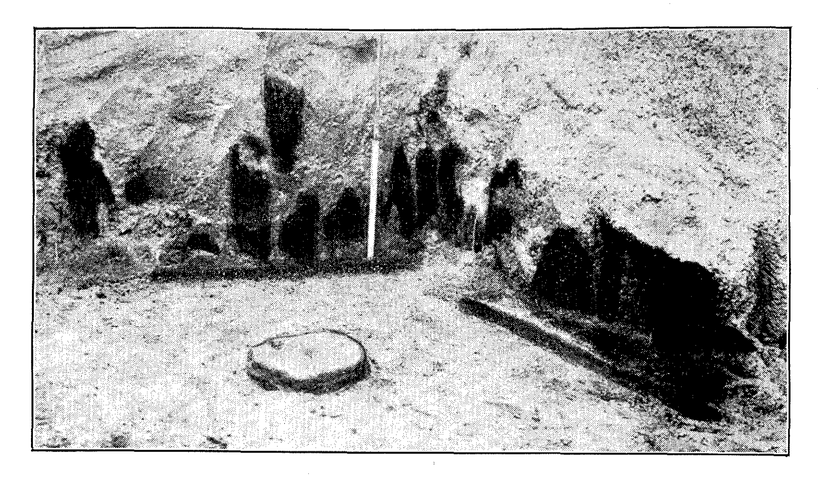


Lichtbild 2.
Blick von NNW.

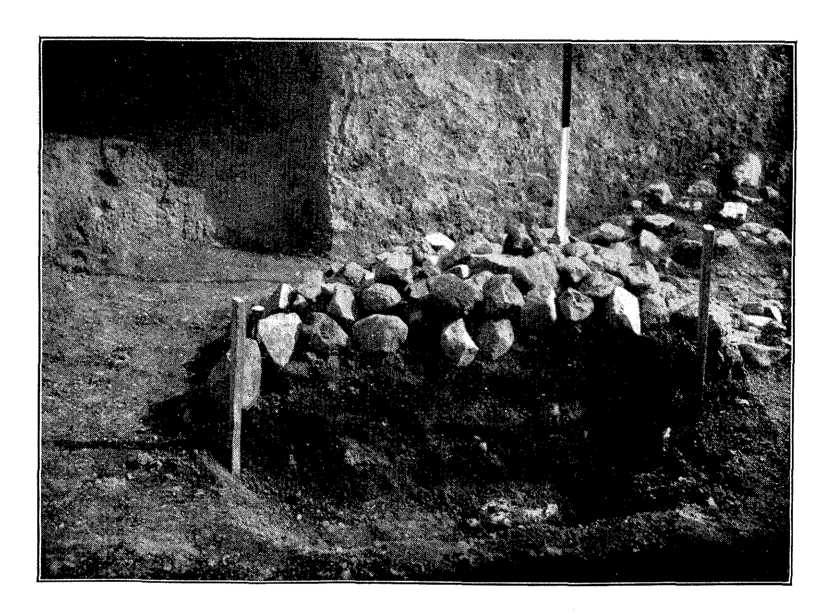


Lichtbild 3.
Blick von W auf den Schloßberg.



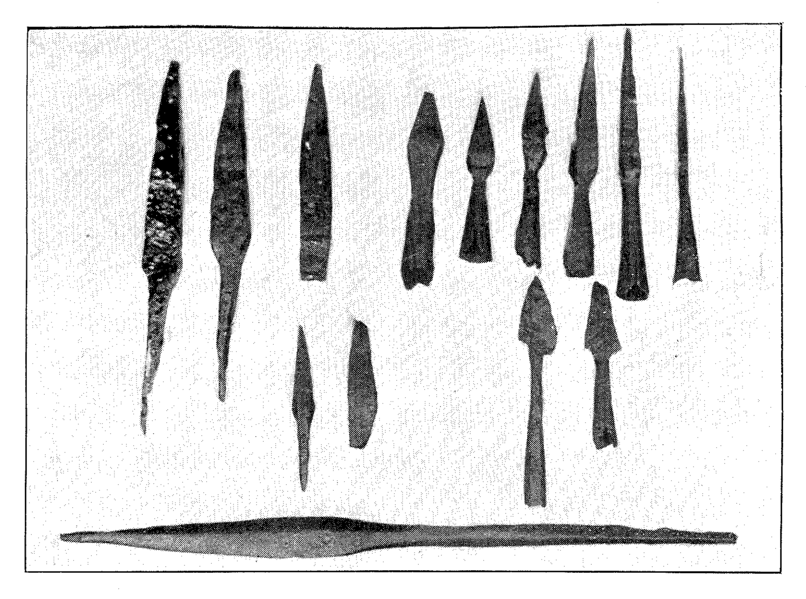


Lichtbild 4.
Das Innere des Bergfrits (NO Ecke): Vor den senkrechten Eichenbohlen Lagerhölzer des Fachwerkbaues. Zwischen dem Mühlstein im Vordergrund und dem Lagerholz rechts von ihm ist ein Lagerholz aus Versehen bereits weggeräumt worden.



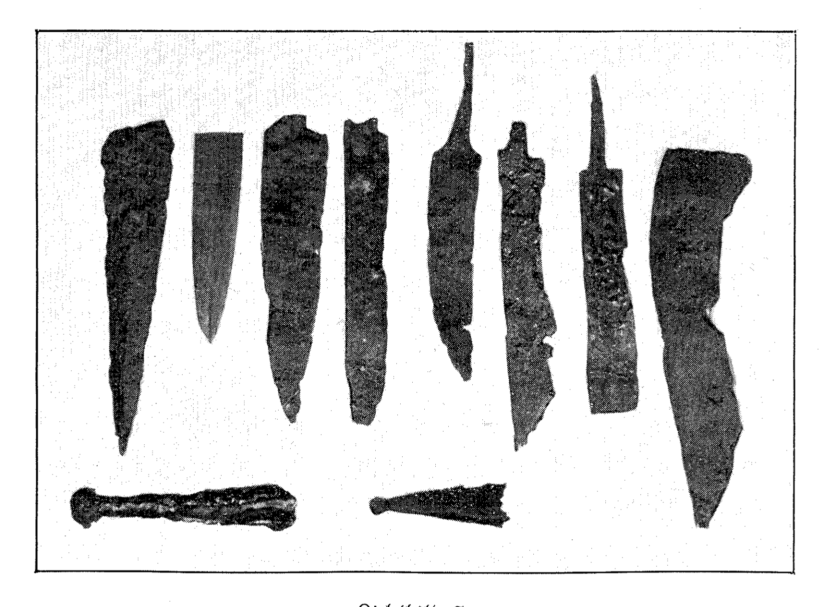
Lichtbild 5.
Senkrechter Schnitt durch die Mitte des großen preußischen Herdes am W Fuß des Bergfrits. Im Untergrund kommt der gepflasterte Gang der Ordensschicht zum Vorschein.





Lichtbild 6.

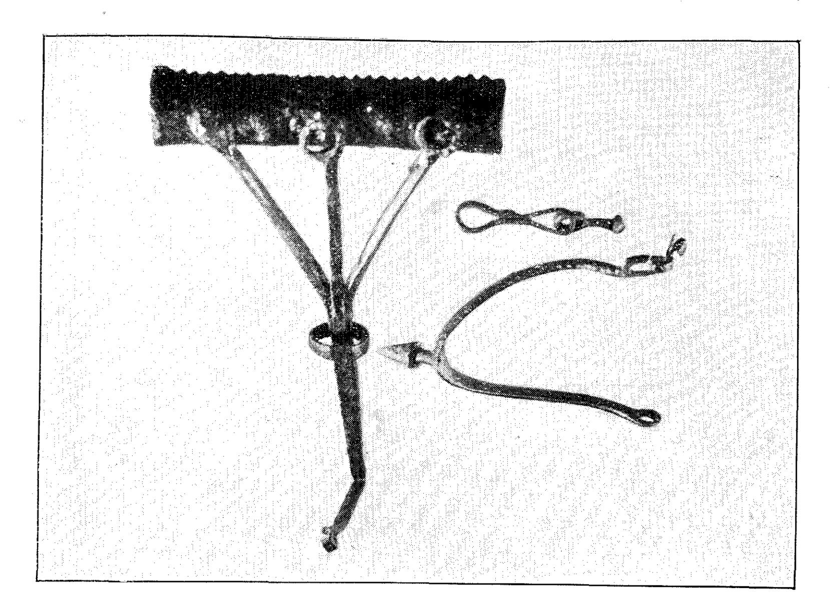
3 schwere Bolzen, 6 Bolzen mit Tülle (quadrat. Durchschnitt der Spitze), 2 Bolzen mit Dorn, 2 Pfeilspitzen mit Tülle und Block, 1 Lanzenspitze. 2 Bolzen mit Dorn, 2 Pfeilspitzen mit Tülle und Blatt, 1 Lanzenspitze.



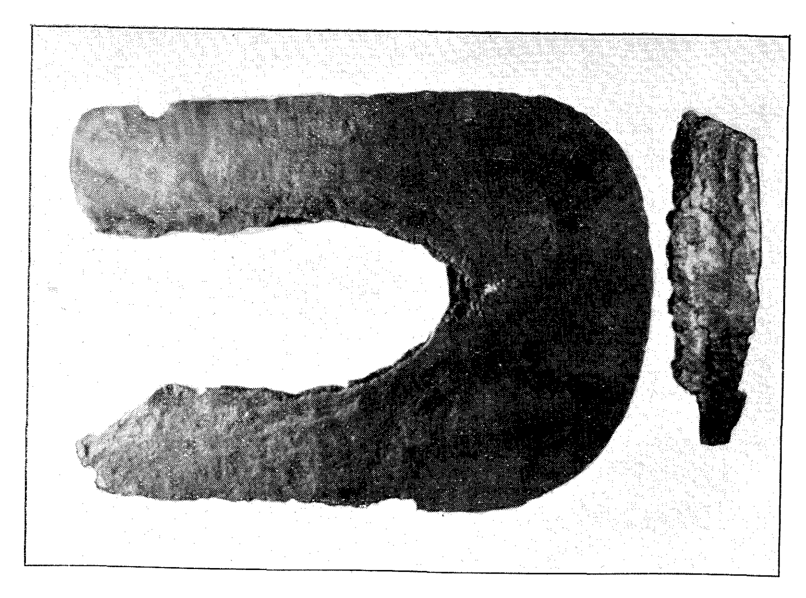
Lichtbild 7.

1 Dolchklinge, 1 Dolchmesser, 6 einschneidige Messer, 2 eiserne Schuhe von der Scheide eines Dolches.



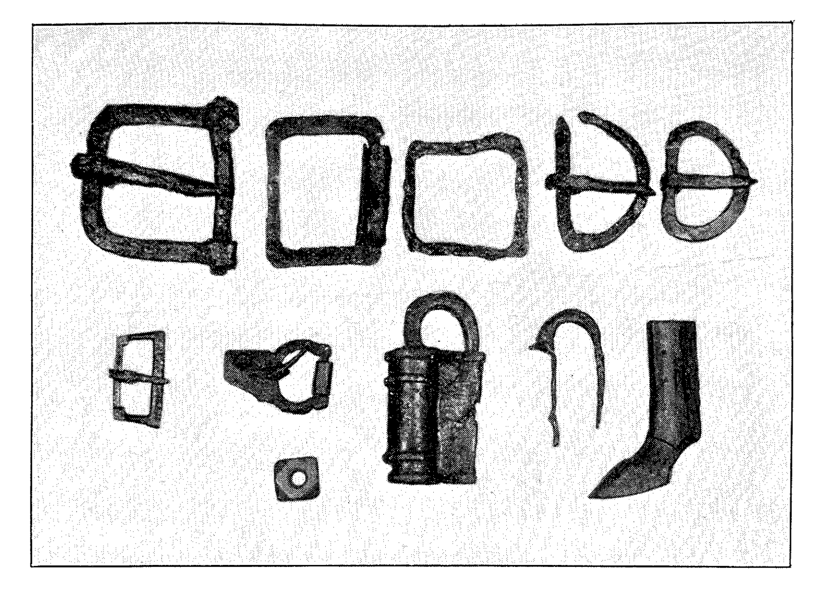


Lichtbild 8.
Pferdestriegel, Sporn, Wirbel.

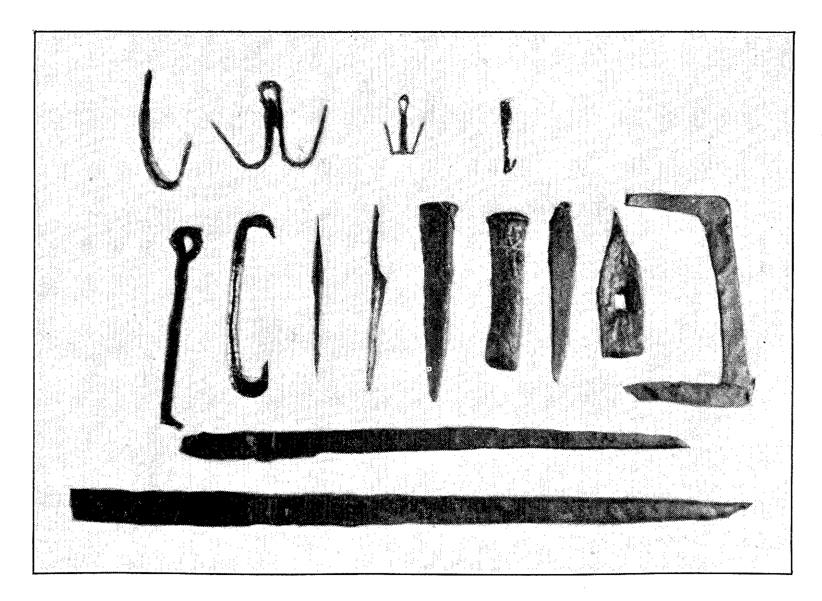


Lichtbild 9.
2 Spatenschuhe.


Stadt
Bücherei
Elbing

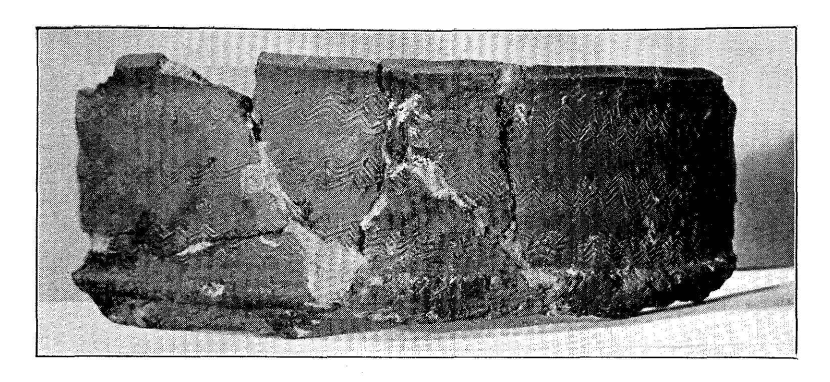


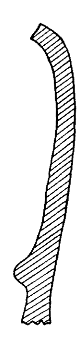
Lichtbild 10.
Gürtelschnallen, 1 kupferplattiertes Einsteckschloß, 1 tauschierter Bügel von einem Einsteckschloß, Vorderfuß von einem Bronzeguß, 1 Bernsteinperle.



Lichtbild 11.
4 Angelhaken, Haspen, Krampen, Pfriemen, Dorne.

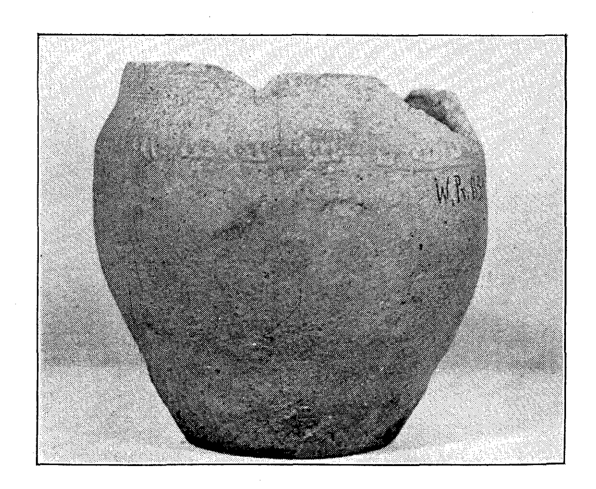

Stadt
Bücherei
Elbing





Lichtbild 12.

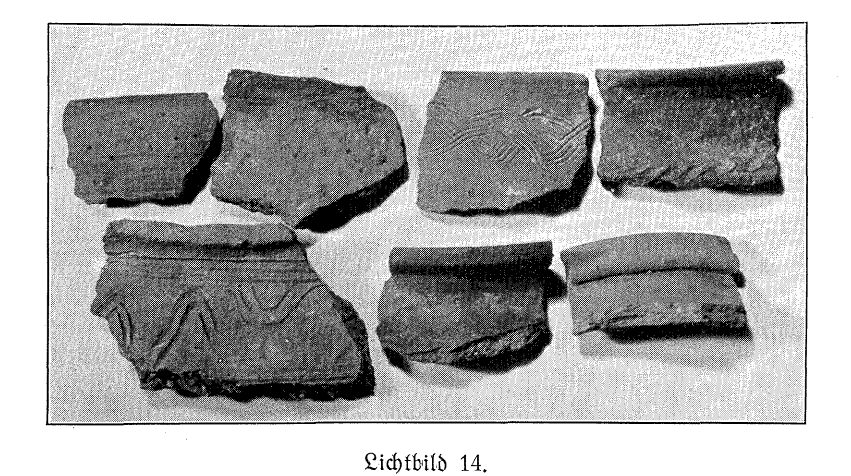
F. O.: Burghof am Fuß des Bergfrits.



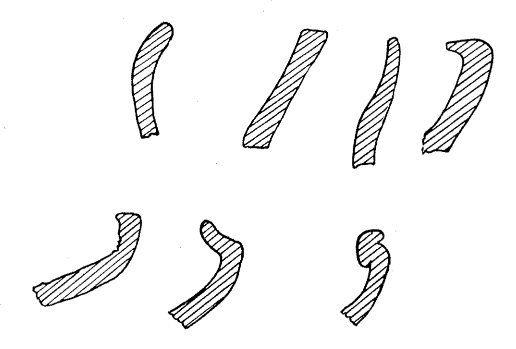
Lichtbild 13.

Burghof.



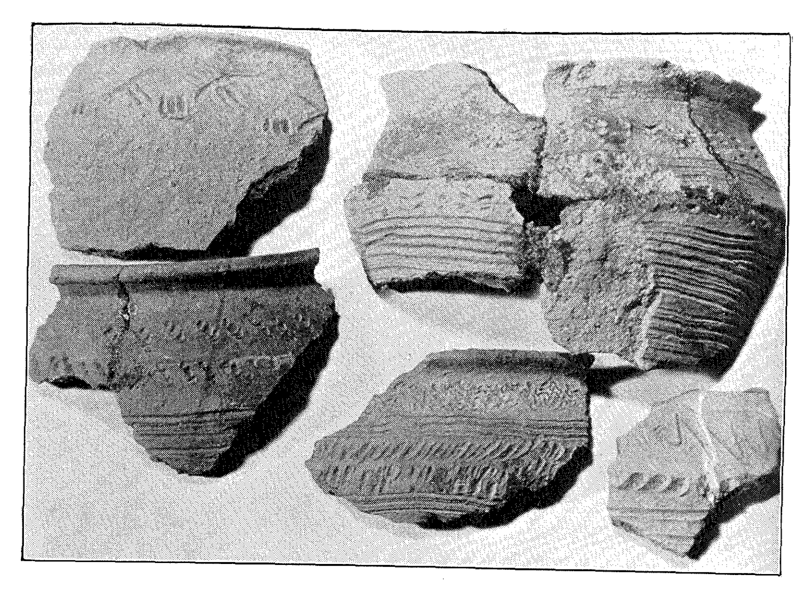


Lichtbild 14.
F. O.: Preußische Herde im Westwinkel ds Burghofes.

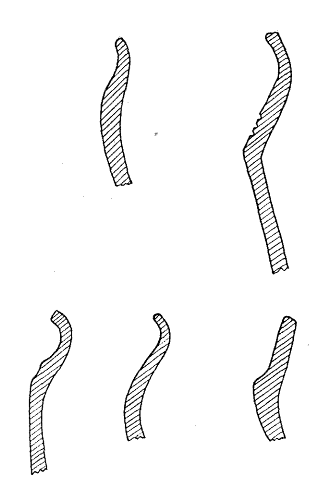


Profile zum Lichtbild 14.



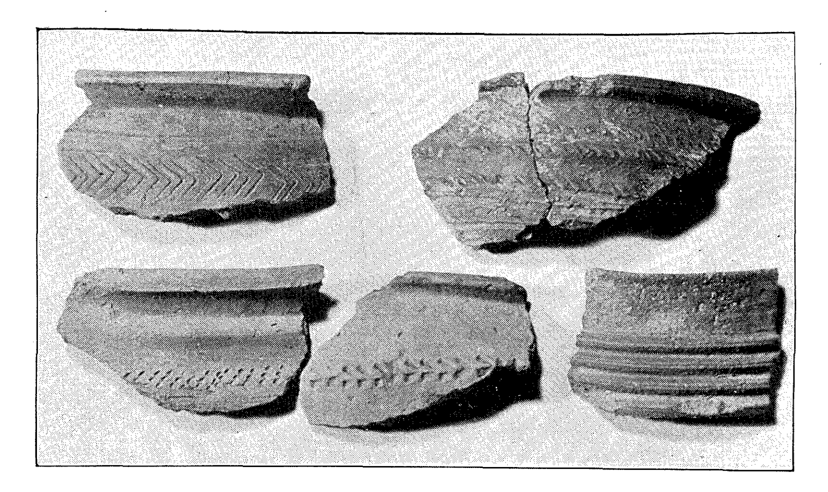


Lichtbild 15.
Scherben aus preußischen Herden im Westwinkel des Burghofes.



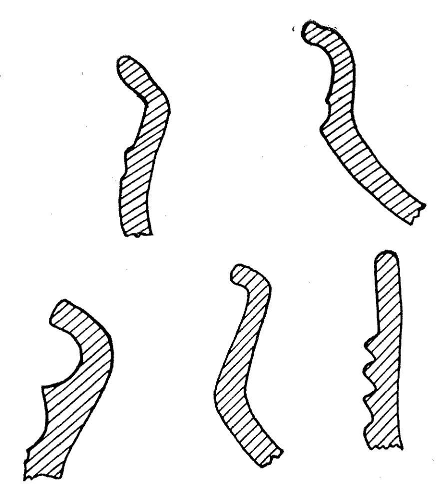
Profile zum Lichtbild 15.





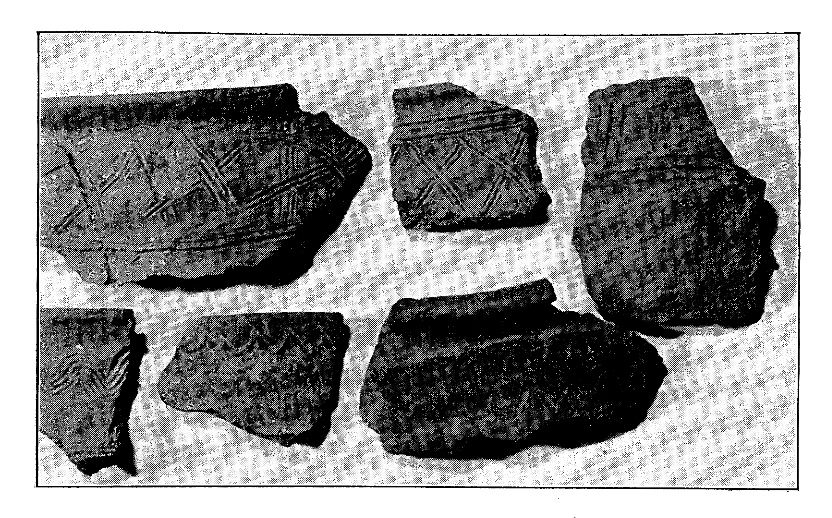
Lichtbild 16.

Scherben aus preußischen Herden im Westwinkel des Burghofes.

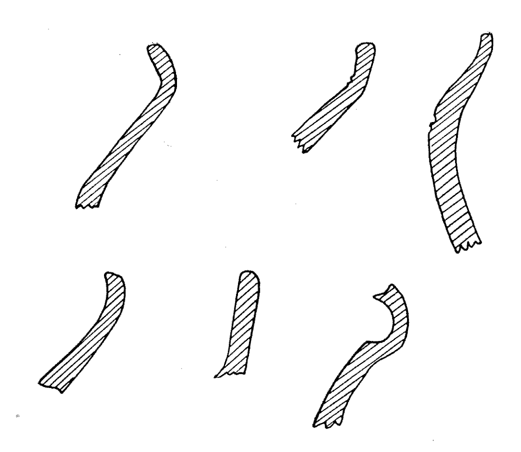


Profile zum Lichtbild 16.

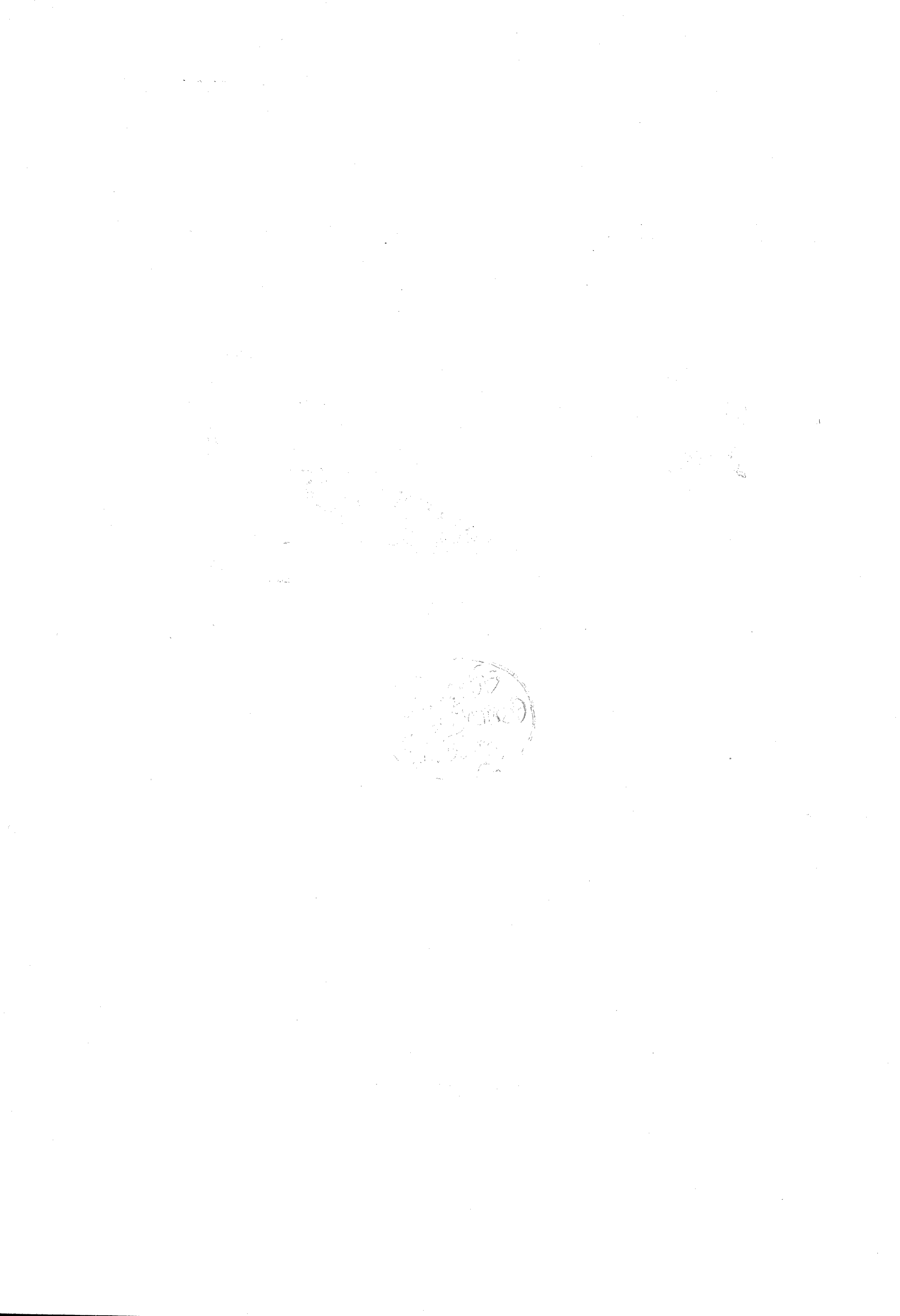




Lichtbild 17.
Scherben aus preußischen Herden aus dem Westwinkel des Burghofes.



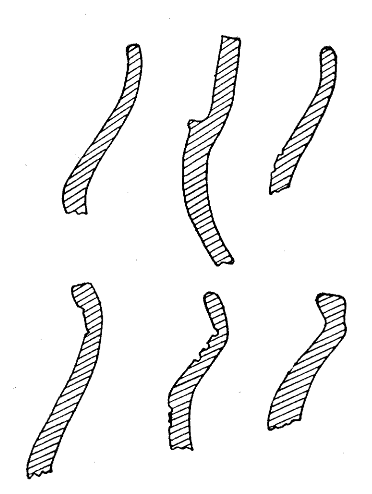
Profile zum Lichtbild 17.



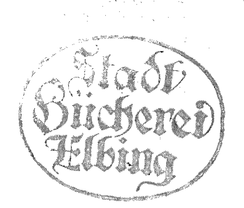


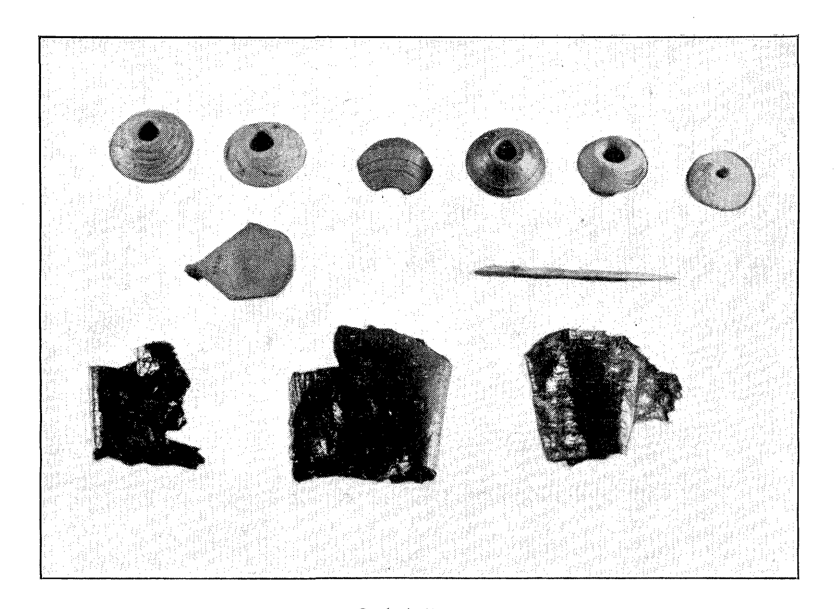
Lichtbild 18.

Scherben aus preußischen Herden aus dem Westwinkel des Burghofes.



Profile zum Lichtbild 18.


Stadt
Bücherei
Elbing



Lichtbild 19.

Oberste Reihe: Spinnwirtel.

Mittlere Reihe: Kleiner Löffel aus der Gelenkkapsel eines Tieres, Knöcherner Pfriemen.

Untere Reihe: Rollen von Birkenrinde zum Feueranzünden aus preußischen Herden im Westwinkel des Burghofes.



Danziger Schiffahrt und Schiffbau in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Von

Prof. Dr.-Ing. E. h. Otto Lienau,
Danzig.



In der Geschichte des Danziger Schiffbaues ragt eine nur 5 Jahrzehnte umfassende Zeitspanne besonders hervor, in der sich bei glanzvoller Entfaltung des Seehandels eine Wandlung in Größe und Bau der Schiffe vollzog, die als Ende der jahrhundertelangen Entwicklung des einmastigen Schiffes und als Beginn der Großschiffahrt mit Drei- und Viermastern bezeichnet werden kann. Diese, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vor sich gehende Umwälzung, an der Danzigs Schiffbau in hohem Maße beteiligt war, bietet nicht nur reiche Anregungen für den praktischen Schiffbauer, sondern ist heute noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß es durch neuere Forschungen gelungen ist, größere Klarheit über zwei bedeutungsvolle Dokumente der Danziger Geschichte zu gewinnen, den berühmten Dreimaster „St. Peter von La Rochelle", das „Grote Kraweel", den späteren „Peter von Danzig", der in der Weinreich'schen Chronik von 1461—1496 und ihrem Anhange beschrieben ist, und das wundervolle Bild im Artushofe, das mit dem Namen „Das Kirchenschiff" gekennzeichnet wird.

Über diese beiden Schiffbauten und ihre technische Bedeutung im Rahmen der Danziger Seeschiffahrt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts möchte ich vom Standpunkte des Schiffbauingenieurs Einiges sagen, das vielleicht auch für die Klärung rein geschichtlicher Fragen jener Zeit von Bedeutung sein kann.

Es kommt mir hierbei zugute, daß gerade in allerletzter Zeit eine Anzahl wertvoller Forschungsarbeiten Material zutage gefördert und zugänglich gemacht haben, das bisher unbekannt war. Die frühere große Lückenhaftigkeit der Quellen jener Zeit ist daher in erheblichem Maße behoben. Zu nennen sind insbesondere die Arbeiten von Bernhard Hagedorn, Walter Vogel und Friedrich Moll, Dietrich Schäfers „Die deutsche Hanse", sowie die speziellen Danziger Arbeiten von Ch. Brämer[1]).

Aus den zutage geförderten Urkunden und Darstellungen von Schiffen läßt sich heute ein anschauliches Bild von Schiffahrt und Schiffbau jener Zeit entwerfen. Der Übersichtlichkeit wegen sei kurz an die damalige allgemeine Lage in den Ostseeländern erinnert:

Die deutsche Hanse, in der um 1450 Lübeck und Danzig neben dem kleineren Hamburg führend waren, beherrschte noch nahezu den gesamten Handel der Ostsee und erheblicher Teile des Nordseegebietes; nur die in der Nordischen Union geeinigten Skandinavischen Länder suchten ihr diesen mit einigem Erfolg streitig zu machen, während England noch durch erfolgreiche Kämpfe zurückgedrängt werden konnte. Im Nordosten Deutschlands hatte der Verfall

---

[1]) S. das Literaturverzeichnis am Ende.

des deutschen Ordens und der Zusammenschluß der preußischen Städte im Städtebund seit 1454 auch zu Lande zu einer gewissen Vormachtstellung Danzigs geführt.

Zur See hatte nach unruhigen Kriegsjahren, die schwer auf Handel und Schiffahrt gelastet hatten, der Frieden zu Kopenhagen 1441 zwar die friedlichen Beziehungen mit den Unionsstaaten gesichert und im Frieden von Utrecht 1474 gelang dies ebenso für den Handel mit den Nordseestaaten; trotz dieser günstigen Verträge blieben aber bei dem oft raschen Wechsel der politischen Konstellation der Seekrieg und die Kaperei in erheblichem Umfange bestehen und es ist zu verstehen, wenn unter solchen unsicheren Verhältnissen die Entwicklung des Seehandels bis dahin zwar stetig aber im allgemeinen doch nur langsam fortschritt; nur einzelne Städte, wie Lübeck und Danzig, zeichneten sich durch einen etwas rascheren Aufschwung aus.

Die gesamte Handelsflotte der damals im Hansebund zusammengeschlossenen Staatswesen mag um 1450 an eigentlichen Seeschiffen nahe an 1000 Schiffe mit 30—40 000 Lasten, das sind etwa 40—50 000 Br.Reg.T. betragen haben, von denen etwa die Hälfte auf die große Ost-Westfahrt entfallen. Danzig und Lübeck als die bedeutendsten Seehandelsstädte jener Zeit mögen vielleicht je 100 Schiffe mit 3—5000 Lasten besessen haben. Die Haupthandelsobjekte aus dem Nordosten Deutschlands nach Westen waren: Getreide, Flachs, Holz für Schiffbau (Masten), Asche, Teer; von Westen Salz, das in großen Mengen zur Versorgung fast des ganzen Ostens aus West-Frankreich von den Meersalzerzeugenden Küsten der Baie von Noirmontier bei La Rochelle und Brouage bezogen wurde, ferner Tuche, Wein, Wachs, Metalle, Heringe.

Hauptziele der Hansischen Schiffahrt waren neben dem Ostseegebiet die Länder um die Nordsee, also Holland, Nordfrankreich, England, für den Heringshandel Norwegen und Island, wohin auch Danziger Schiffe fuhren, für die Salzfahrt Westfrankreich sowie für Stückgüter noch Lissabon[2]).

Mit zunehmendem Handelsverkehr stieg von 1450 an Zahl und Größe der Schiffe, besonders in den führenden Hansestädten, sodaß unter ruhigen Verhältnissen der Verkehr von Schiffen aller Länder auf der Reede von Danzig außerordentlich lebhaft war. So wurden in den Jahren 1474—1476 je 4—600 Schiffe, in den Jahren 1490—1492 6—700 Schiffe jährlich gezählt und im Sommer 1481 segelten von Danzig sogar 1100 Schiffe, wie es heißt: „große und kleine, westwärts mit Korn geladen nach Holland, Seeland und Flandern[3])". 1474 laufen in Danzig 73 Schiffe mit Salz aus der Baie ein. In den folgenden Jahren je 23 und 31[4]), und 1497 fahren allein 113 Danziger Schiffe durch den Sund.

In diesen Zeiten muß das Seehandelsgeschäft recht gute Erträge abgeworfen haben; die Schiffe konnten manchmal nach Verlauf von 2—3 Jahren als voll abgeschrieben angesehen werden; jedoch war dieser Fall nicht der nor-

[2]) W Vogel, Kap. VI.
[3]) Weinreich, Danziger Chronik, S. 25.
[4]) W. Vogel, S. 309. Vgl. Simson I p 300.

male, denn neben ertraglosen Ballastfahrten bewirkten Havarien, Untergang und Kapereien im Durchschnitt nicht unerhebliche Verluste. Besonders die Kaperei führte oft zu Totalverlusten von Schiff und Ladung, die man dann durch Wiedervergeltung auf dem Wege des Seeraubes wettzumachen suchte. So werden 1470 2 Danziger Kaperschiffe von Engländern genommen, wogegen Paul Beneke den großen englischen „Joen von Newcastle" erobert.

1471 werden 7 hanseatische, darunter 2 Danziger, von Engländern, 2 englische, 1 spanisches von Paul Beneke gekapert.

1743 wird die berühmte florentinische Galeyde von Paul Beneke mit dem „Peter von Danzig" genommen, deren Güter einen Wert von etwa 500 000 Mark darstellten.

1475 geht der „Peter von Danzig" verloren.

1479—85 gehen jährlich 1—2 Danziger Schiffe verloren, z. T. große Holken.

1486 „verlor, wie die Chronik meldet, die Stadt Danzig viele gute Schiffe, mit Salz, Laken und anderen Waren, daß sie dies Jahr merklichen Schaden zu der See nahmen, als nie bei Menschengedenken geschehen war". Im selben Jahre wurden 3 holländische Schiffe gekapert.

1487—92 gingen 15—16 Schiffe verloren und wurden 4 französische Schiffe, „schöne Kraweels", gekapert[5]).

Diese unsicheren Verhältnisse, bei denen schließlich auch der Kaufmann selbst lebhaft an der Kaperei beteiligt war, geben auch die Begründung für die Entwicklung des Reedereibetriebes in der Hanse. Da es eine Organisation, wie ihn heute die Groß-Reedereien darstellen, nicht gab, so waren Kaufleute und Schiffer in noch höherem Maße darauf angewiesen, sich untereinander gegen Verluste zu versichern; dies geschah durch Beteiligung mehrerer Eigentümer an einem Schiffe und insbesondere auch durch Beteiligung der Schiffsführer selbst. Die Partenbeteiligung am Reedereigeschäft durch 2—4 Teilhaber, zu denen meistens der Schiffsführer gehörte, scheint in jener Zeit die übliche Form des Schiffahrtsbetriebes gewesen zu sein[6]). Bei kleineren Schiffen war auch häufig der Schiffer selbst alleiniger Eigentümer. Der Verkauf des „Peter von Danzig" vom Rat der Stadt, der das Schiff zu Kriegszwecken ausgerüstet hatte, an die 3 Danziger Kaufleute Johann Sidinghusen, Tidemann Valandt und Heinrich Niederhof im Jahre 1743 ist ein Beispiel für diese Art der Geschäftsverbindung[7]). War keiner der Partner selbst Schiffer, so wurde ein Setzschiffer ernannt. Im Falle des anfangs der Stadt Danzig selbst gehörenden „Peter von Danzig" wurde vom Danziger Rat der Ratsmann und Danziger Kaufmann Bernd Pawest als verantwortlicher Führer mitgesandt, der aber noch einen Kapitän mit hatte. Erst 1472 setzte man nach Abberufung Bernd Pawest's den berühmten Kaperkapitän Paul Beneke als „Setzschiffer" ein und beteiligte ihn durch einen Vertrag an einem 16tel des Schiffes[8]). Bei der Aufteilung der aus der gekaperten Galeyde auf-

[5]) Weinreich, Danziger Chronik.
[6]) Brämer S. 41
[7]) Weinreich, Danziger Chronik, S. 97. } Vgl. Simson I p. 291.
[8]) Weinreich, Danziger Chronik S. 114. }

kommenden Beute fiel die eine Hälfte den 3 Schiffseigentümern und dem Kapitän, die andere der Besatzung zu[9]). Die Beteiligung von mehr als 5 Reedern an einem Schiffe scheint seltener gewesen zu sein.

Auch die seemännische Handhabung auf den Schiffen und die Entwicklung der Schiffsgrößen steht in engem Zusammenhange mit den Gefahren aus kriegerischen Übergriffen. Eine möglichst große Zahl waffenfähiger Seeleute scheint der beste Schutz gegen Kaperei gewesen zu sein. Die zu Kriegszwecken ausgerüsteten Kaperschiffe, „Auslieger", waren meist umgebaute Handelsschiffe, die deshalb möglichst groß gewählt wurden, weil die Entscheidung in der Seeschlacht wesentlich im Nahkampfe der Söldner lag, und in diesem fast immer die überlegene Zahl, d. h. die Schiffsgröße, den Ausschlag gab. Daneben begann mit der Mitte des 15. Jahrhunderts auch auf gewissen Strecken die zunehmende Frachtmenge, z. B. in der Salz- und der Getreidefahrt, auf den Bedarf an größeren Schiffen hinzuwirken. Handels- und Kriegsschiffe unterschieden sich in der Bauart damals noch wenig, da letztere fast stets aus Handelsschiffen umgebaut wurden.

Die Entwicklung der Schiffsgrößen und Typen bei der Hansa im 15. Jahrhundert läßt sich nun an der Hand des obengenannten Materials ziemlich klar übersehen.

Die erste Hälfte von 1400—1450 zeigt noch fast das gleiche Bild, wie es sich zur Blütezeit der Hansa im 14. Jahrhundert bietet: Neben den kleineren Küstenschiffen, den Barsen, Balingern, Kraiern und Ewern nehmen die Koggen und die seit 1400 allmählich in Aufnahme kommenden Holke, sämtlich Schiffe mit nur einem Mast und einem Raasegel, den Hauptraum ein.

An Aufbauten sind bei den Holken stets ein Vorder- und ein Achterkastell vorhanden, die bei den Koggen auch fehlen können und oft nur von leichter Bauart sind. Ein scharfer Unterschied zwischen Kogge und Holk scheint nicht bestanden zu haben, er lag wohl in einer etwas anderen Form des Rumpfes, insbesondere des Sprunges, der bei den Holken vorne stärker aufgeholt ist; ebenso zeichnen sich diese durch eine umfassendere Anwendung und konstruktiv bessere Ausbildung der Kastelle aus.

Die Beplankung des Rumpfes ist bis 1450 noch durchweg geklinkert, das hintere Ende in Rundgatt-Bauart, d. h. ohne Spiegel, ausgeführt. Das Ruder ist schon überall Heckruder. Der eine Mast ist mit Wanten, die noch innerhalb des Schanzkleides befestigt sind, sowie mit einem sehr starken Vorstag und zwei Backstagen abgestützt. Er hat oben meist einen Mastkorb, der auch zu Kriegszwecken verwendet wird.

In den Ostseestädten hat der Holk sehr bald die Koggenbauart verdrängt. Die Form der Holke geht sehr schön aus den zahlreichen, oft vorzüglichen Stadtsiegeln jener Zeit hervor, unter denen zwei aus Danzig besonders hervorstechen; das ältere von 1400 und ein späteres, besonders genau und schön geschnittenes aus Silber, das von Knetsch*) ebenfalls auf 1400 datiert wird; ich möchte es jedoch auf Grund der entwickelteren Rumpfform etwas später da-

---

[9]) Weinreich, Danziger Chronik, S. 114.
*) Z. W. G. 47, S. 101 ff.

tieren[10]) (Abb. 1). Nach 1457 ist es sicher nicht geschnitten, da das Wappen auf der Flagge noch keine Krone aufweist. Das wundervolle Siegel, das im Besitze des Danziger Staatsarchives ist, gibt sogar die technischen Einzelheiten eines Holkschiffes mit bewundernswerter Genauigkeit wieder. Unter Zuhilfenahme der Darstellung auf alten Bildern und der Angaben über die Schiffsraumgrößen in den Zollbüchern[11]) erscheint danach die maßstabgerechte Rekonstruktion eines solchen Holk heute durchaus möglich.

Schiffe mit mehr als einem Maste sind vor 1450 noch verhältnismäßig selten, nur in Italien und Spanien finden sich auf alten Bildern schon Zweimaster in etwas größerer Zahl[12]): Die Danziger Siegel können daher mit großer Wahrscheinlichkeit als gute Beispiele für den Haupttyp des einmastigen Holken angesehen werden, wie er sich bis 1450 in der Ostsee, insbesondere im Gebiet der preußischen Städte entwickelt hat. Seine Größe mag etwa bei 100 Lasten, d. h. etwa 130 Br. Reg. T. gelegen haben, was etwa folgende Hauptabmessungen ergeben mag: Kiellänge = 17,2 m, größte Länge 25,0 m, größte Breite 5,8 m, Seitenhöhe 5,8 m.

Um 1450 setzt nun ziemlich rasch und unvermittelt, mit dem steigenden Bedarf an größeren Schiffen für Handels- und Kriegszwecke, die Entwicklung zum großen mehrmastigen Schiffe ein. Sie geht anscheinend von den Staaten des europäischen Südens und Westens aus und wird rasch vom Norden, insbesondere der Hanse aufgenommen.

Das erste überkommene Siegel mit einem Dreimaster ist das des Hauses Bourbon in Frankreich vom Jahre 1466[13]) (Abb. 2); und die erste eingehende Beschreibung eines solchen, ebenfalls französischen Schiffes findet sich in der Weinreich'schen Chronik und in den Briefen des Danziger Ratsherrn Bernd Pawest, seines ersten Danziger Führers. Dieses Schiff als „Peter von La Rochelle" bekannt, das im Jahre 1462 aus der Baie mit Salz nach Danzig kam, wurde später der berühmte „Peter von Danzig". Aus den Berichten Bernd Pawest's und den Mitteilungen über den Prozeß, der sich an die Verpfändung dieses Schiffes in Danzig anschloß[14]), aus den genannten und weiteren ähnlichen Siegeln sowie aus alten Bildern, darunter einem vorzüglichen Miniaturbilde[15]) des französischen Malers Jean Fouquet (Abb. 3), der 1840 starb, läßt sich ein ziemlich klares Bild darüber gewinnen, wie dieser erste Dreimaster im Osten in seiner ursprünglichen, d. h. französischen Form ausgesehen haben mag. Inwieweit bei der Aufzimmerung des Schiffes zum Danziger Kaper — d. h. Kriegsschiff — im Jahre 1470 Änderungen vorgenommen sind, läßt sich teilweise aus den genannten Briefen von Bernd Pawest entnehmen, der 1471—73 über 1½ Jahre Führer der Expeditionen des Schiffes in der Nordsee war. Es kann hiernach angenommen werden, daß die Aufzimmerung und Ausrüstung sich im Wesentlichen auf die Erweiterung der Räume für die 350 Mann starke Besatzung und die Unterbringung der Geschütze beschränkt hat.

[10]) Aus Hagedorn Tafel XII.
[11]) W Vogel, S 471
[12]) Moll.
[13]) Aus Hagedorn Tafel XVIII
[14]) Weinreich, Danziger Chronik, Beilage I u. II. Simson I, S. 261 f.
[15]) Aus Hagedorn Tafel XVIII.

Danach hat das Schiff, das um 1460 gebaut sein mag, einen großen Hauptmast gehabt, zu dem sich 2 erheblich kleinere, der Fock- und Besanmast, gesellten, die aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls Raasegel und noch keine dreieckigen Lateinsegel besaßen. Man kann dies vielleicht daraus schließen, daß in dem im Jahre 1464 aufgenommenen Inventarverzeichnis[16]) das Besansegel (Moysan) mit einem Bonytte, d. h. einem gleichen Vergrößerungssegel, wie das des Großsegels, aufgezählt wird. Die Darstellung eines nur wenig späteren mit einem Lateinsegel versehenen anscheinend spanischen Dreimasters, der „Kraek“ (Carake) des niederländischen Meisters W.[17]), der etwa 1465—75 am burgundischen Hofe lebte, läßt keinen Schluß zu, daß das französische Schiff ebenfalls ein Lateinsegel am Besan hatte, denn die meisten französischen Darstellungen jener Zeit weisen noch kein Lateinsegel auf.

Auch die aus dem Typ des großen Kraweels entwickelten Schiffe der Hanse zeigen anfangs, wie dies z. B. aus der sehr schönen Miniatur auf dem Hamburger Stadtrecht 1497 hervorgeht an allen drei Masten Raasegel[18]). Die beherrschende Stellung des Großmastes, der allein einen Mastkorb trug, gegenüber den beiden anderen, wesentlich kleineren, ist unbedingt ein Kennzeichen der ersten Dreimaster. Ob die Wanten bereits zur besseren Abstützung, besonders des sehr hohen Großmastes, an Rüsten außerhalb des Schanzkleides, angebracht waren, ist nicht völlig sicher, aber wahrscheinlich.

Ein weiteres hervorstechendes Charakteristikum des „Peter von La Rochelle“ ist sicher das vorne sehr stark hochgezogene Vorderkastell gewesen, das dem Schiffsbug eine große Ähnlichkeit mit einem Drachenkopf gibt. Das Vorderkastell war sicher noch eingeschossig, da Bernd Pawest bei der eroberten florentinischen Galeyde deren für den Kriegszweck aufgezimmertes doppeltes Vorderkastell besonders erwähnt. Dagegen ist das hintere Kastell jedenfalls schon zweistöckig gewesen, um die im Verzeichnis aufgeführten 17 Steinbussen (Kanonen) und die Mannschaft aufzunehmen. Die Heckform war noch die des Rundgattes (Abb. 4).

Die Hauptabmessungen des Schiffes sind in der Weinreich'schen Chronik[19]) angegeben: Kiellänge = 34,2 m, Länge auf Oberdeck 43,0 m, die größte Breite = 12,06 m; hiernach beträgt die größte Länge etwa = 51,0 m; die Seitenhöhe ist wahrscheinlich ebenso groß wie die Breite gewesen also = etwa 12,06 m; die Tragfähigkeit betrug etwa 525 Lasten, d. i. etwa 700 Br. Reg. T.

Das im Jahre 1464 aus Anlaß der Verpfändung des Schiffes an Danziger Bürger aufgestellte Inventarverzeichnis[20]) der gesamten auf der Schäferei und der Lastadie untergebrachten Ausrüstung umfaßt neben dem neu gelieferten Mast — der alte war auf der Reede von Danzig vom Blitz zerschlagen — und dessen Segel und Beisegel, die 2 kleinen Masten mit Segeln, die Wanten, Stage und Takel, zahlreiche Taue und Leinen, 5 Buganker, 1 Plichtanker, 2 Boote, Bootsriemen, 17 Geschütze und zahlreiche Armbrüste, Harnische und anderes Kriegsgerät.

---

[16]) S. Fußnote 20.
[17]) Der Meister W. A. Tafel XII
[18]) D. Schäfer, Titelbild
[19]) Weinreich, Danziger Chronik S 2,
[20]) Staatsarchiv Danzig, Abt. 300, U 17 B Nr. 3.

Etwas völlig Neues war die von der gewohnten Klinkerbauart abweichende Kraweel-Bauart der Außenhaut, die dem Schiff den Namen „dat grote Kraweel“ gab und sich dadurch auszeichnete, daß die Planken nicht mehr dachziegelförmig übereinander, sondern stumpf aufeinandergelegt und mit Werg und Pech abgedichtet wurden. Die Überlegenheit dieser Bauart beruht darauf, daß es möglich wird, dickere Planken zu verwenden und damit überhaupt erst zum Bau großer Schiffe zu kommen. Ein Nachteil, der erst mit der Zeit und auf Grund langjähriger Erfahrungen überwunden wurde, ist die fehlende direkte Verbindung der Planken untereinander, die ja dem Klinkerbau eine so hohe Festigkeit gibt; sie ist nur indirekt durch ein sehr starkes und enggestelltes Spantenwerk herzustellen. Daher hören auch die Klagen über das häufige Leckwerden dieser ersten Kraweele, deren Spantenwerk noch zu schwach war, nicht auf. Bernd Pawest weiß davon ein Lied zu singen: Am 6. März 1472 berichtet er von Zwin aus Holland an Bord des „Großen Kraweels“ nach Danzig[21]):

„Ok wetet, ehrsame lewe Herren, dat wi am Sonnabend up den Sonndach Reminiscere in der Nacht kregen eine grote sware Lecken, also dat wi pompeten de Nacht ower und konnten nicht verwinnen und ward' jo länger jo groter und mehr, also dat wi in groter Sorge und Not waren. Wi versuchten Allent dat wi wußten und konnten: Wi treden darvor handoker (Handtücher), tafflaken (Leinenzeug) und Haare, und holten buten vor ein Bannyt (Segel) und makten Säcke mit Grotte und füllten alle Bodenwrangen mit wagenschott (Holzplanken, wahrscheinlich als Ladung), Moos und Teer.“ und später: „In der Tid war dat Water gewachsen 4 Ellen hoch, obwohl 2 Pompen gingen und die dritte stand. Dat dauerte do de Nacht over, eher wi dat Water overwonnen mit groter Arbeit, solange bis eine Pompe snarkete (Luft gab); do wart ein grot Geschrei vom Volke von Freude wegen, daß uns deuchte, wi wären neu geboren. — Und dat ist all von der Gebrechen halber der Zimmerleute (schlechter Arbeit), denn ich mag in der Wahrheit schrüwen, dat dat gude Schip nie Grund gerührt hat, seit wir von der Weichsel segelten. Und dat grotteste Leck ist in der Piek und der anderen Lecken sind sonst viel und man kann't von binnen nicht maken noch bessern.“ Hieraus geht gleichzeitig hervor, daß diese Schiffe außer dem Piekschott wohl noch keine wasserdichten Querschotten hatten.

Trotz dieser Schwäche, die zu mehrfachen kostspieligen Reparaturen in Holland führte, rühmt Bernd Pawest immer wieder „dat gude Schip“ und setzt sich stets wieder für eine erneute Instandsetzung ein.

Die Segeleigenschaften dieser hohen schweren Schiffe waren nicht sehr bedeutend; sie kreuzten nur mäßig und an der englischen Küste geschah es, daß der „Peter von Danzig“ bei auflandigem Wind fast auf Land trieb. Pawest erzählt das wiederum sehr anschaulich: „Wi luchteten dat Anker und selden (setzten) unsere Fock, da wollte dat Schip nicht kamen, do selden wi dat Schonfahrersegel, da wollte dat gude Schip noch nicht kamen, also dat wir landwärts

---

[21]) Weinreich, Danziger Chronik, S. 109.

andrewen. Tom letzten half uns Gott vom Himmel und der grote Herr Sanct Jacob (der Heilige der Schiffer) dat dat gude Schip up kam."[22])

Die kleinen Fahrzeuge der Engländer waren anscheinend rascher und beweglicher. Er berichtet darüber: „Und wi legen etliche Dage in Blankeshagen (Nordfrankreich) und segelten von da in den Canal und suchten uns Viande; also kamen wir an 6 Schiffe aus Fabewyk (England) die jagten wir, aber wir kunden sie nicht holen, sie waren uns zu schnell. Dat dauerte 3 Tage lang, dat se all in der Nacht bi uns kamen und des Morgens hadde wi se weder im Gesichte und wir taten nach ihnen uns beste; sie hätten uns gerne getobbet (verlockt) in leger Land."

Vor der feindlichen englischen Küste entwickelte sich daraufhin ein großer Warnungsdienst vor dem gewaltigen Schiffe (1472): „Und dar was solken ryden und wacht, dat wi wol merketen, dat se sik sehr forchteten; und wo man ein Segel up dupen sah ut der See, da waren de Fischer bi und warneten si, dat beste se kunnten."

Der Ruf dieses großen Schiffes drang weit ins Land hinein; Pawest schreibt, als das Schiff zur Reparatur in Sluys (Holland) aufgeschleppt ist: „Auch, lewe Herren, dit gude Schip ist verschallet (berühmt) und benamet über alle diese Länder, und hier kamen sie von Gent, von Brügge und vielen anderen Städten, um dit gude Schip to besehen."

Unter dem Schutze dieses machtvollen Schiffes konnten dann eine Zeit lang die Hansen, auch während des Krieges mit England, ihre Schiffahrt betreiben. Wo es sich zeigte, flohen die Feinde in ihre Häfen zurück; auch die fremden Kaper stellten sich nicht zum Kampfe, sodaß es erst 1473 als der berühmte Kaperkapitän Paul Beneke durch Vermittlung des Hanse-Kontors in Brügge die Führung übernommen hatte, zu einem Erfolge durch Wegnahme einer nach England fahrenden großen florentinischen Galeyde kam. In diesem heftigen Kampfe der beiden großen Schiffe wurden auf Seiten der Florentiner 13 Mann getötet und etwa 100 verwundet[23]); die etwa 350 Mann starke Besatzung des „Peter von Danzig" hatte anscheinend nur geringe Verluste.

Neben diesem Erfolge, der dem Geldbeutel der 3 Danziger Eigentümer des Schiffes zugute kam, war aber der politische Erfolg das Bedeutendere. Der Friede zu Utrecht 1474 zeitigte in erster Linie deshalb so günstige Bedingungen für die Hanse, weil England sich dem Kriegshandwerk des gewaltigen Danziger Kraweels nicht gewachsen fühlte. Ein erheblicher Teil dieser Achtung gebührt dabei auch dem Danziger Führer Paul Beneke, dem „harten Seevogel", der es verstand, seine rauhen und unbändigen Söldner kraftvoll zusammenzufassen und zum Siege zu führen.

Die Danziger Schiffbauer aber haben in den Jahren 1462—71, wo das Schiff auf der Mottlau lag und fast verwahrloste, vieles an ihm gelernt und sehr bald selbst den Bau großer Schiffe zunächst als geklinkerte Holke, später nach der Kraweelmethode aufgenommen. Unter den 50 Schiffen die am

---

[22]) Weinreich, Danziger Chronik, S. 111.
[23]) Weinreich, Danziger Chronik, S. 96 u. 102.

26. April 1473 von Danzig nach Flandern, Holland und Seeland fuhren, waren viele große neue[24]). Auch ein Lombarde ließ in diesem Jahre in Danzig ein Schiff von 4—500 Lasten, mit 51 Ellen Kieles d. i. 102 Fuß = 29,3 m bauen, das wahrscheinlich ein sehr großer dreimastiger Holk war. 1488 läßt der Danziger Brosien Mellin ein Kraweel von 55 Ellen Kiel auf Stapel legen, das wohl zu den ersten großen Kraweelbauten in Danzig gehört[25]).

Ein ähnlicher Neubau für den Danziger Bürger Jorge Lang und einen Lombarden wird 1495 erwähnt[27]). Zahlreich sind die Notierungen, die Caspar Weinreich in seiner Chronik von großen Danziger Holken und Kraweelen für eigene und fremde Rechnung in der Zeit von 1480—1495 macht. Die Schiffbautätigkeit muß auf der Lastadie sehr rege gewesen sein, denn die Chronik erzählt als ganz außergewöhnlich, „daß im Sommer und Herbst 1485 auf der Lastadie „nicht mehr denn 1 Schiff gebauet wurde, das ließ ein Zimmermann auf den Kauf bauen, von 60 Lasten; so war es nie gehöret, seit Menschen Gedenken, daß die Lastadie so wüste gestanden hat als dies Jahr. Auch im Kriege stand sie nie so wüste als damals[28])". Von diesen Schiffen müssen schon eine große Zahl Dreimaster gewesen sein.

Über die Schiffbautätigkeit selbst in Danzig läßt sich Einiges aus den Bestimmungen der ältesten Danziger Willkür entnehmen, die für den Hafen und Werftbetrieb bestimmte Rechte und Pflichten festlegt[25]); so wird angeordnet, daß nur gutes Holz und Eisen verwendet werden darf und ohne Besichtigung durch 2 Ratsbeauftragte kein Schiff zu Wasser gelassen werden darf. Nur auf der Lastadie und nicht auf den Brücken (Bollwerken) dürfen Schiffe gebaut werden. Das Kalfatern und bragen (Umlegen der Schiffe) darf nur auf der „Bragebank" geschehen.

Das Ballastwerfen im Hafen ist bei Strafe verboten, geschieht es nachts, so kostet es den Hals.

Jeder Schiffer soll von jeder Reise den Reedern Rechenschaft geben.

Verläßt ein Schiffmann den Dienst, ohne abgeheuert zu sein, so kommt er 14 Tage ins Gefängnis.

Auch über die Verpflegung an Bord werden Vorschriften erlassen: An den 2 Fleisch- und Fischtagen sollen zweierlei Gerichte und einerlei Getränk gegeben werden. — Bei den Mattenbuden darf von Schiffszimmerleuten wegen der Feuersgefahr kein Feuer zum Teeren usw. angemacht werden.

Eine ähnliche Machtentfaltung wie aus diesem Welthandel und dieser Schiffbautätigkeit spricht nun auch aus dem anderen Dokumente jener Zeit, dem Bilde vom „Kirchenschiff" im Artushofe (Abb. 5), das etwa um 1500 zu datieren ist, und sich, nach den vielen Flaggen und Wappen zu urteilen, als Repräsentant der Danziger Seemacht darstellen will. Der Name „Kirchenschiff" und die zahlreichen Heiligengestalten mit dem Gekreuzigten in der Mitte zeigen,

[24]) Ebenda S 57.
[25]) Ebenda S. 87.
[26]) Weinreich, Danziger Chronik, S. 12.
[27]) Ebenda S. 39.
[28]) P. Simson, S. 53 ff.

daß es sich wahrscheinlich um eins der in jener Zeit häufigen Votivbilder handelt, die auf Grund irgend eines Ereignisses, sei es glücklicher, sei es unglücklicher Natur, von einem Stifter der Kirche geschenkt und meist auch im Kirchenraum aufgehängt wurden. So ist auch anzunehmen, daß Danziger Kaufleute, welche ihre dankbare Gesinnung für die glücklichen Fahrten dieses Schiffes dartun wollten, das Bild haben malen lassen. Die Darstellung besagt folgendes: Das große als Viermaster getakelte Schiff läuft vor Fock und hinterem Besansegel mit langsamer Fahrt in einen Hafen ein, der an einer Bucht oder Flußmündung liegt. Der kleine Warpanker hängt bereits am Bugspriet und ein Boot ist zum Vertäuen ausgesetzt. Am Ufer, einem Bollwerk vor den Mauern der Stadt, stehen aufgestapelte Waren, Leute und Boote zum Empfang bereit. Welche Stadt dargestellt ist, bedarf noch eingehender Untersuchung. Die von E. Keyser geäußerte Ansicht[29]), daß es sich möglicherweise um die alte Ordensburg in Danzig handelt, von der sonst keine Bilder vorhanden sind, scheint nach dem Alter des Bildes, das erst lange nach Zerstörung der Burg, die 1454 erfolgte, gemalt sein kann, und auch deshalb vielleicht nicht recht haltbar, weil kaum anzunehmen ist, daß auf einem Schiffsbilde, das die Wappen aus der Zeit des Kampfes mit dem Orden zeigt, ausgerechnet die alte längst zerstörte Burg des feindlichen Ordens zur Darstellung gewählt ist. Auch das rechte hohe Ufer mit einer Burg darauf deutet auf andere Örtlichkeiten. Vielleicht handelt es sich um eine fremde Stadt, mit der Danzig im Handelsverkehr stand. Eine Untersuchung alter Städtebilder dürfte vielleicht einmal die erwünschte Aufklärung bringen. Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Türmen und Toren sowie dem davorliegenden Bollwerk zeigt ein flämisches Bild vom Jahre 1565, das ein großes Dreimastschiff im Hafen von Coruna (Spanien) darstellt[30]). Vielleicht haben wir auch die auf unserem Bilde dargestellte Seestadt in einem der Länder zu suchen, mit denen Danzig damals Handel trieb (Abb. 7).

Auch die Ansicht, daß das Bild aus der gleichen Zeit stamme, wie das im Artushofe daneben hängende von Marienburg, dessen Umhängung im Jahre 1488 erwähnt wird[31]), dürfte nicht zutreffen; denn nach der ganzen Bauart des Schiffes mit 4 Masten, die sämtlich schon Marssegel tragen und mit Formen, wie sie sich erst im 16ten Jahrhundert wiederholen, deutet darauf hin, daß das Bild, sofern es bei der späteren Übermalung nicht wesentlich verändert ist, nicht vor 1500 gemalt sein kann. Wahrscheinlich ist der Zeitpunkt noch etwas später anzusetzen.

Dieses herrliche Bild verlohnt sich, auch technisch noch etwas genauer zu betrachten, da es mit großer Naturtreue gemalt ist. Schon der Masstab ist, abgesehen von der üblichen künstlerischen Verkürzung der Länge, recht naturgetreu. Der massige Schiffsrumpf ist kraweel beplankt und weist Barghölzer und Rüsten, sowie einen Spigel am Heck auf, wie dies mit Beginn des 16. Jahrhunderts üblich wurde.

---

[29]) E. Keyser, S. 232

[30]) F. Moll, Verzeichnis S. 7 K. 9.

[31]) Weinreich, Danziger Chronik, S. 53.

Im Rumpf selbst befindet sich ein Batteriedeck für 8 Geschütze auf jeder Seite, ein Zeichen, daß wir es bereits mit einem Zweidecker zu tun haben. Das hintere fast bis zur Schiffsmitte reichende Kastell, die Hütte, ist, ebenso wie das Vorderkastell, dreigeschossig und mit einem darüber angeordneten freien Deck versehen. In den beiden oberen Stockwerken sind die Kanonen untergebracht, allerdings in dem Achterkastell in einer unwahrscheinlich großen Zahl von 86 Stück, sodaß die Gesamtzahl aller Geschütze 114 beträgt. Die oberen Decks der Kastelle sind gegen die unteren etwas zurückgezogen, wodurch die Aufbauten oben schmaler werden. Der vordere Aufbau ist besonders schön durch die weit vorgezogene Gallionsfigur, die einen Heiligen mit schwarzem Rock und schwarzem Schlapphut, ein Buch in der Hand, zwischen den beiden vorgestreckten Drachenköpfen darstellt.

Das Bugspriet trägt auf der Spitze eine Stange mit einer Kugel, auf der ein Vogel sitzt; eine ähnliche Kugel weist eines der Schiffsbilder von Pieter Breughel 1565 auf[32]). Die Tackelung besteht aus einem Großmast von überragender Größe und 3 kleineren Masten, von denen die beiden hinteren mit Lateinsegeln versehen sind.

Die Wanten aller Masten sind über Rüsten an die Bordwand geführt, und mit Jungfern festgesetzt. Alle 4 Masten haben Toppkastelle mit Aufzügen für Munition und darüber sehr kleine Marssegel, die an den 3 kleineren Masten vielleicht mehr aus malerischen Gründen angebracht sind. Die Viermaster der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben sonst meistens nur ein Marssegel am Großmast. Die Takelage ist sonst sehr genau wiedergegeben, insbesondere an den beiden Masten, deren Segel noch stehen. Sowohl das Bonnyt d. h. das untere Verlängerungsstück des Segels am Focksegel als auch die doppelte Schotführung der Fockschot zum Querbaum unterhalb des Bugspriets und nach achtern ist schiffstechnisch recht gut wiedergegeben; Großsegel und vorderes Lateinsegel sind bereits an der Raa festgezurrt, wobei die Schoten ganz richtig mit eingewickelt dargestellt sind. Auch die Toppnanten der Raaen und die Fallen der Piek bei den Lateinsegeln sind mit allen Blöcken naturgetreu gezeichnet. Die Geschützrohre sind noch auf Holzbalken anstelle gebauter Lafetten aufgebunden und teils nach oben, teils nach unten gerichtet.

So haben wir hier eine ganz seltene, in Form und Farbe vortreffliche Darstellung eines großen Danziger Kriegsschiffes um 1500. Forscht man dem genauen Datum dieser Bauart nach, so finden sich ähnliche Darstellungen von Viermastern am frühesten in Italien, wo Carpaccio sie bereits um 1500 malt und zwar auch schon mit mehrstöckigen Castellen[33]). Auch Spiegel, Lateinsegel und Rüsten treten vereinzelt in Frankreich und Italien zu dieser Zeit auf.

Der sehr verzeichnete Viermaster auf dem bekannten Lübecker Votivbild des Bergenfahrers von 1489[34]) kann dagegen kaum als einwandfreies Vergleichsbild herangezogen werden, insbesondere da die im Hintergrund befind-

[32]) Breughel, Abb. 101.
[33]) Schubring.
[34]) Hagedorn, Tafel XXII.

lichen Dreimaster eine abweichende aber sehr richtige Wiedergabe der dreimastigen Holke jener Zeit sind. Viermaster mit Lateinsegeln malt auch schon Pinturiccio um etwa 1500; ihre Heckform ist aber noch Rundgatt. Ein Marssegel befindet sich nur am Großmast[35]). Schließlich bieten noch der berühmte „Jesus von Lübeck" von 1544[36]), der die gleichen eigenartigen Haken an den Raaenden, sowie Marssegel und Mastkörbe auch an den übrigen Masten zeigt, gewisse Anhaltspunkte. Einige um 1565 von dem niederländischen Maler Pieter Breughel angefertigte sehr genaue Stiche von hauptsächlich französischen Schiffen weisen schon, obwohl sie sonst viele Ähnlichkeit mit unserem Bilde besitzen, auf eine spätere Zeit hin, denn sie haben schon sämtlich das beim Danziger Schiff noch fehlende Segel unter dem Bugspriet, die Blinde[37]). So läßt sich wohl annehmen, daß der auf dem Danziger Kirchenschiff dargestellte Typ der Wende des 15ten zum 16ten Jahrhundert angehört, und somit als Abschluß einer großartigen technischen Entwicklung des alten Danziger Schiffbaues von den einmastigen Klinkerkoggen zum drei- und viermastigen Kraweel angesehen werden kann.

Damit schließt sich der Rahmen, den wir in großen Zügen an der Hand zweier historischer Schiffe um die Schiffahrts- und Schiffbautechnische Entwicklung dieses halben Jahrhunderts zu ziehen versuchten.

Halten wir das Gesamtbild noch einen Augenblick fest, so erkennen wir, daß es letzten Endes auch da wieder die menschliche Persönlichkeit war und es immer ist, die diese Dinge schuf und zum Nutzen eines mächtigen Staatswesens verwendete. Von damaligen Danziger Schiffbauern kennen wir außer einem in Holland geborenen Dirk Molbeke nur einen Namen, Meister Hans Pale[38]), von den Kaufleuten zahlreiche angesehene Patriziergeschlechter und unter den Schiffskapitänen leuchten die Namen eines Michel Ertmann, Eler Bokelmann und Merten Bardewigk und vor allem des „harten Seevogels" Paul Beneke hervor, die sich fähig zeigten, den Ruf des Danziger Handelsmannes und des Danziger Schiffbauers hinauszutragen in fast alle Teile der damaligen zivilisierten Welt.

---

35 Schubring.
36) Hagedorn, Tafel XXIII.
37) P. Breughel. Abb 102.
38) Weinreich, Danziger Chronik, S. 54.

Literatur:

B. Hagedorn. Die Entwicklung der wichtigsten Schiffstypen. Berlin 1914.
W. Vogel. Geschichte der deutschen Seeschiffahrt. Berlin 1915.
F. Moll. Das Schiff in der bildenden Kunst (etwa 4000 vortreffliche Abbildungen). Bonn 1929.
D. Schäfer. Die deutsche Hanse. 1925.
P. Simson. Geschichte der Danziger Willkür. 1904.
Th. Brämer. Die Entwicklung der Danziger Reederei im Mittelalter. Z. W. G. 1922. Heft 63.
C. Weinreichs Danziger Chronik von Th. Hirsch und F. Voßberg. Berlin 1855.
Der Meister W. A. Leipzig 1895.
R. van Bastelaer. Pieter Breughel d. Ä. Brüssel 1908.
P. Schubring. Cassoni, Italienische Truhenbilder. Leipzig 1923.
E. Keyser. Die Danziger Burg. Altpr. Forsch., Jg. 5, H. 2. Königsberg 1928.
Lauffer. Danzigs Schiffs- und Warenverkehr Ende des 15. Jahrh. Z. W. G. 33 (1894).
Simson. Geschichte der Stadt Danzig I, 1913.

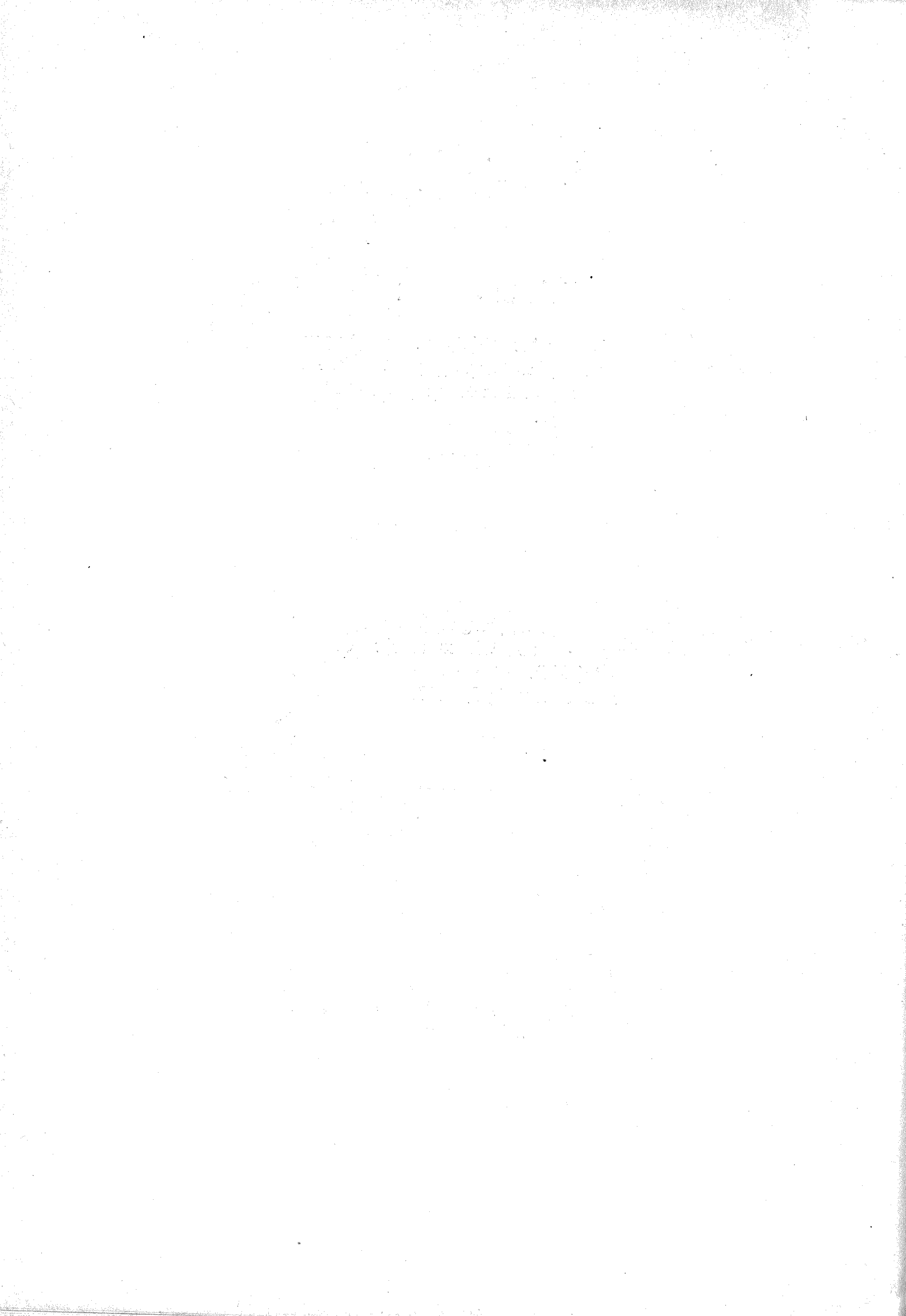




Abb. 1a
Danziger Siegel von 1400
(nach Hagedorn Tafel XII)



Abb. 1b
Danziger Siegel nach 1400
(nach Hagedorn Tafel XII)


Stadt
Bücherei
Elbing



Abb. 2.

Siegel des Hauses Bourbon 1466

(nach Hagedorn Tafel XVIII)



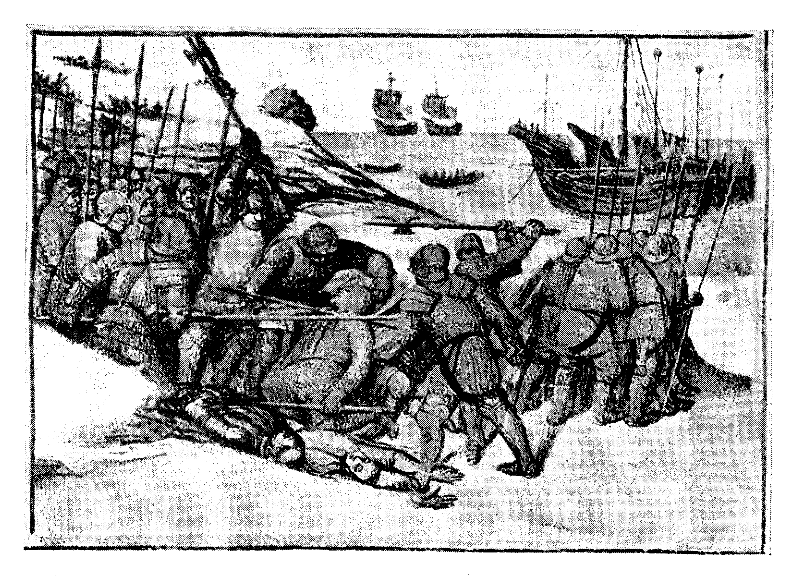


Abb. 3.

Miniaturbild der Grandes Chroniques de France von 1480

(nach Hagedorn Tafel XVIII)


Stadt
Bücherei
Elbing

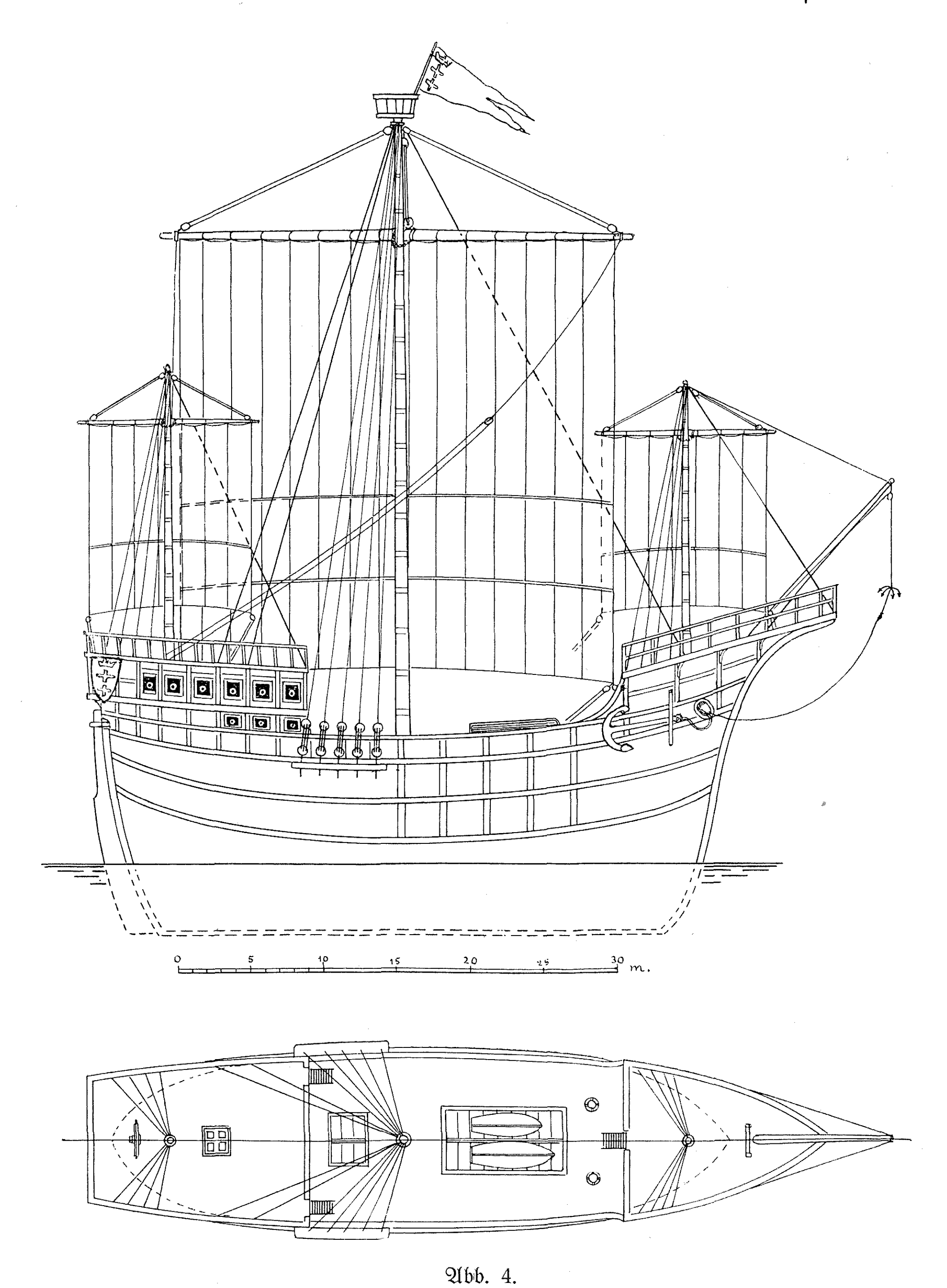
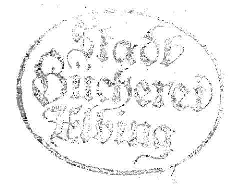


Abb. 4.

Wahrscheinliches Aussehen des „Peter von Danzig" in seiner ursprünglichen Form als „St. Peter von La Rochelle", erbaut etwa 1460.


Stadt
Bücherei
Elbing

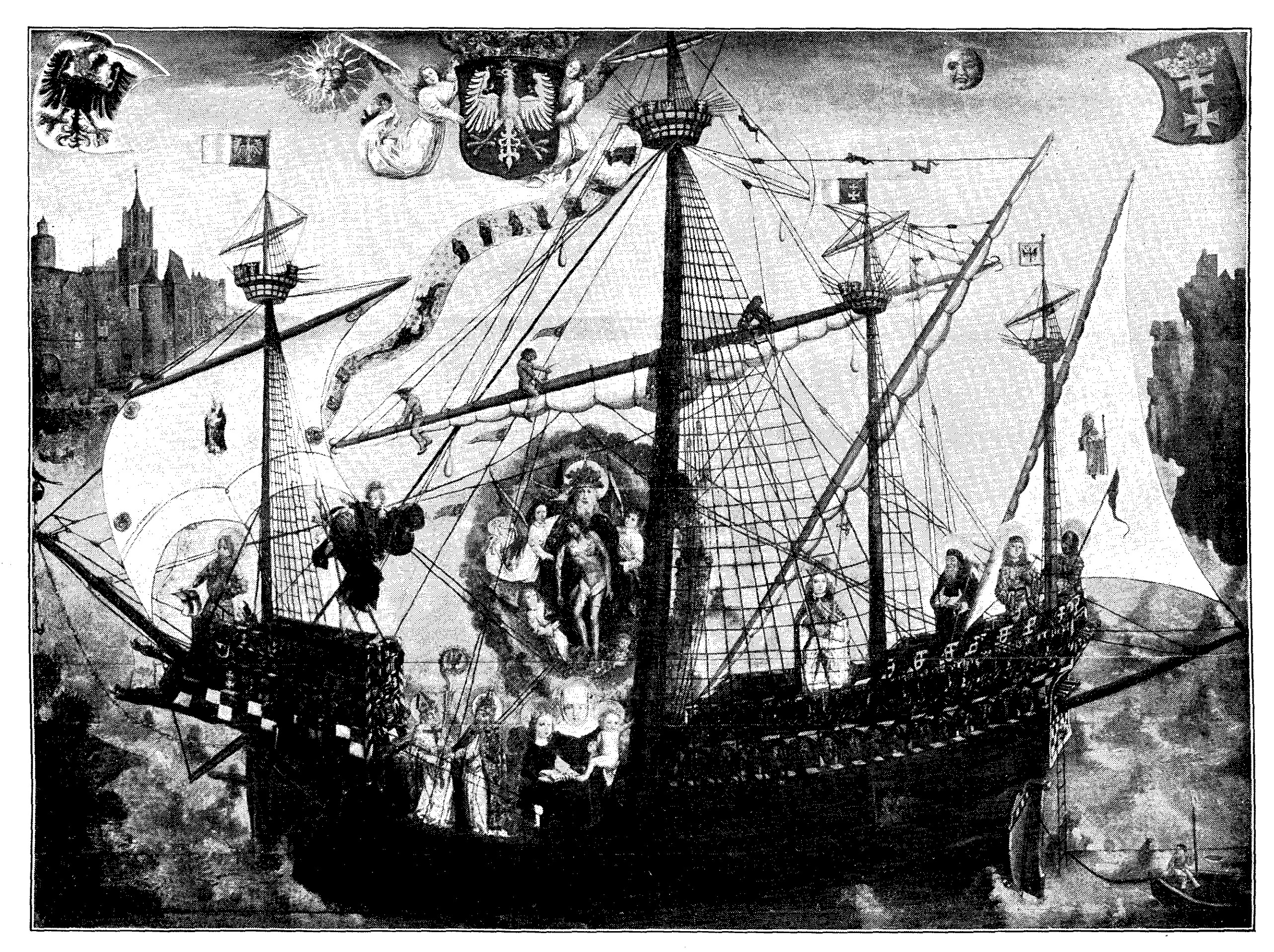
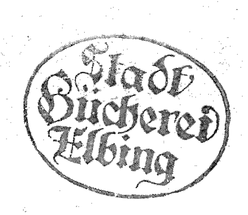


Abb. 5. **Das „Kirchenschiff", Gemälde im Danziger Artushof, etwa 1500**



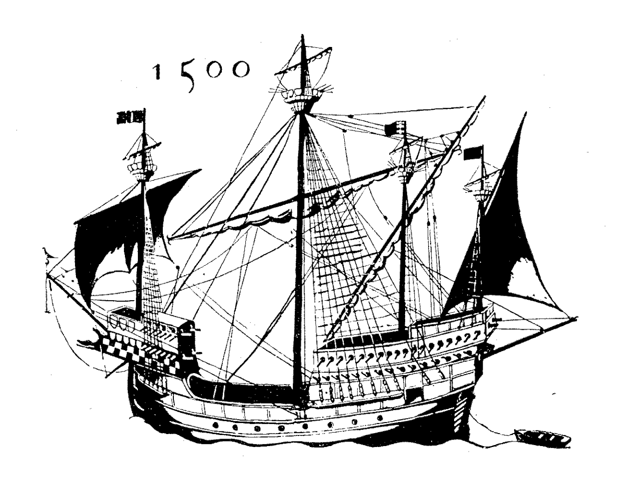


Abb. 6.

Technische Darstellung des Danziger „Kirchenschiffes".





Abb. 7.

Schiff im Hafen von Corunna (um 1565 flämisch)

(nach Moll G 7, Nr. 9.)



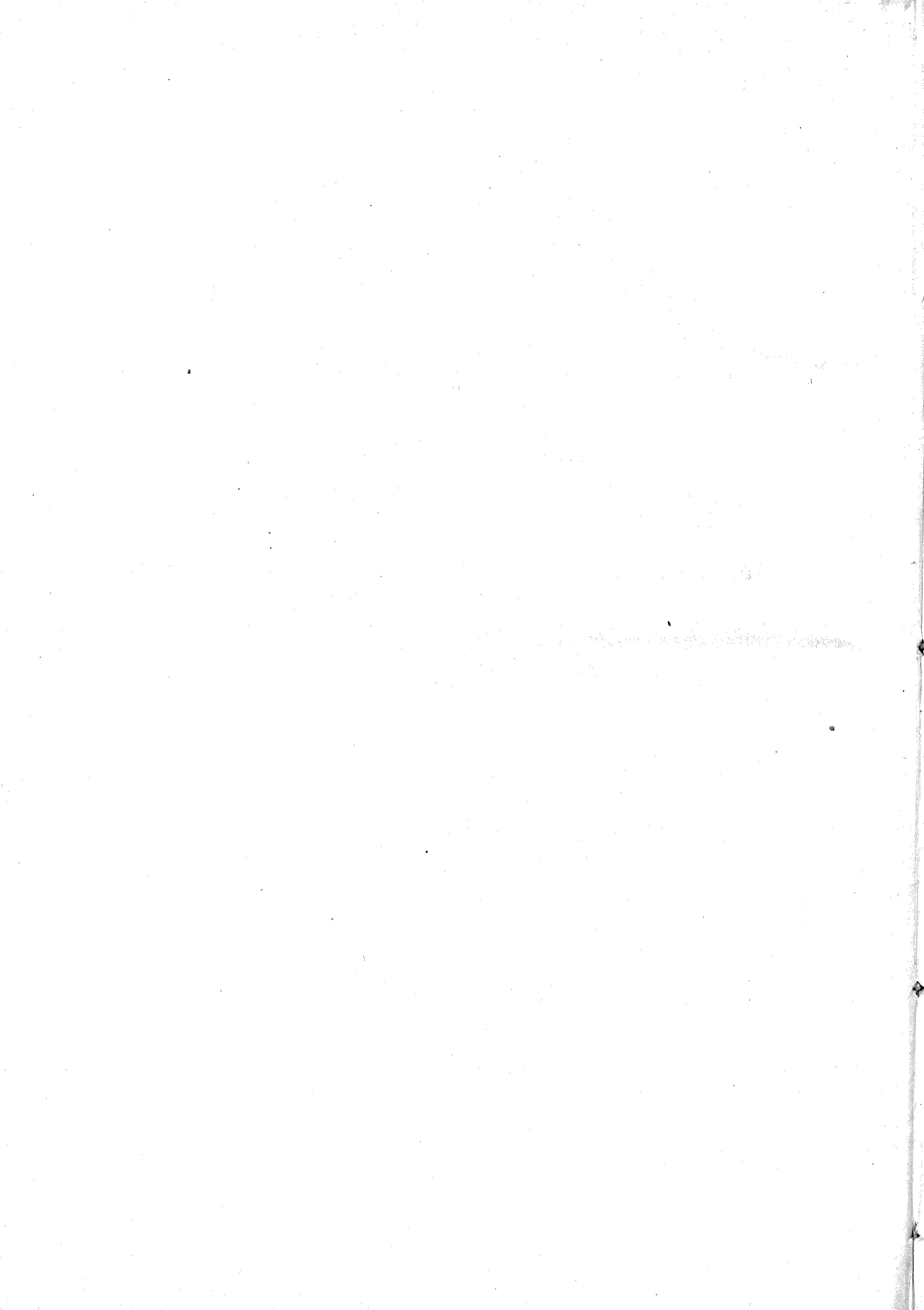
Die polnische Sprache im Danziger Schul- und Kirchenwesen

von der Reformation bis zum Weltkrieg.

Von

Dr. Walther Faber,

Danzig.



Inhaltsübersicht.

1. Kapitel: Die Zeit der Reformation und Gegenreformation.
Vor der Reformation. — Religionsprivileg vom Jahre 1557. — Katholisch-polnische Minorität. — Die Jesuiten in Danzig. — Polnische Predigten an evangelischen Kirchen. — Die St. Annengemeinde. — Polnischer Unterricht am Akademischen Gymnasium. — Evangelische Flüchtlinge als polnische Winkellehrer. Seite 89

2. Kapitel: Luthertum, katholische Kirche und Deutschtum. — Schulreform 1653.
Die Schwedisch-polnischen Kriege. — Wirtschaftskrise. — Vordringen des Deutschtums in der katholischen Kirche. — Das Tagebuch Ogier's. — Polnische Predigten an der Petrikirche. — Polnischer Unterricht am Akademischen Gymnasium und polnisch-evangelische Gemeinde. — Visitation der Winkelschulen. — Gesamtumfang des polnischen Unterrichts 1663. Seite 99

3. Kapitel: König Johann III. Sobieski in Danzig 1677/78 und die Frage des polnischen Unterrichts.
Beschwerde der Gewerke über den Rat. — Johann III. in Danzig. — Forderungen der Katholiken. — Geschickte Diplomatie des Rats. — Einsetzung eines polnischen Lektors am Akademischen Gymnasium. — Gründung der Königlichen Kapelle. Seite 109

4. Kapitel: Die Pfarrschulen. — Neuordnung des polnischen Lektorats und die St. Annengemeinde 1709. — Schulreform 1765/66.
Polnisch an den Pfarrschulen. — Das polnische Lektorat seit 1709. — Befugnisse und Rang der evangelisch-polnischen Prediger. — Freischulen. — Visitation der Schulen durch den Rat. — Rückgang des polnischen Unterrichts. — Das Jesuitenkolleg in Altschottland. — Chodowiecki und Johanna Schopenhauer. — Die polnische Adelskolonie in Danzig. Seite 114

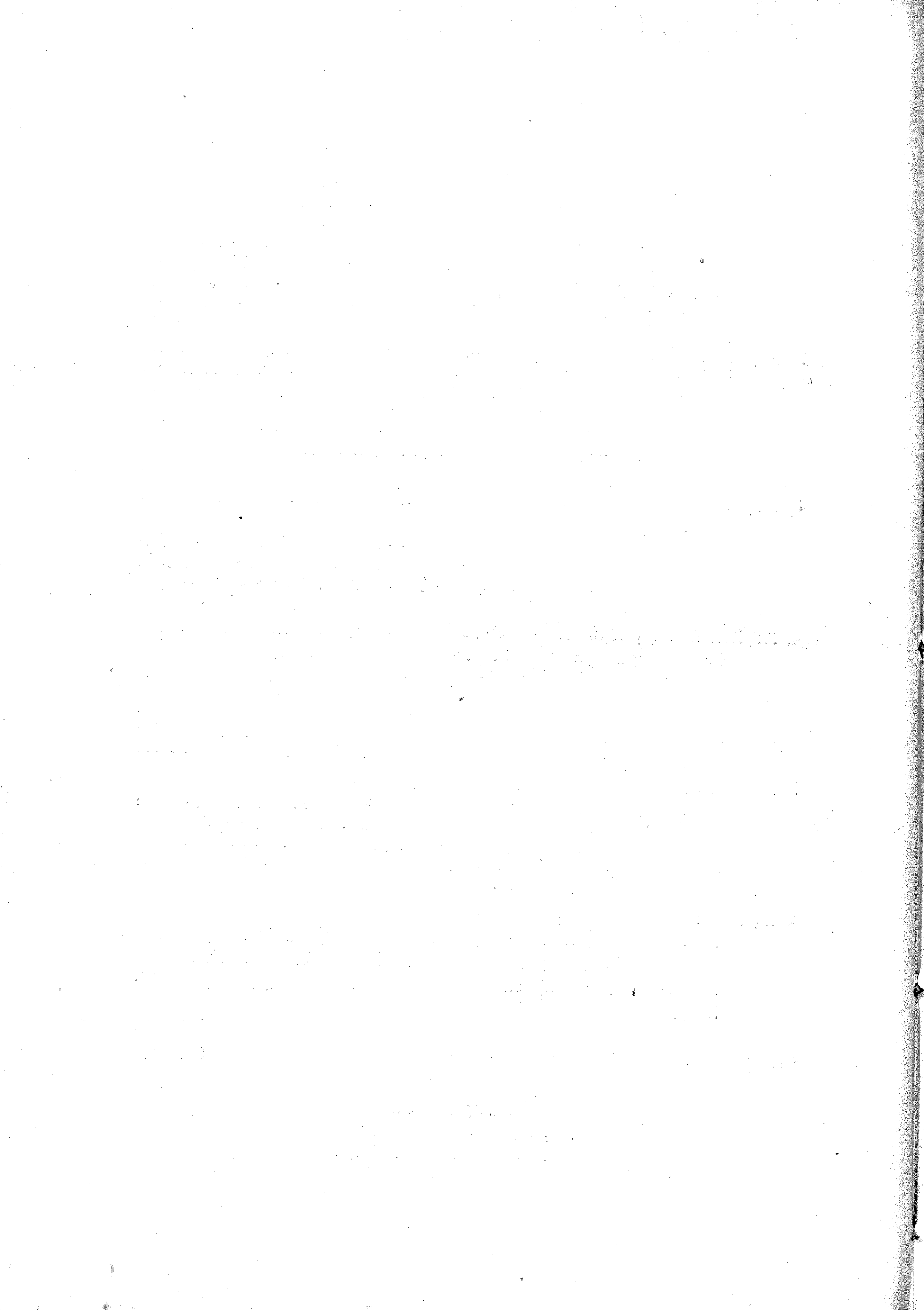
5. Kapitel: Unter preußischer Herrschaft von 1793 bis zum Weltkrieg.
Zusammenschmelzen und Ende der polnisch-evangelischen Gemeinden. — Die letzten polnischen Lektoren am Akademischen Gymnasium. — Polnischer Unterricht an der Johannisschule. — Polnischer Gottesdienst in katholischen Kirchen. — Der Vertrag von Versailles. Seite 125

Anhang:
A. Die polnischen Sprachlehrer am Akademischen Gymnasium und die evangelisch-polnischen Prediger an der St. Annenkapelle.
B. Die deutsch-polnischen Prediger an der evangelischen Hl. Geistkirche. Seite 132

Personen- und Sachregister: Seite 134

Abkürzungen:

D. A. = Danziger Staatsarchiv.
D. B. = Danziger Stadtbibliothek.



1. Kapitel.

Die Zeit der Reformation und Gegenreformation.

Mit der Entstehung der deutchen Stadtsiedlung Danzig und ihrem unaufhaltsamen Wachstum durch neue Zuwanderer aus Deutschland sank der alteingesessene, zahlenmäßig ohnehin geringe Volksteil bald zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit hinab. Die kaschubischen (pomoranischen) Bewohner des ehemaligen Fischerdorfes Danzig, an dessen Stelle sich die Altstadt entwickelte, dürften in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts größtenteils in der deutschen Bevölkerung aufgegangen sein. Es blieb, durch gelegentlichen Zuzug sich ergänzend, ein kleiner slavischer Rest, Kaschuben und einige Polen, die überwiegend der untersten Schicht angehörten[1]).

Daß die kaschubische oder die polnische Sprache im Kirchen- und Schulwesen des ordenszeitlichen Danzig neben der deutschen Sprache gebraucht wurde, ist nirgends bezeugt und bei den angegebenen Verhältnissen nicht anzunehmen. Auch für die Folgezeit bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts fehlt es an Angaben; doch ist es nach den späteren Nachrichten nicht ausgeschlossen, daß seit Ausgang des Mittelalters, als die Bevölkerung der mächtig aufblühenden Hansestadt sich verdoppelt hatte und auch das kaschubisch-polnische Element zunahm, in einer der Kapellen oder Klosterkirchen ab und zu polnisch gepredigt wurde. Besonders läßt sich das von der Kirche der polenfreundlichen Dominikaner vermuten, die sich zum kirchlichen Mittelpunkt für den slavischen Volksteil entwickelte.

Positives erfahren wir jedoch erst im Verlauf der reformatorischen Bewegung in Danzig. Das Luthertum hatte sich seit 1520 in Danzig, wie auch im größten Teile Westpreußens[2]), immer mehr durchgesetzt und war schließlich von dem Landesherrn König Sigismund durch das Religionsprivileg von 1557 anerkannt worden.

Die Evangelischen hatten sämtliche Sprengelkirchen mitsamt den dazugehörigen lateinischen Pfarrschulen in Besitz genommen, außerdem 1558 im ehemaligen Franziskanerkloster eine Gelehrtenschule eingerichtet, die später zu dem berühmten „Gymnasium Academicum“ ausgebaut wurde. Auch die übrigen Klöster waren Anfang der sechziger Jahre im Begriff einzugehen. Die Karmeliter und die Birgittinerinnen hatten nur noch wenige Mitglieder, die

[1]) Über die Bevölkerung Danzigs und ihre Herkunft im 13. und 14. Jahrhundert vgl. E. Keyser (Pfingstbl. d. Hans. Gesch. Ver. 1924, S. 11 f., 47 f., 50 f.); unter den 1364—99 in die Rechtstadt Zugewanderten sind allerhöchstens 1,5 v. H. slavischer Herkunft, — und um 1500 waren 94 % der Grundbesitzer in der Altstadt deutscher Herkunft. — Vergl. auch unten S. 91, 92, 105, 117.

[2]) Vgl. E. Waschinski: „Das kirchl. Bildungsw. in Ermland, Westpreußen und Posen vom Beginn der Reformation bis 1773“ I, S. 40 f.

ganz zurückgezogen lebten und keine Rolle spielten. Der letzte katholische Stützpunkt war das schon erwähnte Dominikanerkloster. Als aber auch dieses 1564 von den Mönchen verlassen wurde, war der Rest der Danziger Katholiken deutscher und polnischer Sprache der Führung beraubt und schien dem Untergang verfallen; der Rat beschlagnahmte das Kloster und setzte dort einen polnischen evangelischen Prediger ein[3]).

Da aber begann die Gegenreformation, geführt von dem Ermländischen Bischof Stanislaus Hosius, sich bemerkbar zu machen. Hosius gewann Einfluß auf den religiös unentschiedenen König und veranlaßte die Kurie zur Errichtung einer ständgien Nuntiatur am polnischen Hofe; als Stoßtrupp der Gegenreformation berief er schließlich 1565 die Jesuiten nach Braunsberg. Sein besonderes Augenmerk hielt er auf Danzig gerichtet[4]).

Im Frühjahr 1564 war, auf Hosius' Veranlassung, Nuntius Commendone nach Danzig gekommen, wo er die Feststellung machte, daß nur noch die niederen, Polnisch sprechenden Bevölkerungsteile dem alten Glauben anhingen, die Zahl der Katholiken daher nur noch sehr gering sei. Als Bundesgenosse trat bald auch der neue glaubenseifrige Bischof Stanislaus Karnkowski hinzu, und 1567 gelang es, durch ein dem König abgerungenes Mandat die Rückgabe des Klosters durchzusetzen, ohne aber in den nächsten Jahren wesentliche Fortschritte unter der evangelischen Bevölkerung zu erzielen[5]).

Im Jahre 1579 weilte der weitbekannte Jesuitenpater Possevino zwecks Studium und Sondierung der Lage längere Zeit in Danzig. Am 24. April[6]) hatte er, kurz vor der Abreise von Leslau nach hier, dem Nuntius Caligari mitgeteilt, daß in Danzig jetzt wieder 5000 Menschen die Messe besuchten. Aber schon acht Tage später ist sein anfänglicher Optimismus, auf Grund eigener Beobachtungen, wesentlich herabgestimmt; seine Meldung an Bischof Karnkowski[7]) beschränkt sich auf die unbestimmt gehaltene Feststellung, daß die Reste des Katholizismus „nicht gering" seien. Gegen die Evangelischen müsse man, fügt er hinzu, geschickt im Geheimen vorgehen, — so empfehle er zunächst die Verbreitung katholischer Bücher; auch werde der Rat nichts dagegen haben, wenn man in der Dominikanerkirche einen „ludus literarius" für katholische Schüler eröffne; noch vor drei Jahren hätten die Dominikaner 100 Schüler unterrichtet, die aber jetzt an die evangelischen Schulen übergegangen seien. Unumgänglich nötig sei es ferner, daß der Provinzial zwei tüchtige Patres schicke, die neben lateinisch und polnisch auch deutsch sprechen könnten; auch riet er dem Prior, die älteren Mönche seines Klosters, denen es

---

[3]) P. Simson: „Gesch. d. St. Danzig" II, S. 222, 227 f. — Über die Klöster vgl. Th. Hirsch: „Gesch. d. O.-Pf.-Kirche von St. Marien" II, S. 83 ff.

[4]) K. Benrath: „Die Ansiedlung der Jesuiten in Braunsberg 1565." (Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. 40, S. 12 f., 49.) — H. Freytag: Altpr. Mon. Schr. 26, S. 521 ff.

[5]) P. Simson: a. a. O. II, S. 225 f.

[6]) Monum. Polon. Vaticana IV („Caligarii nuntii apost. Poloniae epist. et acta 1578—81"), herausgegeben von L. Boratyński, Nr. 101.

[7]) Mon. Pol. Vatic. IV, Nr. 103 (4. Mai 1879). Vgl. auch H. Bauer: „Zur Gegenreformation in Danzig." (Mitt. d. Westpr. Gesch.-Ver. 1923, Nr. 3/4, S. 10.)

an Bildung fehlte, zu Lehrkursen auf das Braunsberger Jesuitenseminar zu schicken. — Bemerkenswert ist, daß Possevino auf das Deutsche besonderes Gewicht legt —, und daß ferner nicht die geringste Andeutung über eine gewaltsame Auflösung der alten Dominikanerschule fällt. — Possevinos Pläne scheinen schließlich am Widerstande der Dominikaner gescheitert zu sein.

Karnkowski erhielt in R o z r a z e w s k i einen gleichgesinnten Nachfolger. Dieser ernannte den Jesuiten M i l o n i u s[8]), den Possevino kurz zuvor als „deutschen Prediger" aus Schweden nach Danzig gebracht und hier zur Betreuung der Katholiken zurückgelassen hatte, zum Danziger Offizial. Wie wir aus einem Brief des Milonius an Possevino vom 19. April 1581[8a]) entnehmen können, befriedigte die Tätigkeit der Dominikaner je länger je weniger; die Zahl der Bekehrungen sei sehr gering; der Prior habe nur widerwillig die Zahl der Kommunikanten mit 1300 angegeben, während bei den Birgittinerinnen 33, bei den Karmelitern gar nur 22 aufzuweisen seien. Die Angaben der Dominikaner seien mit größter Vorsicht aufzunehmen, schon allein deshalb, weil der polnische Priester eine geringere Zahl angebe und die Vorlage der Kommunikantenliste beharrlich verweigert werde.

Selbst wenn wir diese Angaben als den Tatsachen entsprechend hinnehmen wollten, so bliebe doch soviel, daß die verhältnismäßig geringe Kommunikantenziffer in scharfem Widerspruch steht mit Possevinos optimistischem Bericht aus Leslau. — Es ist vielmehr wenig wahrscheinlich, daß damals die Zahl der Katholiken das zweite Tausend auch nur annähernd erreichte. Das polnische Element überwog dabei entschieden, kann aber in der Gesamtbevölkerung, die sich in jenen Jahren auf 40 000 belief, selbst unter Einrechnung der Polen evangelischer Konfession, kaum mehr als 5 v. H. betragen haben! Wie mit diesen Feststellungen, die auf Grund des gewiß unverdächtigen Gewährsmannes Milonius gemacht werden können, die wenig jüngere Behauptung Karnkowskis[9]), daß allein im Jahre 1580 von den Dominikanern gegen 2000 Ketzer für den Katholizismus zurückgewonnen wurden, in Einklang gebracht werden kann, ist unersichtlich. Schließlich sei darauf hingewiesen, daß der polnische Prediger bei den Dominikanern schon für 1581 einen d e u t s c h e n Prediger voraussetzt.

Noch wichtiger als dieser Brief sind die V i s i t a t i o n s b e r i c h t e des Bischofs Rozrazewski aus den Jahren 1582 und 1583[9a]). Eine Gesamtzahl der Katholiken gibt er leider nicht, dafür aber macht er Angaben, die für unsere Frage bedeutsam sind: die Katholiken seien überwiegend Polen aus den niederen Ständen, während die deutschsprechende Minderheit katholischer Konfession eingeschüchtert sei und sich den Evangelischen gegenüber nicht offen zu ihrem Glauben zu bekennen traue; Bekehrungen seien nur noch sehr selten; Mittelpunkt des kirchlichen Lebens sei das Dominikanerkloster, wo insbe-

---

8) Mon. Pol. Vat. IV, Nr. 106, Anm. 6, 261. — P. Simson, a. a. O. II, S. 338, irrt, wenn er sagt, Milonius wäre der deutschen Sprache nicht mächtig gewesen.

8) Mon. Pol. Vat. IV, Nr. 342.

9) Wierzbowski: „Uchansciana seu collectio documentorum etc." IV, S. 375. — P. Simson: a. a. O. II, S. 338.

9a) „Visitationes Archidiaconatus Pomeraniae": („Fontes" I), S. 497 f., 500 f., 511.

sondere die Polen zusammenströmten[10]). Unter den Patriziern befanden sich zu jener Zeit nur drei Anhänger[11]), und die 30 „namhaften" Deutschkatholiken gehören fast ausnahmslos dem Handwerker- bzw. Arbeiterstande an: namhaft gemacht werden je 2 Musikanten, Zinngießer, Schneider, Fischer, ferner je 1 Bäcker, Glaser, Salzsieder, Bernsteindrechsler, Bierbrauer und öffentlicher Schreiber. Dann befinden sich noch 2 Notare und je 1 Procurator und Chirurg unter ihnen. Bei den übrigen, wo die Berufsbezeichnung fehlt, handelt es sich offenbar um Arbeiter.

Um den gegenreformatorischen Bestrebungen neue Schwungkraft zu verleihen, wurden bald darauf von Rozrazewski und Milonius in aller Heimlichkeit die Jesuiten in die Stadt gezogen und im Jahre 1589 die Dominikaner veranlaßt, diesen eine Kapelle zur Abhaltung deutscher Predigten an Sonn- und Feiertagen abzutreten[12]). Die Jesuiten hatten in der Aufrüttelung der lauen Katholiken, mehr aber noch — wenn man ihnen glauben darf — in der Bekehrung der Ketzer schon gleich zu Anfang ansehnliche Erfolge errungen[13]), als sie 1590 mit den Dominikanern, die sich zurückgesetzt fühlten, in einen heftigen Streit gerieten: die Kapelle wurde von den Mönchen gewaltsam geschlossen, und alle Proteste, selbst der Einspruch des Erzbischofs, blieben erfolglos.

In der Folge suchten die Jesuiten die Predigten im Birgittinerinnenkloster fortzusetzen, bis sie 1616 auf bischöflichem Boden in Altschottland dicht vor der Stadt ihr eigenes Kolleg eröffneten; ihre Rolle in der Stadt war jedoch — wie wir im nächsten Kapitel sehen werden — noch lange nicht ausgespielt[14]). Erst 1635 hören wir wieder von deutschen Predigten im Dominikanerkloster[15]).

Während sich die evangelische Kirche in Danzig und den größeren Städten Westpreußens trotz aller gegnerischen Anstrengungen im allgemeinen halten konnte, trat für die protestantische Landbevölkerung eine wesentliche Verschlechterung ein, besonderes seitdem 1587 der Jesuitenzögling Sigismund III. den Thron bestiegen hatte; durch kräftige Propaganda, Vertreibung der lutherischen Prediger und allerlei andere Druckmittel wurde hier allmählich das polnische und kaschubische Bauernvolk zum größten Teil zurückgewonnen. Auch eine nicht geringe Zahl der rekatholisierten deutschen Dorfgemeinden verfielen dabei dem Polentum, sodaß schließlich Katholisch und Polnisch in vielen Gegenden identische Begriffe wurden. Der Protestant dagegen war der Deutsche oder wurde zum Deutschen, wie das z. B. bei der kaschubischen Bewohnerschaft der Grafschaft Krockow der Fall war.

---

[10]) Die Klöster der Birgittinerinnen und Karmeliter befanden sich damals in tiefstem Verfall und können daher außerhalb unserer Betrachtung bleiben: vgl. „Fontes" I, S. 512, 513. (1583.)

[11]) Philippina de Lemkie, Matthias Brandt, Laurentius a Bergen.

[12]) Vgl. Protestschreiben des Gnesener Erzbischofs vom 29. September 1590. (D. A. 300, 35, Nr. 57.)

[13]) P. Simson: a. a. O. II, S. 402.

[14]) Vgl. unten S. 101, 104. Um 1600 hielt der Offizial Milonius im Pfarrhof eine Schule mit annähernd 60 großen und kleinen Knaben; ein anonymer Berichterstatter an den Rat vermutet eine Jesuitenschule. D. A. 300, 42, Nr. 102.

[15]) Vgl. unten S. 101, 102.

Zu einer derartigen deutlichen Scheidung in zwei national und zugleich konfessionell getrennte Gruppen ist es in den Städten nicht gekommen. Wenn auch die katholische Kirche in Danzig zunächst in enger Anlehnung an das Polentum erscheint, weil ihre Anhänger in der Hauptsache Nichtdeutsche sind und die katholische Restauration von Polen ausgeht, so sucht sie doch sehr bald über diesen engen und sozial einflußlosen polnischen Kreis hinaus und mit dem eigentlichen Bürgertum, d. h. dem Deutschtum in neue Verbindung zu kommen. Zum Führer bestellte man polnischerseits einen Deutschen, den erwähnten Pater Nicolaus Milonius. Als Offizial und Pfarrer in dreißigjähriger unermüdlicher Wirksamkeit hat er denn auch eine neue lebenskräftige polnisch-deutsche Gemeinde geschaffen, die sich später sogar in eine überwiegend deutsche verwandelte.

Auf der anderen Seite lehnte sich die evangelische Kirche, getragen von der einheimischen Bevölkerung, an das glaubensverwandte Deutschland und Ostpreußen an, zugleich war sie aber auch um das ansässige slavische Element bemüht, zu dessen Betreuung sie, frei von nationalen Bedenken, daranging, polnische Hilfskräfte aus dem Innern Polens und aus Masuren heranzuschaffen. So hören wir denn schon vor Erteilung des Religionsprivilegs von polnischen Predigten an evangelischen Kirchen; in vorderster Linie verfolgte man damit den Zweck, unter Ausnutzung der Ohnmacht der katholischen Kirche, die ihr treu gebliebene polnische Minorität für das Evangelium zu gewinnen; fernerhin war das aus dem polnischen Pommerellen zuziehende Gesinde[17]) mit Gottesdienst zu versorgen und vor Abfall zu behüten.

Die Armenordnung vom Jahre 1551[18]) bestimmte u. a., daß die polnisch sprechenden Bettler den polnischen Gottesdienst an der Jakobs- oder Katharinenkirche zu besuchen hätten. Später hören wir nichts mehr von polnischen Predigten an diesen beiden Kirchen, wohl aber davon, daß im Jahre 1552 zwei evangelisch-polnische Predigerstellen an der St. Annenkapelle und an der Hospitalkirche zum Hl. Geist neugeschaffen wurden; es liegt daher die Annahme nahe, daß in jenem Jahre die polnischen Predigten an der Katharinen- und Jakobskirche in diese Gotteshäuser verlegt worden sind[19]); gestützt wird diese Annahme durch die Angabe, daß 1552 an der Katharinenkirche der polnische Prediger entlassen wurde[20]).

In den sechziger Jahren tauchen dann noch an der Petrikirche polnische Prediger auf[21]); wie wir aber gleich zu sehen Gelegenheit haben werden, wurde die polnische Gemeinde dort schon 1571 mit der zu St. Anna zusam-

---

[17]) Weiter unten wird sich des öfteren zeigen, daß auch in der evangelischen Kirche die polnischen Elemente überwiegend den untersten dienenden Ständen angehörten (vgl. auch P. Simson: a. a. O. II, S. 371); vergl. unten S. 117.

[18]) H. Freytag: Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. 39, S. 123.

[19]) Die beiden luth. poln. Prediger, die der Bischof 1552 vor sich lud (Chr. Hartknoch: „Preuß. Kirchenhistorie", S. 672), waren vielleicht schon die eben ernannten.

[20]) Th. Hirsch: „Die Oberpfarrkirche von St. Marien" II, S. 12.

[21]) G. Leube: „Nachr. über die Petrikirche". D. A. 78[28], Nr. 99. E. Prätorius: „Evang. Danzig". D. B.: Ms. 428, S. 596a. P. Simson: a. a. O. II, S. 371, Anm. 2.

mengelegt. Erst 1626 — als die Trinitatiskirche von den Reformierten an die Lutheraner überging —, wurde an der Petrikirche die polnische Predigerstelle wieder neubesetzt, diesmal aber nur für die reformierten Polen[22]).

Die polnischen Predigten an der Katharinen-, Jakobs- und Petrikirche[23]) und ebenso, wie schon erwähnt, die an der Dominikanerkirche, fanden alle ein rasches Ende. Hingegen hat der an der St. Annenkapelle und der Hl. Geist-Hospitalkirche eingerichtete polnische Gottesdienst nicht nur die stürmische Zeit der Reformation überdauert, sondern sich bis ins 19. Jahrhundert hinein gehalten.

An der Hl. Geistkirche wird nur der erste Prediger Martin Ortscheid (1552—86?) — er war übrigens jener evangelischer Geistliche, der von 1564—67 den polnischen Gottesdienst in der Dominikanerkirche hielt! — schlechtweg „polnischer Prediger" genannt, während seine Nachfolger fast durchweg die Amtsbezeichnung „deutsch-polnische Prediger" führen, ein Beweis, daß die alten Leute, mit denen das zugehörige Hospital belegt war, nur z. T. polnischer Zunge waren. Wie aus einer Eingabe an den Rat hervorgeht, suchten die Prediger ihre sicherlich schmalen Einkünfte durch eine Winkelschule, in der sie durch den Vorsinger polnischen Lese- und Schreibunterricht erteilen ließen, zu heben[25]).

Die kleine St. Annenkapelle, die — wie die Trinitatiskirche, an die sie sich anlehnt — zum Komplex des ehemaligen Franziskanerklosters gehörte, war 1552 als rein polnisches Gotteshaus eingerichtet worden. Die früher verschiedentlich vertretene Ansicht, daß die Kapelle schon seit ihrer Erbauung eine polnische Kirche gewesen sei, ist abzulehnen[26]). Hier sammelten sich die Polen nicht nur aus sämtlichen Kirchspielen, sondern auch aus der näheren und weiteren Umgebung der Stadt[27]). Von 1571 bis 1580 war die Predigerstelle sogar doppelt besetzt; da der letzte polnische Prediger an der Petrikirche Albert Widavianus 1571 starb, ist wohl in diesem Jahre die dortige Gemeinde mit der zu St. Anna vereinigt worden. Wie gering jedoch dieser Zuzug gewesen sein muß, erfahren wir aus einer Eingabe des Predigers Abraham Sbasinius, in der er den Rat bittet, das durch den Tod seines Kollegen erledigte Amt nicht mehr zu besetzen, da „die kleine polnische Gemeinde" eine

---

22) Vgl. unten S. 100.

23) G. Löschin: a. a. O., S. 305 (ähnlich P. Simson: a. a. O. II, S. 371) nennt außerdem noch die Bartholomäikirche, es ist aber dort nur ein einziger polnischer Prediger auffindbar, nämlich George Lebelski, der aber nicht Diakon, sondern Extraordinarius war und 1593 wegzog: D. A. 78, Nr. 633, Anhang zum Traubuch. Die nackte Angabe, daß an vier evangelischen Kirchen polnisch gepredigt wurde, gibt für den nichtinformierten Leser ein verzerrtes Bild der tatsächlichen Verhältnisse.

25) D. A. 300, 42, Nr. 103. (Vorsinger Stanislaus Albrecht, 26. 4. 1588.) — Albrecht hatte die Winkelschule unter den Predigern Zahrt und Ring geleitet. — Laut Ratsschluß vom Jahre 1713 durften die Prediger nur innerhalb des Hl. Geisthofes Taufen und Trauungen vollziehen. (Rezeßbuch der Hl. Geistkirche, D. A. 78[25], Nr. 464.)

26) Vgl. P. Simson: a. a. O. II, S. 371, Anm. 2.

27) D. A. 78[14], Nr. 66. Vgl. auch unten S. 118, 126.

Doppelbesetzung nicht benötige und die Existenz zweier Seelsorger unmöglich mache[28]).

Dann aber begann die deutsch-polnische Gemeinde für einige Zeit einen starken Aufschwung zu nehmen, sodaß Anfang des 17. Jahrhunderts auch der Vorhof der Kapelle die Menge nicht zu fassen vermochte[29]). Es zeigte sich in dieser Zunahme die Rückwirkung der Gegenreformation in den ländlichen Gebieten Westpreußens und im Innern des polnischen Reiches, die zahlreiche, glaubenstreue evangelische Kaschuben und Polen veranlaßte, ihrer Heimat den Rücken zu kehren und sich in den Schutz der großen Städte zu begeben[29a]). Inwieweit sich auch Danziger Katholiken polnischer Sprache zur St. Annengemeinde hinüberfanden, läßt sich nicht feststellen. Neben dem Anwachsen der polnischen Protestanten zeigt die Zunahme polnischer Personennamen in den Kirchenbüchern der deutsch-evangelischen Gemeinden, daß dauernd auch polnische Elemente durch die evangelische Kirche für das Deutschtum gewonnen wurden.

Die ersten Spuren polnischen Unterrichts finden sich bei den „Winkelschulen" (Privatschulen) deren es um 1602 mehr als 30 gab[30]). 1550 bittet Albrecht Grell um Genehmigung einer polnischen Schreib- und Rechenschule; vier Jahre später erfährt man aus einer Eingabe, daß Johann Kropillowicz aus Krakau die Absicht hatte, im Akademischen Gymnasium für Schüler und Bürger der Stadt polnischen Unterricht zu erteilen und eine diesbezügliche „Tafel" an der Trinitatiskirche anzubringen, worauf ihm der Rat die Licenz nur für ein Vierteljahr und zwar außerhalb des Gymnasiums erteilte; außerdem schenkte er ihm 10 Gulden zur Kleidung[31]), offenbar war er ein vertriebener evangelischer Glaubensgenosse.

Nikolaus Volckmar ist der erste an einer öffentlichen Lehranstalt tätige Lehrer, der privatim Polnisch unterrichtete; er wirkte am Akademischen Gymnasium seit 1584[32]) als „Kollege", d. h. als Lateinlehrer in einer der unteren drei Klassen, bis er 1599 polnischer Prediger an St. Anna wurde. Er ist auch der erste, der mit eigenen polnischen Lehrbüchern hervortrat, und zwar veröffentlichte er 1594 ein Compendium Linguae Polonicae, 1596 ein lateinisch-deutsch-polnisches Wörterbuch, 1602 schließlich eine Sammlung polnischer Gespräche, die sich bald großer Beliebtheit erfreute und noch 1758 eine Neuauflage

[28]) D. A. 300, 42, Nr. 153 (9. Januar 1581).

[29]) G. Löschin: „Gedania" II, S. 442. Kurz zuvor hatte auch der Prediger Miotke über die geringe Größe der Gemeinde geklagt (D. A. 78[14], Nr. 91); es ist nicht möglich, mit P. Schmidt („Die Trinitatis-Gemeinde zu Danzig", S. 92) an den gleichnamigen Sohn (Prediger 1613—15) zu denken, da für jene Zeit starke Zunahme der Gemeinde bezeugt ist.

[29a]) H. Bauer: „Die Glaubensspaltung in Ost- und Westpr." (Korr. Bl. d. Gesamtvereins d. d. Gesch.- u. Altert.-Vereine 1929, S. 31.)

[30]) D. A. 300, 42, Nr. 103, 104. Überhaupt kommt für unsere Untersuchung dem Winkelschulwesen erhöhte Bedeutung zu, da die Evangelischen sämtliche Pfarrschulen in Besitz genommen hatten.

[31]) D. A. 300, 42, Nr. 103.

[32]) D. A. 300, 42, Nr. 153. (Eingabe an den Rat vom 1. 2. 1599.)

erlebte[33]); aus dem Vorwort „An den Leser" geht eindeutig hervor, daß er das Polnische als Fremdsprache betrieb und sich lediglich im Nebenamt als polnischer Winkellehrer betätigte: „Dieweil ihm aber bis anhero etliche gute Leute ihre Kinder, beides Knaben und Mägdlein, dieselben in der polnischen Sprache zu unterweisen, vertrauet", habe er dies Buch schreiben müssen, das jedoch nicht allein für die eigenen Schüler bestimmt sei, vielmehr einem lang gefühlten Bedürfnis weiterer Kreise entgegenkommen solle.

Kurz darauf gewinnen wir genaueren Einblick in eine ähnliche polnische Privatschule am Akademischen Gymnasium, die gewissermaßen als Weiterführung der ersten betrachtet werden kann: 1609 wird nämlich dem polnischen Prediger an der Annenkapelle Johann Karl Milevitanus für eine deutsch-polnische Schreib- und Rechenschule, die er, wie er angibt, auf den Rat des Rektors Fabricius und des Philosophieprofessors Keckermann eingerichtet hatte, ein gesondertes „Losament" bewilligt, da die Privatwohnung zur Abhaltung des polnischen Unterrichts zu eng sei; nach einem Verzeichnis der Vorstädtischen Winkelschulen vom Jahre 1608 ließ er den Unterricht von seinem „Kantor" Martin erteilen, ebenso wie schon vor 1588 zwei Prediger am Hl. Geist-Hospital eine polnische Winkelschule mit ihrem „Vorsinger" Stanislaus Albrecht besetzt hatten[34]).

Die steigende Drangsal der evangelischen Glaubensgenossen in Polen finden auch in den Danziger Schulakten ihren Niederschlag: für die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts liegen sieben Gesuche um Genehmigung einer polnischen, bezw. deutsch-polnischen Winkelschule vor; wohl bei sämtlichen Antragstellern handelt es sich um evangelische Flüchtlinge; die ersten vier (1603—19) sind Pfarrer, die mit knapper Not aus Polen entkommen, nun im größten Elend ihr Leben fristen müssen[35]). Den Anträgen wurde fast ausnahmslos stattgegeben, mehr jedoch, um den bedrängten Glaubensgenossen das Durchhalten zu ermöglichen, als dem nur gering vorhandenen Bedürfnis nach polnischem Unterricht zu genügen; so heißt es in einem der überaus demütigen Bittgesuche (1619): „Danebenst in Erfahrung kommen, daß allhier vordem ein Rat zu unterschiedlichen Zeiten etlichen aus dem Papsttum verlaufenen Leuten aus angeborener Liberalität und Gutherzigkeit eine Polnische Schule nicht allein anzuschlagen vergönnt, sondern auch freie Wohnung und andere dazu gehörige suppetias (Zuwendungen) reichlich ihnen widerfahren lassen."

---

33) Neuaufl. Dzg. bei Hünefeld 1646 (D. B.: Dm. 1965). — Das Wörterbuch wurde 1605 von Balthasar Andreae in Danzig mit griechischer Version viersprachig herausgegeben; Neuausgabe 1613 (D. B.: Dm. 2362). — Die Gesprächsammlung „Vierzig Dialogi und nützliche Gespräche etc." zuerst in Thorn gedruckt; in der Danziger Bibliothek sind 8 Neuauflagen zwischen 1612—1758 erhalten (Dm 1936 ff.).

34) Eine zweite polnische Winkelschule in der Vorstadt hielt Augustin Woynath (Woynatowius); W. war bis 1589 Kollege an der Petrischule gewesen und trat später in Letzkau eine Samosatenersekte bei: P. Simson: „Gesch. d. Petrisch. in Dzg." I, S. 111; vgl. auch D. A. 300, 42, Nr. 103, 104.

35) D. A. 300, 42, Nr. 103: Peter Hermann (1603), Martin Freude (1609), Martin Popinius (1615), Paul Hirsch (1619), Jakob Gorband (1629), Peter Milicensis (1637), Wenzeslaus Aram (1652).

Eine weitere sehr umfangreiche Eingabe des Winkellehrers Stanislaus Cnippelius möge hier z. T. im Wortlaut wiedergegeben werden, da sie sich mit dem polnischen Sprachunterricht in Danzig auseinanderzusetzen versucht und daher erhöhtes Interesse beanspruchen darf. Nachdem er auf den vorbildlichen französischen und spanischen Unterricht in den Niederlanden hingewiesen, fährt er fort: „Weil ich aber nicht merkte, daß hier eine polnische Schule vorhanden, die die Danziger Jugend gründlich im Lesen, Reden und Schreiben unterrichtet .... und ich durch täglich Übung solche media und Wege gefunden, durch welche sie ... gute fundamenta legen kann, ... also habe ich nicht für unfüglich geachtet und auch dieser löbl. Stadt unschädlich, eine solche Schule hier aufzutun; und so einige Leute vorhanden, die ihre Kinder nicht gerne in Polen bei fremdem Volk von sich tun wollten, oder ehe sie dieselben hinschickten, erst in der Schule ein Fundament der Sprache wollten legen lassen, ... nicht zweifelnd, sie würden die polnische Sprache bei mir so wohl als in Polen (es wäre denn, daß sie ganz stupida ingenia wären) begreifen." Schließlich erbietet er sich, polnische Lehrbücher und Wörterbücher herauszugeben, ferner eine Anleitung zur Führung einer polnischen Schule abzufassen. Trotz aller schönen Worte und Vorschläge wurde er vom Rat als Wiedertäufer" (Unitarier?) abgelehnt[36]).

Zwischen 1623 und 1644 wurde am Akademischen Gymnasium das Polnische von eigenst dazu bestellten Lehrern, die sich sogar den Professorentitel beilegten[37]), unterrichtet. Der erste namens Alexander Columna, katholischer Konvertit, lehrte neben dem Polnischen auch Italienisch und predigte des öfteren in der Annenkapelle. 1624 und 1627 schenkte ihm der Rat in Anbetracht seiner Dürftigkeit je 50 Gulden. — Nach Martin von Deyka (1630—33), von dem wir nichts näheres wissen, folgte Johann Sniatowski gen. Gulinski (1633—44), ein junger Theologe, der die Lehrtätigkeit als Wartezeit betrachtete, um möglichst bald in die ersehnte Stelle eines evangelisch-polnischen Predigers aufzurücken; diese Hoffnung erfüllte sich aber nicht, obwohl er mehrmals für Johann Dorsch (1632—42) gepredigt hatte. Ausdrücklich wird vermerkt, daß er in den unteren Klassen des Gymnasiums unterrichtet habe; ob aber er oder einer seiner beiden Vorgänger auch mit öffentlichem Unterricht, z. B. Latein, betraut waren, bleibt fraglich. Seine materielle Lage ist ebenso bedrängt wie die Columnas. — Alle drei waren demnach — genau besehen — trotz ihres klingenden Titels nicht viel mehr als Winkellehrer, die sich, auf die Einkünfte aus dem fakultativen Sprachunterricht angewiesen, kümmerlich durchschlagen mußten, in der Hoffnung, ebenso wie einst Volckmar in das polnische Predigeramt aufzurücken; es geht nicht an, sie etwa mit den vorzüglich besoldeten und hoch geachteten Professoren, die ausschließlich in den beiden obersten Klassen unterrichteten, auf eine Stufe zu stellen. Nach Gulinski's Abgang blieb dann die polnische Lehrerstelle am Akademischen Gymnasium über 10 Jahre lang unbesetzt.

[36]) D. A. 300, 42, Nr. 103, undatiert. — Cnippelius starb vor 1634 in Thorn; vgl. D. A. 300, 41, Nr. 19, S. 358.
[37]) D. A. 300, 42, Nr. 103, 154.

Der polnische Unterricht war — so können wir zusammenfassend sagen — ebensowenig für die Gesamtkultur Danzigs von Bedeutung, als für den deutschen Charakter der Stadt gefährlich. Die polnisch sprechende Minderheit — soweit sie evangelisch war — kam in der kleinen St. Annakapelle zusammen, hatte also gegenüber den 7 großen evangelischen Kirchen nur untergeordnete Bedeutung. In der Hauptsache waren die polnischen Elemente der katholischen Kirche treu geblieben, machten aber noch nicht 5 v. H. der Gesamtbevölkerung aus. Im katholischen Gottesdienst an den drei Klosterkirchen überwiegt um die Jahrhundertwende entschieden die polnische Sprache, doch ist die deutsche Sprache bereits auf dem Wege, ihr den Rang abzulaufen.

2. Kapitel.

Luthertum, katholische Kirche und Deutschtum. – Schulreform 1653.

Um 1600 hatte Danzig den Höhepunkt an Macht und Reichtum erreicht. Dann aber war die Stadt gegen ihren Willen in die kriegerischen Verwicklungen Polens und Schwedens hineingezogen worden. Lange Jahre suchten die Schweden den Danziger Handel durch Blockade des Hafens und Abriegelung der Weichsel abzudrosseln. Nicht minder empfindlich wurde Danzigs Wohlstand durch die ungeheuren Ausgaben für Ausbau des Befestigungsgürtels betroffen. Trotz aller Gegensätze im Innern blieben sich jedoch Rat und Bürgerschaft darin einig, für das höchste Gut der Freiheit jedes Opfer zu bringen; im Jahre 1656 schreckte man daher beim Heranrücken eines schwedischen Heeres nicht davor zurück, die südlichen Vororte dem Erdboden gleich zu machen. Diesen heroischen Anstrengungen blieb der Enderfolg nicht versagt: im Frieden zu Oliva 1660 rettete Danzig seine fast königliche Selbständigkeit im lockeren Verbande mit der polnischen Krone, — die wirtschaftliche Hochblüte war jedoch unwiederbringlich dahin!

Zu den unheilvollen Auswirkungen der Schwedisch-Polnischen Kriege, die allein schon in der Verwüstung eines Teils des Stadtgebietes und dem schier unerträglichen Anschwellen der städtischen Schulden deutlich genug in Erscheinung traten, gesellten sich in der allgemeinen Lage Polens und Gesamteuropas begründete Umstände, die den Ausblick in die Zukunft noch weiter verdüsterten. Der Handel Weichselaufwärts kam auch nach dem Olivaer Frieden nicht mehr recht in Fluß; das lag teils an der Erschöpfung des Hinterlandes, teils daran, daß die Länder Westeuropas mit fortschrittlichen Methoden der Produktion und Verarbeitung der Rohstoffe Polen überflügelten und sich von der polnischen Ausfuhr über Danzig immer mehr emanzipierten. So fiel z. B. die jährliche Getreideausfuhr auf ein Drittel herab. Die wirtschaftliche Lage hatte sich also für die Danziger Bevölkerung, die damals auf über 60 000 angewachsen war, ungemein verschärft; zu der außerordentlich hohen Steuerbelastung trat somit im ungünstigsten Augenblick ein erbitterter Existenzkampf innerhalb der Handelswelt. Eine zeigenössische Denkschrift Johann Kösters gibt uns tiefen Einblick in die Wirtschaftsnot jener Tage; er erkannte klar, daß die Gegenwart viel intensiver wie einst die glücklicheren Vorfahren in engste Fühlung mit den Produzenten des Hinterlandes kommen müsse, damit die stagnierende Wirtschaft wieder in Gang gebracht werden könne; für den jungen Danziger Kaufmann ergebe sich die gebieterische Notwendigkeit, eingehend die hochentwickelten Arbeitsmethoden der westlichen Handelsemporen zu studieren und sich vor allem die zum Handel mit fremden Völkern notwendigen Sprach-

kenntnisse zu erwerben. Damals bürgerte sich noch mehr wie zuvor der Brauch ein, die Söhne nach mehr oder minder abgeschlossener Schulbildung auf einige Zeit nach Polen zu schicken.

Die Unterdrückung der evangelischen Kirche in Polen war unter der Regierung Wladislaus' IV. (1632—48) zum Stillstand gekommen, doch wurde die Widerstandskraft der Evangelischen durch Uneinigkeit im eigenen Lager stark herabgemindert; während sich die Reformierten mit der böhmischen „Unität" eng verbanden, hielten die Lutherischen selbst angesichts der allen Glaubensverwandten in gleicher Weise drohenden Gefahren hartnäckig an ihrem Dogma fest. Ihre Unversöhnlichkeit war bei dem Thorner Religionsgespräch 1645 besonders kraß hervorgetreten. Dadurch wurde der katholischen Restauration, die mit dem Regierungsantritt des Jesuitenzöglings Johann Kasimir von neuem ihr Haupt erhob, das Vorgehen wesentlich erleichtert.

In Danzig hatten die erbitterten Kämpfe zwischen Reformierten und Lutheranern im Jahre 1631 mit einem vollen Sieg der lutherischen Demokratie geendet. Die Reformierten wurden auf die beiden Kirchen St. Petri und St. Elisabeth beschränkt und das Rektorat am Akademischen Gymnasium nach dem Tode des Reformierten Fabricius mit einem strenggläubigen Lutheraner besetzt; auch der Rat, der in seiner Mehrheit reformiert gewesen war, wurde einer rücksichtslosen Säuberung unterzogen.

Nach Verjagung der von Polen zugewanderten Sozinianer (1643), war um die Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf die katholische Minderheit die Glaubenseinheit im lutherischen Sinne erreicht. Dem Katholizismus gegenüber mußte sich das herrschende Luthertum darauf beschränken, für den Augenblick einen Zuwachs zu verhindern und von der Zukunft durch Werbung und Bekehrung allmähliche Aufsaugung durch die evangelische Kirche zu erhoffen.

Der französische Gesandschaftssekretär Charles Ogier, der 1635/36 längere Zeit in Danzig weilte, macht in seinem Tagebuch[38]) auch über Katholiken und polnischen Gottesdienst in katholischen Kirchen wertvolle Angaben. Er ist selbst frommer Katholik, doch ein durchaus unvoreingenommener und verläßlicher Berichterstatter. Wie ihm die Dominikaner berichten, zählten die Katholiken damals „an 7000"[39]). Wir haben oben bereits zu sehen Gelegenheit gehabt, daß gerade dieser Quelle gegenüber große Vorsicht am Platze ist; im besten Falle dürften damals unter den mehr als 60 000 Einwohnern 10 v. H. sich zum Katholizismus bekannt haben. Ein relatives Anwachsen der katholischen Minorität ist unverkennbar.

Ogier ging fast jeden Sonntag zur Kirche, meist zu den Dominikanern, die ihm besonders nahe standen. Nur hin und wieder macht er für uns brauchbare Angaben, überschauen wir jedoch das gesamte Material, so sehen wir, daß

[38]) Druck (Paris 1656): „Caroli Ogerii Ephemerides, sive Iter Danicum, Suecicum, Polonicum etc." 1. Hälfte übersetzt von G. Löschin: „Beitr. zur Danz. Gesch.", 2. Heft, S. 17 ff. Vgl. auch Strebitzki: Altpr. Mon.-Schr. 1879, S. 385 ff. 2. Hälfte, am 5. Febr. 1636 beginnend, im Brit. Mus.; Abschrift: D. B.: Ms. 1676. Vgl. K. Schottmüller: Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver., Heft 52, S. 198 ff.

[39]) Druck 1656, S. 260.

er beim katholischen Gottesdienst etwa ebenso oft die deutsche, wie die polnische Sprache erwähnt.

In St. Nikolai, so berichtet er zum 2. November, wird vor der Messe „zu einer und derselben Zeit eine deutsche und auch eine polnische Predigt gehalten, wovon ich die erstere mit angehört habe. Die Zuhörer singen sodann, jeder in seiner Sprache und zwar an gesonderten Orten, jedoch so, daß sie einander hören können[40]). Unter dem „gesonderten Ort" ist die Ursulakapelle zu verstehen, die einst an der Nordwestecke der Kirche nach der Junkergasse zu stand und 1813 beim Bombardement zerstört wurde[41]).

Auch am 24. Februar und 9. März hört er dort deutsche Predigten; am Ostersonntag (23. März 1636) wurde in der deutschen Kapelle deutsch gepredigt, abends in deutscher Sprache gebetet und gesungen, während im Hauptschiff Parallelgottesdienst in polnischer Sprache abgehalten wurden.

In der Karmeliterkirche liegen die Dinge insofern ähnlich, als auch dort das deutsche Element vordringt: Ogier hörte dort eine deutsche Sonntagnachmittagpredigt, während frühmorgens polnischer Gottesdienst stattfand. — Von anderer Seite erfahren wir, daß 1645 an Sonn- und Festtagen dreimal in deutscher und polnischer Sprache gepredigt wurde, in welcher Verteilung wird leider nicht gesagt[42]).

In der Birgittenkirche schließlich hatten sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts unter ausdrücklicher Billigung der oberen Kircheninstanzen die Jesuiten eingenistet. Alle Versuche, das Kloster in ein Jesuitenkolleg zu verwandeln[43]), waren aber an dem energischen Widerspruch des Rats, der das Patronat besaß, gescheitert. Mit umso größerer Zähigkeit setzten sie — zum großen Unwillen der Klosterinsassen — ihre Predigten fort. Anfangs bedienten sie sich neben der deutschen auch der polnischen Sprache[44]), während sie zur Zeit Ogiers anscheinend nur noch in deutscher Sprache predigten, denn er sagt: „In dieser Kirche wurden von zwei Jesuiten deutsche Predigten gehalten, und zwar von dem einen frühmorgens, von dem anderen nachmittags"[45]). Des weiteren hat es den Anschein, daß die Predigten allwöchentlich stattfanden, was um so bemerkenswerter ist, als erst 10 Jahre zuvor, anläßlich einer Visitation, der Rektor des Jesuitenkollegs in Altschottland gebeten worden war, jeden Monat Prediger ins Kloster zu schicken[46]). — Ogier nahm dort am Früh-

---

[40]) a. a. O., S. 46; er erwähnt ferner zum 1. November Beichte in polnischer, deutscher und lateinischer Sprache, S. 41.

[41]) J. N. Pawlowski: „St. Nicolai Pfarrkirche", Plan v. J. 1695. Sie wurde 1589 und 1606 vergrößert: G. Löschin a. a. O. II., S. 576.

[42]) D. B.: Ms. 1676, S. 15, 21, 33.

[43]) D. A. 300, 35, Nr. 814: Rechenschaftsbericht der Karmeliter an die römische Kongregation vom 29. April 1645.

[44]) D. A. 300, 74, Nr. 26, nach den Angaben des Rektors des Altschottländer Jesuitenkollegs Stanislaus Scytnicki (1641). Über das Altschottländer Jesuitenkolleg und die Vorgeschichte seiner Gründung vgl. Bidder: Zeitschr. des Westpr. Gesch.-Ver., 49, S. 284, 297 ff. — Nach Ogier wurde am Himmelsfahrtstag (1. Mai 1636) im Jesuitenkonvent in Altschottland vormittags 7 Uhr polnisch, 8 Uhr deutsch gepredigt. Bemerkenswert ist auch die Nachricht, daß der Abt von Oliva am Fronleichnamstag eine deutsche Predigt hält. D. B.: Ms. 1676, S. 51, 68.

[45]) G. Löschin: a. a. O., ebenda.

[46]) P. Simson: a. a. O. II., S. 425.

gottesdienst teil und schildert ihn folgendermaßen: nach Verlesung des Evangeliums und anschließender Predigt, in der heftig gegen Juden, Lutheraner und Kalvinisten losgezogen wurde, sang die Gemeinde zum Schluß ein Lied oder einen Psalm in deutscher Sprache; — während der Predigt wurden Almosen eingesammelt[47]). — Aus Ogiers Berichten ergibt sich also, daß um 1635/6 die deutsche Sprache im katholischen Gottesdienst Gleichberechtigung bereits errungen hatte, oder doch nicht mehr weit davon entfernt war.

Welche Fortschritte das deutsch-katholische Element gemacht hatte, zeigte sich wenig später bei der stärksten katholischen Gemeinde, der Dominikanerkirche: im Jahre 1642 erhält die Deutsch-Katholische Gemeinde" in der Ursulakapelle das Recht eigene Kirchenvorsteher zu wählen, gleichzeitig beschloß der Konvent, die deutsche Kapelle nach Niederreißung einiger baufälliger Häuser und einer Schmiede, die eine große Feuersgefahr darstellte, zu vergrößern; die Dominikaner verpflichteten sich weiter im Jahre 1648, dafür zu sorgen, daß „zweene deutsche und taugliche" Prediger angestellt würden. Der Bau kostete 6000, Inventar und Ausschmückung 4000 Gulden. — Es verstrich aber viel Zeit, bis sich endlich die Dominikaner zur Einlösung ihres Versprechens bequemten, denn noch 1655 und 1657 finden wir dort nur einen deutschen Prediger, und noch 1695 weist die deutsche Gemeinde den Rat neben anderem auch auf dieses noch nicht eingelöste Versprechen hin[50]). Der Rat hat ihnen offenbar doch noch zu ihrem Recht verholfen, denn kurz darauf tauchen in der Tat zwei deutsche Prediger auf[51]). — Der Germanisierungsprozeß machte im 18. Jahrhundert weitere Fortschritte; an der Dominikanerkirche — für die beiden anderen Klosterkirchen fehlen Belege — wird zu Anfang des Jahrhunderts an Sonn- und Festtagen dreimal in polnischer, zweimal in deutscher Sprache gepredigt[52]), während 1741 den beiden deutschen Predigern nur noch ein polnischer gegenübersteht.[53]).

Auch an den evangelischen Kirchen hatten sich inzwischen wichtige Änderungen vollzogen: Als nach dem Tode des reformierten Georg Pauli und der Ernennung Johann Maukisch's zum Rektor des Akad. Gymnasiums und Pastor die Trinitatiskirche endgültig von den Lutheranern in Besitz genommen war, trat 1651 auch für die Annenkapelle insofern eine folgenschwere Änderung ein, als die polnischen Prediger nunmehr im Hauptamt das zweite Diakonat bei der deutschen Gemeinde zu versehen hatten; Christoph Pambius war der erste, der dieses Doppelamt — das, wie sich später herausstellte, die Kraft eines Mannes überstieg — verwaltete[54]).

[47]) Über die bis in die Mitte des Jahrhunderts dauernden Zwistigkeiten zwischen den Jesuiten und Birgittinerinnen vgl. H. Freytag: Altpr. Mon. Schr. 26, S. 536 ff. — (D. A. 300, 74, Nr. 26.)

[50]) Eingabe der Deutsch-Kathol. Gemeinde an den Rat vom Jahre 1695, D. A. 300, 35, Nr. 757; dort auch Gegenschrift der Dominikaner (1697).

[51]) D. A. ebenda (undatiert, um 1700).

[52]) „Informatio realis . . . circa Statum Conventus Gedanensis St. Nicolai", D. A. 300, 35, Nr. 751, (1707).

[53]) Eingabe an den Rat vom 14. April 1741, D. A. ebenda.

[54]) Vgl. unten S. 117.

Außerdem finden wir zwischen 1626—1707 auch an der Petrikirche polnische Predigten, und zwar für die reformierten Polen. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts bestand ein sehr herzliches Verhältnis zwischen der Danziger reformierten Gemeinde und der großpolnischen Brüderkirche (Unität)[55]), die von 1626 bis 1648 eine Reihe polnischer Hilfsprediger, sogenannte „Adjunkten", an die Petrikirche entsandte: Albert Niclassius, bei dem bekanntlich Martin Opitz bis zu seinem Tode wohnte, sodann Erast, den Comenius anläßlich seiner Englandreise persönlich nach Danzig brachte, David Zugehör und schließlich Jan Makowski. — Dann übernahm anscheinend der ebenfalls der Unität entstammende Diakon und spätere Pastor Benjamin Ursinus (gestorben 1657) im Nebenamt die polnischen Predigten, da die Bitte um abermalige Überlassung eines polnischen Adjunkten von der Unität abgelehnt wurde[56]). — Die polnische Predigerstelle scheint dann nur noch zeitweise besetzt gewesen zu sein; genannt werden im Kirchenrezeßbuch Petrus Figulus (1664 bis 1666), Daniel Kaley (1671—76) und schließlich als endgültig letzter Johann Petrosolenus (1693—1707 †)[57]).

Von diesen drei Männern verdient Petrus Figulus (Jablonski) besondere Beachtung. Er war der Schwiegersohn des Comenius und weilte bereits seit etwa 1654 als Hofprediger der Reichsgräfin von Dönhoff auf Neugarten in Danzig; nach ihrem Tode 1657 wurde er von dem polnischen Kammerherrn v. Pröner mit dem reformierten Pfarramt auf dem unweit Danzig gelegenen Gute Nassenhuben betraut. Da aber zu jener Zeit schwedische Truppen die Umgegend unsicher machten, blieb er zunächst mit seiner Familie in Danzig und versah mit Einwilligung seines Patrons die polnischen Predigten an der Petrikirche, da nach dem Hinscheiden des Pastors Ursinus keiner der Geistlichen Polnisch beherrschte; alle 14 Tage ritt er jedoch hinaus nach Nassenhuben, um dort, mit dem lutherischen Amtsgenossen wechselnd, reformierten Gottesdienst abzuhalten. — Nach zweijährigem Aufenthalt bei Comenius in Amsterdam (1658—60) verwaltete er dann 6 Jahre lang das Nassenhubener Pfarramt; dort wurde ihm sein berühmter Sohn Daniel Ernst Jablonski, der spätere Berliner Hofprediger, geboren. Während der zwei letzten Jahre vor dem endgültigen Weggang nach Memel hat er offenbar wieder die polnischen Wochenpredigten an der Petrikirche mitverwaltet[58]).

Diese sogenannten polnischen „Adjunkten" waren lediglich auf Kollekten angewiesen und hatten nur Montags zu predigen; nur vorübergehend wurden sie auch zu Vertretungen bei der deutschen Hauptgemeinde herangezogen. — Alle weiteren Amtshandlungen waren ihnen jedoch von dem lutherisch gesinnten Rat — wie wir gleich sehen — streng untersagt.

---

[55]) Die Unität erhoffte damals noch einen Zusammenschluß mit den Danziger Reformierten, ähnlich wie er in Polen auf Betreiben des Schottländers John Dury (Duraeus) zustande gekommen war.

[56]) W. Pickerich: Zeitschr. des Westpr. Gesch.-Ver., 55, S. 127 ff.

[57]) D. A. 78[28], Nr. 98, S. 50, 51.

[58]) Hermann Dalton: „D. E. Jablonski", S. 17 f., 21 f. Etwa ein Jahrhundert später erblickte in demselben Pfarrhaus zu Nassenhuben der nicht minder berühmte Forscher und Weltumsegler Georg Forster das Licht der Welt.

Daß die polnischen „Montags-Predigten“ schließlich nur noch als Hilfsmaßnahme gegenüber landesflüchtigen Glaubensgenossen angesehen werden dürfen, ersieht man aus Eintragungen im Rezeßbuch der Kirchenvorsteher, wo es 1693 heißt „Deliberiret, wie man den Liebhabern der polnischen Sprache genügen könne und daß der Herr Petrus Solenus (Petrosolenus) Exul Poloniae (Polnischer Flüchtling) einmal die Wochen in solcher Sprache predigen möge“; und deutlicher drückt man sich bei dessen Tode aus: „Es wird also beschlossen, für itzo diese Vacanz nicht zu ersetzen zu suchen, weil es allezeit nur für die Exulibus gewesen wäre und die polnische Gemeinde auch bis dato sich nicht meldete, noch darum anhielt[59]).

Da sich Differenzen ergeben hatten, wurden die Kompetenzen der polnischen Prediger hinsichtlich der Taufe durch einen Ratschluß d. J. 1654 genau festgelegt: unter den „hie und da in den Kirchspielen wohnenden polnischen Leuten“ dürfen sie nur dann in den Häusern oder in der Kirche taufen, „wenn beide Eltern polnischer Zunge sind“. Da sich 40 Jahre später erneute Streitigkeiten ergaben, und zwar zwischen Hl. Geist und St. Johann, wurde ihnen auch dann die Taufe gestattet, wenn nur Einer der Eltern polnisch sprach; ebenso sollte es bei Trauungen gehalten werden[60]).

So sehen wir überall lebhafte Tätigkeit, Danzig als Bollwerk der evangelischen Kirche zu erhalten und weiter auszubauen, das den bedrängten Glaubensgenossen nicht nur sichere Zuflucht, sondern auch in dem eigenen Lande, so durch Versorgung mit religiöser Literatur polnischer Sprache, tatkräftige Hilfe leisten konnte[61]).

Selbstverständlich wandte der Rat auch dem Schulwesen wärmste Fürsorge zu. Auch in den Schulen war, abgesehen von der reformierten Petrischule, das Luthertum zur unbeschränkten Herrschaft durchgedrungen. Daß sich im Gelehrtenschulwesen der einseitige Humanismus Melanchthons überlebt hatte, war wie überall so auch in Danzig seit langem kein Geheimnis mehr: Umgestaltung des Lehrplans zu Gunsten der arg vernachlässigten Realien und modernen Sprachen wurde immer notwendiger. Noch dringlicher wurde die Frage einer umfassenden Schulreform nach Gründung eines Jesuitenkollegs in Altschottland, also ganz dicht vor den Toren der Stadt. Die Jesuiten waren damals mit manchen Einrichtungen ihrer „Studienordnung“ den Evangelischen entschieden voraus; ferner war dort neben Latein das Polnische die zweite Unterrichtssprache. Beides vereint begann sogar auf evangelische Kreise Danzigs eine gewisse Anziehungskraft auszuüben.

Nach langwierigen Verhandlungen wurde die Reform schließlich von dem aus Sachsen berufenen Rektor des Akademischen Gymnasiums Johann Maukisch durchgeführt. Sein „Kurzer Begriff“ vom Jahre 1653 trägt den For-

---

[59]) D. A. 78[28], Nr. 102, S. 9, 280. Schon als der oben erwähnte Ogier zufällig durch die Petrikirche kam, fiel ihm der sehr geringe Besuch der polnischen Predigt auf: „Auditorum penuria“. D. B.: Ms. 1676, S. 48.

[60]) Rezeßbuch der Hl. Geistkirche, D. A. 78[25], Nr. 464, (19. 6. 1654 und 13. 8. 1694), vgl. auch E. Schnaase „Gesch. der ev. Kirche Danzigs“, S. 71, 151 f. Neureglungen 1709, 1712, 1713, 1782, vgl. unten S. 117, 118.

[61]) E. Schnaase: „Zur polnischen Literatur“, S. 18 f. E. Oloff: „Polnische Liedergeschichte“, S. 312 ff.

derungen der Zeit vor allem in erhöhter Pflege der Muttersprache maßvoll Rechnung, legt aber auf die Erziehung der Jugend in streng lutherischem Glauben entscheidenden Nachdruck.

Zwei Jahre später führte Maukisch den bisherigen Rektor in Bütow Heinrich Gülich als polnischen Lehrer am Akademischen Gymnasium ein. Aus dem warm gehaltenen Einladungsprogramm vom 18. November 1655 „Wohlmeinende Erinnerung an die Löbliche Bürgerschaft in Danzig, daß die lieben Eltern ihre Kinder noch zu Hause alsobald und sie zuvor in derselben in Lesen und Schreiben wohl unterrichten lassen sollen, ehe sie in die Fremde geschickt werden" erfahren wir, daß Gülich die polnische, deutsche und lateinische Sprache beherrschte und täglich von 7—8 und 1—2 nicht nur Schülern des Gymnasiums und der anderen Schulen, sondern offenbar auch solchen, die sonst keine öffentliche Schule besuchten, Privatunterricht zu erteilen hatte: „Und einen jeglichen, der nur zu solcher Sprache Lust und Beliebung trägt (sollte er auch gleich Lateinisch und Griechisch nicht lernen wollen), soviel vergünstigt gleiche Informtion zu haben"; außerdem wurde ihm gestattet, auch außerhalb der angegebenen Zeit Privatunterricht zu erteilen[62]). Der Fortschritt gegenüber dem polnischen Unterricht einige Jahre zuvor ist demnach nicht erheblich!

Wir gehen nicht fehl mit der Annahme, daß der äußere Anstoß zur Wiedereinführung des polnischen Unterrichts von Seiten des Geistlichen Ministeriums gekommen ist; im Sommer 1654 hatte es nämlich beim Rat eine Denkschrift eingereicht: „Wie hochrühmlich und christlich ein Rat dieser weltberühmten Stadt Danzig mit Stiftung und Bestallung einer Polnischen öffentlichen Kirchenschule wird verfahren etc.;" die Anstellung eines polnischen Präzeptors (nicht etwa — wie man denken könnte — die Einrichtung einer polnischen Pfarrschule!), heißt es da, sei dringend geboten, um dem sehr notleidenden Gottesdienst der evangelisch-polnischen Gemeinde aufzuhelfen; das Beten und Singen sei z. Zt. sehr schlecht und „wenig vollstimmig, da kaum einer und der andere mit einstimmt, weil es die meisten in der Jugend nicht gelernt[63]), ferner könnten dann die Jungen den Alten zu Hause wieder vorsingen und vorbeten, was bei den armen albernen Leuten gar exuliert (gänzlich fehlt), die Bürger brauchten dann auch nicht mit vielen Unkosten ihre Kinder nach Polen zu schicken, um die Sprache zu lernen; aber zweckmäßig wäre es auch, wenn der polnische Schulmeister seine Schüler zur Kirche brächte und jeden Sonntag vor der Gemeinde eine Katechisation nach dem lutherischen Katechismus abhielte. Am bezeichnendsten lautet jedoch der 4. Punkt: „Weil das Bäbstische Volk mit den unsern oft unter einem Dach, ja in einer Ehe zusammenwohnet, wird solches auch durch Lesen, Beten und Singen unserer Kindlein bewogen werden, ihre Kinder auch in unsere Schule zu schicken, ja selber unseren Glauben von ihnen lernen ,und ihrer viel durch Gottes Gnade gewonnen werden."

---

[62]) D. B.: Od 17382.

[63]) D. A. 300, 42, Nr. 103; ohne Unterschrift. Möglich bleibt es allerdings, daß das Schreiben von den Vorstehern der Trinitatiskirche stammt.

Es ist auf dieses Schreiben näher eingegangen worden, weil es wiederum mit aller Deutlichkeit erkennen läßt, daß man sich bei Einrichtung von polnischem Gottesdienst und Unterricht in erster Linie von religiösen Gesichtspunkten leiten ließ. Durch stille Arbeit sollte für die evangelische Kirche, und damit für das Deutschtum geworben werden! Auch für Rektor Calov, den berühmten Wortführer der lutherischen Orthodoxie, der bereits acht Jahre zuvor (1646) für das Akademische Gymnasium polnischen Unterricht gefordert hatte, können kaum andere Motive als die angegebenen angenommen werden. Damals war die Forderung als „gefährlich und bedenklich" abgeschlagen worden, jetzt aber findet der Rat „die Aufrichtung einer polnischen Schule dieser Stadt sehr zuträglich, ja fast notwendig, commitieret dannenhero den Herren Scholarchen, darauf mit höchstem Bedacht zu sein, daß dergleichen, wo es sich am füglichsten schicken soll, möge bestellt werden, entweder zur Pfarr (Marienschule) oder in der St. Johannisschule." Wie wir schon gesehen haben, hat man sich schließlich doch dazu entschlossen, den Kursus am Akademischen Gymnasium einzurichten, während an der Marien- und Johannisschule polnischer Unterricht erst Jahrzehnte später vorübergehend auftaucht.

Das Jahresgehalt von nur 100 Reichstalern[64]), zuzüglich freier Wohnung, verweist Gülich unter die untersten „Kollegen", wie er ja auch stets „Präzeptor" oder „Schulmeister" genannt wird; der Professorentitel findet bei ihm niemals Anwendung. Im Jahre 1656 reichte er bei der Schulbehörde das Manuskript einer polnischen Übersetzung von Maukischs „Katechismus" ein; wahrscheinlich handelte es sich um eine der ersten katechetischen Schriften Maukischs[65]); nach Prüfung durch den polnischen Prediger Pambius und dessen Nachfolger Johann Hein[66]) war Druck auf Kosten des Gymnasiums in Aussicht genommen. Doch kurz darauf verließ Gülich die Stadt ohne Vorwissen des Rats; Beweggründe kennen wir nicht.

Zu Gülichs Nachfolger wurde noch im Herbst 1656 Jakob Prätorius berufen; er stammte aus Rhein in Ostpreußen, war also offenbar Masure; der oben schon genannte Christoph Pambius war in demselben masurischen Städtchen geboren, und da er bereits seit 14 Jahren in Danzig wirkte, hat er fraglos die Aufmerksamkeit der Behörde auf seinen Landsmann gelenkt.

Auch Prätorius hat lediglich in den unteren Klassen unterrichtet; offiziell zählte er zu den Lehrern der vierten, also zweituntersten Klasse des Gymnasiums, in der er vielleicht auch zum öffentlichen Lateinunterricht herangezogen wurde[67]). Über das dem polnischen Privatunterricht zu Grunde liegende Lehrbuch ist nichts bekannt, wie können daher auch nicht entscheiden, ob man an der altbewährten Gramatik Volckmars festhielt, oder aber schon damals zu dem dreisprachigen Donat des Masuren Christophorus Liebbruder, von dem

[64]) D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 37.

[65]) Gemeint ist wohl die 1655 erschienene „Katechismusprobe"; zu Grunde liegt der sogenannte „Danziger Katechismus" v. J. 1648. Vgl. E. Schnaase: „Gesch. d. ev. Kirche Danzig's", S. 222 ff.

[66]) Aus Arys in Ostpreußen gebürtig; an der Trinitatiskirche bezw. St. Anna 1653—1671.

[67]) D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 265.

weiter unten mehr zu sagen ist[68]), gegriffen hat. Auch Prätorius soll (1668) Maukischs „Katechismus" in deutscher und polnischer Sprache herausgegeben haben[69]); man sieht deutlich, für wie dringlich man die Herausgabe des lutherischen Katechismus in polnischer Sprache erachtete; wenn irgendwo, dann liegt hier die enge Verknüpfung von polnischem Unterricht und polnisch-evangelischem Gottesdienst klar zu Tage!

In den nächsten Jahren wurde von den sechs Pfarrschulen (Trivialschulen) vorübergehend an der Petrischule unter dem Rektor Wenzeslaus Gerson-Brosius, einem gebürtigen Böhmen (1659—84), polnischer Privatunterricht erteilt; im Vorwort seines recht dürftigen Leitfadens: „Fundamenta Linguae Polonicae etc." beklagt er sich über die mißgünstigen „Sykophanten", die ihn der Eitelkeit zeihen (dem gespreizten Latein nach zu urteilen sicher nicht zu Unrecht!) und seinen polnischen Privatkursus erbittert bekämpften[70]). 1673 wird ferner an der dreiklassigen, also kleinsten, Pfarrschule zu St. Barbara auf Langgarten vom untersten „Kollegen" nebenher auch Polnisch getrieben; wie im Lehrplan dieses Jahres zum Ausdruck kommt, diente dieser Unterricht insbesondere dazu, polnisch sprechende Pauperes (Armenschüler) zum richtigen Verständnis des evangelischen Katechismus anzuleiten; außerdem hatten sie Gebete und Evangelientexte in deutscher und polnischer Sprache auswendig zu lernen, um sie in den Bürgerhäusern aufzusagen; schließlich wurden ihnen noch die Anfangsgründe in polnisch Lesen und Schreiben beigebracht[71]).

Die Zahl der Winkelschulen war im Laufe des Jahrhunderts noch weiter gestiegen. Auch die Schulreform vom Jahre 1653 hatte diesem Übelstande nicht abzuhelfen vermocht. Als die Schülerzahl in den unteren Klassen der öffentlichen Schulen immer weiter sank, sah sich die Schulbehörde zu energischem Eingriff genötigt. Zunächst verschaffte sie sich einen Überblick über sämtliche z. Zt. bestehenden Winkelschulen: alle Winkellehrer der Recht- und Vorstadt wurden am 16. August 1663 vorgeladen[72]) und mußten genaue Angaben über ihre Person, Lehrstoff und Schülerzahl machen. Die Nichterschienenen wurden auf den 21. August bei 10 Taler Strafe und Entziehung der Lehrerlaubnis zum zweiten Mal geladen.

Insgesamt meldeten sich 33 Winkellehrer und -lehrerinnen. Nach Abzug von 120 Mädchen verbleiben 722 Schüler, von denen 105 oder etwa 15 v. H. neben dem Deutschen auch Polnisch, 15 oder 2 v. H. Latein und Polnisch und gar nur 12 oder 1½ v. H. ausschließlich Polnisch treiben[73]).

---

68) Vgl. unten S. 119, 120.

69) Andreas Schott: „Collectanea zur poln. Gelehrtengesch." D. B.: Ms. Uf 96, S. 78

70) Danzig 1664, bei Rhete (D. B.: Dm 1976). Über seine Donatausgabe vgl. unten S. 119.

71) D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 183, Nr. 213.

72) D. A. 300, 42, Nr. 104, vgl. W. Faber: „Zur Gesch. des Danz. Winkelschulwesens", (Mitt. des Westpreuß Gesch.-Ver. 1930, Nr. 2, S. 19 ff.).

73) Die Lehrer der ersten Gruppe (Martin Pietius und Martin Polentius aus Schlesien, Jakob Seydel aus Thorn, Martin Wagenknecht aus Christburg) sind evangelisch, die der zwei anderen katholisch (Mathias Waszinsky aus Polen, Abraham Otto Brotowsky litauischer Edelmann).

Für die Altstadt, die erst Ende 1663 revidiert wurde[74]), fehlt das Protokoll, doch erfahren wir aus einem nur wenig jüngeren Dokument[75]), daß dort 21 Winkelschulen mit schätzungsweise 450 Schülern vorhanden waren. Hier dürfte der Winkelunterricht das gleiche Bild wie in der Rechtstadt geboten haben. — Zieht man auch die 11—1200 Schüler der 7 höheren Lehranstalten (Akademisches Gymnasium und 6 Lateinische Kirchenschulen) heran, wo, wie gezeigt, der polnische Unterricht aus dem öffentlichen Lehrplan verbannt, ein kümmerliches Schattendasein führte, so reduzieren sich die oben errechneten Prozentsätze um gut ein Drittel.

In den folgenden Jahren wurden dann die Winkelschulen vermindert, auf den „Kurzen Begriff" und „Danziger Katechismus" verpflichtet und der Kontrolle der Schulrektoren ihres Kirchspiels unterstellt. Der Rat mußte in der Folge noch mehrmals eingreifen: so setzte er 1671 im Marienkirchspiel die Winkelschulen auf 10 herab; 7 lateinische Winkelschulen wurden aufgehoben, 2 polnische weiter geduldet, und zwar: 1. Jakob Kinner, 2. Caspar Meißner aus Thorn; deutsche und polnische Winkelschulen standen demnach auch hier ungefähr in dem oben für das Jahr 1663 festgestellten Verhältnis. Auch der Hauslehrerunterricht wurde eingeschränkt und scharfer Kontrolle unterworfen[76]).

---

[74]) Vgl. Acta des Coll. Schol., D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 121, 124.
[75]) Vgl. W. Faber: a. a. O., S. 20.
[76]) D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 147 f., Nr. 104, 197.

3. Kapitel.

König Johann III. Sobieski in Danzig 1677/78 und die Frage des polnischen Unterrichts.

Schon seit Ende der sechziger Jahre wurde die Stadt durch wachsende Gegensätze innerhalb der Bürgerschaft in Unruhe versetzt. Der Herd der Unzufriedenheit waren die „Gewerke“ oder Zünfte, die je länger je weniger mit dem Rat einverstanden waren und größeren Einfluß auf die Regierung verlangten.

Die Dinge begannen eine bedenkliche Entwicklung zu nehmen seit der Ernennung Ägidius Strauch's zum Rektor des Akademischen Gymnasiums und Prediger an der Trinitatiskirche (1669). Strauch war ein eifriger Anhänger der orthodox-lutherischen Richtung Calovs, mit dem er an der Universität Wittenberg lange Jahre zusammengewirkt hatte und gewann hier in Danzig durch seine volkstümlichen, mit drastischen Ausfällen gegen Katholiken und Polen gespickten Predigten die Menge, insbesondere aber die unzufriedenen Gewerke für sich. So kam gegenüber dem Rat, der in überlegener Diplomatie stets und überall unbeirrbare Zähigkeit und maßvolle Zurückhaltung zu vereinigen wußte, ein recht eigentümlicher Bund der kirchlichen, politischen und sozialen Opposition zusammen.

Als Strauch endlich 1675 die Stadt verließ[77]), wandten sich die Gewerke, ihres mächtigen Freundes beraubt, unter Führung des wortgewandten Schusters Christian Meyer unmittelbar an den polnischen König; auf dem Krönungsreichstag des Jahres 1675 standen sich die Parteien Auge in Auge gegenüber und boten vor aller Öffentlichkeit ein beschämendes Bild der Uneinigkeit.

Durch diesen unbedachten Schritt der Gewerke wurde nicht nur der Danziger Rat, sondern die ganze Stadt in eine nicht ungefährliche Lage versetzt, bot sich doch dem polnischen König die ersehnte Gelegenheit, in die inneren Verhältnisse Danzigs einzugreifen und seine königliche Autorität zu festigen. Johann Sobieski konnte bei diesem Handel nur gewinnen und versprach den Gewerken mit größter Bereitwilligkeit seine Unterstützung; April 1677 ließ er eine zweite Beschwerdeschrift der Gewerke[78]) dem Rat übermitteln, denn er beabsichtigte, die Streitigkeiten vor dem Königlichen Gericht in Danzig zu schlichten.

---

[77]) Vgl. Th. Hirsch: a. a. O., S. 34 ff. E. Schnaase: „Gesch. der ev. Kirche Danzigs“ S. 330 ff., F. Hirsch: „Der Große Kurfürst und Dr. Aeg. Strauch“ (Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver., 47, S. 120 ff.) und S. Goldmann: „Danziger Verfassungskämpfe“.

[78]) „Secunda citatio“, enthalten im „Decretum declarationum Regiarum“ vom 12. Februar 1678 (O. R. 1678, D. A. 300, X., Nr. 43).

Kurz nach seinem Eintreffen in Danzig, August 1677, überreichten ihm die Gewerke eine weitere Klageschrift[79]) mit nicht weniger als 32 Beschwerdepunkten. Schon von anderer Seite wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß beide Eingaben deutlich die Zeichen der Überarbeitung in der Königlichen Kanzlei zur Schau trugen[80]): wie wäre es sonst auch denkbar, daß die ausschließlich deutschen und, wie oben gezeigt, radikal lutherischen Gewerke in der zweiten Beschwerde ein „Polnisches Gymnasium", in der dritten zwar nur noch einen polnischen Schulmeister verlangten[81]), im 31. Punkt jedoch mit beweglichen Worten den Raub sämtlicher Kirchen und Pfarrschulen durch die Evangelischen beklagten und für völlige Gleichberechtigung der Katholiken eintraten? Mit großem Geschick verstanden es eben die jesuitischen Ratgeber des Königs, den inneren Zwist auszunützen und spezifisch katholische Belange, die in der Auslieferung der Marienkirche gipfelten, in den Vordergrund zu schieben.

Daß man Danzigerseits die geheimen Zusammenhänge durchschaute, findet in der Bemerkung der Dritten Ordnung, „man solle die Parteiführer der Gewerke, da sie des Lateinischen unkundig, doch erst einmal genau mit dem Inhalt der Petition bekannt machen", eindeutigen Ausdruck. Es ist hier nicht die Aufgabe, in allen Phasen darzulegen, mit welcher Gewandtheit der Rat die Gewerke zu isolieren und, nach Auszahlung eines sehr bedeutenden Gratials an den polnischen König, schließlich doch zu einem einigermaßen befriedigenden Endergebnis gelangte.

Wohl aber verdienen die langwierigen Verhandlungen der drei Ordnungen über die Erweiterung des polnischen Unterrichts in unserem Zusammenhang eingehende Betrachtung. Zunächst sprachen die Ordnungen ihre Entrüstung über die Gewerke aus, „daß sie im Namen der ganzen Kommune solch ein einem jeden getreuen Patrioten dieser Stadt unverantwortliches Beginnen und Attentatum vorzunehmen sich nicht gescheuet[82])". In seiner Propositio erklärte sich der Rat (als Erste Ordnung) zu gewissen Zugeständnissen bereit; u. a. heißt es da: „Die polnische Sprache wird im Gymnasium von dem dazu bestellten polnischen Schulmeister gelehret; sollte es an selbigem nicht genug sein, oder auch an dessen Stelle ein besser Subjektum angetroffen werden können, kann hier ein remedium (Besserung) geschaffen werden[83]). Hiermit gibt sich die Dritte Ordnung zufrieden, nur das Breitequartier geht mit dem Antrag, neben dem Akademischen Gymnasium auch in der Marienschule einen polnischen Schulmeister anzustellen, über die Propositio des Rats hinaus[84]). Einige Wochen später tritt die Dritte Ordnung — etwas weiter wie bisher gehend — dafür ein, „daß ein magistermäßiger Mann, so nicht allein die Jugend die Principia (Anfangsgründe) der polnischen Sprache beizu-

---

[79]) O. R. 10. August 1677. Am gleichen Tage verlangten die Katholiken in einer Petition die Einrichtung eines Jesuitenkollegs in Danzig mit Vorlesungen der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medizin. O. R. 10. August 1677.

[80]) S. Goldmann, a. a. O., S. 61.

[81]) Anscheinend genügte die Tätigkeit des Jakob Praetorius am Akad. Gymnasium nicht mehr.

[82]) O. R. (= Ordnungsrezesse), 14. August 1677.

[83]) O. R., 18. Oktober 1677.

[84]) O. R., 20. Oktober 1677.

bringen, sondern dieselbe völlig zu perfektionieren capabel anhero ins Gymnasium berufen, wie auch eine oder die andere Schule mit dergleichen tüchtigen Schulmeistern versehen werde". Das Breitequartier wünscht nunmehr die Anstellung eines zweiten polnischen Lehrers, und zwar an der Katharinenschule in der Altstadt[85]). Kurz darauf stimmt auch das Koggenquartier dem Breitequartier zu, gleichzeitig bitten beide Quartiere, „daß die St. Petrischule, wie vorhin gewesen, mit zween Collegen lutherischer Religion möge besetzt werden, damit die Jugend in Catechismo und lutherischer Religion wohl informieret werden könnte[86])", — ein schlagender Beweis dafür, wie sehr den Gewerken nach wie vor das Wohl der lutherischen Kirche am Herzen lag[87]).

Der Rat ließ jedoch die Sache geflissentlich in der Schwebe und gewann inzwischen die Dritte Ordnung dadurch für sich, daß er ihr um die Jahreswende bei Anstellung der Pfarrer und Lehrer Mitbestimmung einräumte und die oberste Schulaufsichtsbehörde („Collegium Scholarchale") in demokratischem Sinne umgestaltete[88]). Als man trotzdem auf einer sofortigen Entscheidung beharren wollte, bat er „auf einen deutlichen Schluß wegen der Schulen . . . anitzo nicht zu urgiren (bestehen) über obgedachter Inhibition wegen, die leicht indignationem Principis (königlichen Unwillen) nach sich ziehen möchte[89])". Inzwischen hatte man sich nämlich über Abtretung eines Grundstückes in der Hl. Geistgasse zur Errichtung eines katholischen Gotteshauses geeinigt, ferner war das Interesse des polnischen Königs nach Auszahlung des Gratials stark herabgemindert[90]).

Kurz vor seiner Abreise faßte der König das Endurteil in dem feierlichen „Decretum Declarationum Regiarum" zusammen, das am 12. Februar 1678 veröffentlicht wurde. Dies Dekret enthält mehrere für die Folgezeit wichtige Neuerungen, läßt aber andere Fragen unentschieden und geht manchen unbequemen Beschwerdepunkten der Gewerke vorsichtig aus dem Wege. Hinsichtlich Ausgestaltung des polnischen Unterrichts z. B. vermeidet es bemerkenswerterweise formulierte Forderungen[91])!

So hatte der Rat durch meisterhafte Diplomatie, durch Hinzögern und Ausweichen, durch kluges Teilen gegnerischer Kräfte auch in dieser Frage maßlos übersteigerte, das Deutschtum und Luthertum Danzigs bedrohende Beschlüsse hintan zu halten verstanden. Weiter unten werden wir sehen, daß er dennoch den tatsächlich vorliegenden Bedürfnissen, wie sie sich vor allem aus der Wirtschaftslage ergaben, entgegenzukommen verstand.

Im Juni ging man zunächst an die Anstellung eines „Professors Linguae Polonicae" am Akademischen Gymnasium. Johann III. hatte am 6. März 1678 noch auf der Rückreise von Marienburg aus dem Rat seinen Sekretär

85) O. R., 16. Dezember 1677.
86) O. R., 16. Dezember 1677.
87) Vgl. hierzu: P. Simson: „Gesch. d. Petrischule" I, S. 48 f.
88) Th. Hirsch, a. a. O., S. 46, G. Lengnich: „Jus publ. civitatis Gedanensis", S. 477 f.
89) Propositio des Rats: O. R. 4. Januar 1678.
90) Über die sogenannte „Königliche Kapelle" vgl. unten S. 120.
91) S. Goldmann: a. a. O., S. 68.

Adam Styla warm empfohlen als einen Mann, der abgesehen von Polnisch, vorzüglich Lateinisch, Französisch, Spanisch, Italienisch und Deutsch (Deutsch wird sehr bezeichnend zuletzt genannt!) beherrsche; in einem langen, lateinisch geschriebenen Empfehlungsschreiben setzt er weiter auseinander, daß Styla am Gymnasium Polnisch und andere Sprachen unterrichten und dadurch den Danziger Bürgern manche Ausgaben bei der Erziehung ihrer Söhne ersparen könne[92]). Es zeugt für die Stärke der Danziger Position, daß diese Empfehlung eines Königs abgelehnt werden und das Collegium Scholarchale beschließen konnte: „Dieweil sowohl ex Decreto Regio als auch Schluß aller Ordnungen vor gut angesehen worden, daß im Gymnasio ein Professor Linguae Polonicae sein möge, aber die allhier zu Stelle seienden Kinnerus und Styla sich angegeben, dieselben aber dem Collegio Scholarchali aus erheblichen Ursachen (sie werden wohl katholisch gewesen sein!) nicht angestanden, also ist dem Herrn Protoscholarchen committieret worden, daß er mit M. Schelvigio ferner rede, damit derselbe durch Schreiben nach Thorn sich bemühen möge, ob von daselbst eine solche Person könnte erhalten werden, da dann auch ins künftige von seinem Salario (Gehalt) wird geredet werden[93])".

Schließlich wird Johann Stephani, der sich ebenfalls gemeldet hatte, berufen. Stephani Laganowski von Silnice, polnischer Edelmann, war 1625 geboren und im katholischen Glauben erzogen; nachdem er in polnischen Cisterzienserklöstern bis zum Abt aufgestiegen war, trat er 1666 in Königsberg zum evangelischen Glauben über; er verwaltete dann das Pfarramt in Passenheim (Masuren), mußte aber vor den Nachstellungen der Katholiken bald das Feld räumen. Nach längerem Wanderleben bekleidete er schließlich drei Jahre lang das Amt eines Hauslehrers bei der pommerschen Familie v. Puttkammer, von wo er sich um die Danziger Stelle bewarb[94]).

Auch bei Stephanis Berufung standen die Belange des Luthertums im Vordergrunde, wie aus der einleitenden Begründung anläßlich seiner Berufung hervorgeht: „Weil auch die Ordnungen schlüssig geworden sind, daß in Ansehen periculi Religionis, so die hiesige Jugend in Polen bei Erlernung dortiger Sprache läuft . . . ein erfahrener polnischer Praeceptor an hiesiges Gymnasium berufen werden möchte." Außerdem erhielt er den Auftrag, den polnischen Prediger an St. Anna bei Krankheit und sonstigen Abhaltungen zu vertreten[95]).

Doch obwohl er in Prima und Sekunda unterrichtete, konnte man sich nicht dazu entschließen, ihn in das Professorenkollegium aufzunehmen, schlug vielmehr einen Mittelweg ein und verlieh ihm lediglich den Titel eines

---

[92]) D. A. 300, 53, Nr. 489. In der Danziger Bibliothek ist von Styla eine „Gramatica Polono—Italica" erhalten. (Dm 1990).

[93]) 30. Juni 1678, D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 339. Der betr. Ratsschluß ließ sich nicht mehr auffinden. Kinner wurde schon 1671 als Winkellehrer genannt; wahrscheinlich war er der Sohn Cyprian Kinners, Mitarbeiters des Comenius. Samuel Schelwig, 1613—55 Professor der Philosophie am Akad. Gymnasium; später Rektor.

[94]) E. Prätorius: a. a. O., S. 138.

[95]) In Danzig war stets außerordentlicher Mangel an polnisch sprechenden Predigtamtskandidaten.

„Lectors linguae Polonicae am Gymnasium"[96]), und diese Amtsbezeichnung ist in der Folge bis ins 19. Jahrhundert geblieben.

Dieser äußeren Minderachtung entsprach die Besoldung; mit 300 Gulden stellte er sich ebenso schlecht wie der letzte Kollege an der untersten Gymnasialklasse[97]); die Professoren bezogen ein vier- bis fünfmal so hohes Gehalt, und selbst der Mathematikprofessor Büthner, der doch im Hauptamt das Rektorat der Johannisschule bekleidete, stellte sich noch besser als er. Allerdings rechnete man mit namhaften Bezügen aus dem polnischen Privatunterricht; die Einnahmequelle floß jedoch recht spärlich — daher auch die vielen Eingaben, in denen Stephani um Linderung seiner großen Notlage bittet[98]). Auch beruflich wird er wenig Freude erlebt haben: er hatte in Prima und Sekunda täglich von 11—12 zu unterrichten, beschwerte sich aber bald, daß die Stunde sehr unbequem liege und sich daher nur sehr wenige Schüler einfänden[99]).

Nach dem Tode des Prätorius im Jahre 1679 wurde die von früher her bestehende polnische Schulmeisterstelle der unteren Klassen eingezogen und die Schüler an Stephani verwiesen, d. h. „wenn sich Knaben quartae classis sich finden sollten, die da Lust hätten zur polnischen Sprache"; kurz darauf wird ihm auf seine Bitte der polnische Privatunterricht auch in den unteren Klassen übertragen und das Gehalt um 12 Reichstaler erhöht[100]). Nunmehr hatte Stephani täglich in sämtlichen Klassen des Akademischen Gymnasiums 2 Stunden Polnisch zu treiben, und zwar von 7—8 und 1—2 Uhr. Das Interesse in der Schüler- und Elternschaft war jedoch nach wie vor auffallend gering; wegen geringer Schülerzahl wird ihm 1682 Befreiung vom Hauszins zugebilligt[101]), und um ihm die Klasse zu füllen, verbot man die polnischen Winkelschulen in der Nähe des Gymnasiums, „durch die merklich Abbruch geschehen". 1690 bittet er um Aufnahme in das Hl. Geisthospital, wo er 1694 völlig mittellos starb[102]).

Von der erträumten Höhe eines polnischen Professors war er langsam zu einem armseligen Schulmeister herabgesunken, der vor seinem Vorgänger den Lektortitel und den Privatunterricht einiger Primaner und Sekundaner voraushatte. Das Akademische Gymnasium hatte jetzt nur einen Lehrer des Polnischen, nachdem die Doppelbesetzung kaum länger als ein Jahr gedauert hatte.

---

[96]) D. A. ebenda, S. 244, 6. Oktober 1678.
[97]) Vgl. z. B. Gehaltsübersicht v. J. 1671, D. A. 300, 42, Nr. 156.
[98]) D. A. 300, 42, Nr. 129, 157, (1682, 1683, 1691, 1692).
[99]) D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 269.
[100]) D. A. ebenda und 300, 42, Nr. 129, 166.
[101]) D. A. 300, 42, Nr. 157.
[102]) In der Danziger Bibliothek sind mehrere Gelegenheitsschriften Stephanis vorhanden, darunter 5 Einladungsprogramme.

4. Kapitel.

Die Pfarrschulen. – Neuordnung des polnischen Lektorats und die St. Annen-Gemeinde 1709. – Schulreform 1765/66.

Dem Verlangen der Dritten Ordnung entsprechend, richtete das Collegium Scholarchale seit 1678 auch **in den Pfarrschulen polnischen Unterricht** ein. Zunächst, noch 1678, an der Katharinenschule; ein eingehender Lehrplan dieses Jahres liegt vor[103]). Die Schule bestand damals aus 5 Klassen: der Kollege der 3. Klasse — heißt es im Übersichtsplan — treibt neben Latein auch Polnisch: „also hat er auf Einraten Rectoris, weil auch ohnedem schon unterschiedliche Knaben sich bei uns befinden, die in derselben Sprache schon etliche principia (Anfangsgründe) sonst gefaßt, und den Eltern der Kinder gedachte Sprache gar nicht unangenehm oder zuwider, nach kurzer Anleitung zum polnischen Lesen und Declinieren, die Knaben auch das Polnische lernen zu lassen, einen Anfang gemacht". Da im Lateinunterricht die Donatausgabe des Rhenius ausdrücklich genannt wird, ist es sehr wahrscheinlich, daß man in dieser Klasse den bereits erwähnten Rhenius mit der polnischen Version des Liebbruder verwandte, also für Latein und Polnisch nur ein Lehrbuch benötigte[104]).

Auch in der Marienschule wird in der untersten Klasse ein polnischer Sprachkursus eingerichtet, und zwar unter Leitung des Glöckners, der dafür jährlich 100 Gulden erhielt. Da man aber mit ihm schlechte Erfahrungen machte, wurde der Protoscholarch gebeten, „auf bequeme Subjekta, aus welchen einer wiederum dazu könnte befördert werden, bedacht zu sein"[105]); die Angelegenheit scheint jedoch im Sande verlaufen zu sein.

Seit dem Jahre 1679 gab sich schließlich der Rektor der Johannisschule Friedrich Büthner, sichtlich auf Weisung von oben, alle Mühe, an seiner Schule Polnisch einzuführen; u. a. kaufte er bereits fünf Exemplare des Volckmar'schen Lehrbuches, scheiterte aber an dem passiven Widerstand seines Armenlehrers, des Kandidaten der Theologie Koncewitz Kotzer, mit dem er ohnedies in sehr gespanntem Verhältnis stand[106]). Bei allen drei Pfarrschulen geschieht dann in der Folge nie mehr des Polnischen Erwähnung; es ist wohl überall bei diesem einmaligen Versuch geblieben.

---

[103]) D. A. 300, 42, Nr. 208, vgl. auch W. Faber: „Gesch. der Johannisschule in Danzig", S. 54 f.

[104]) Vgl. unten S. 119, 120.

[105]) D. A. 300, 42, Nr. 129, 18. September 1680.

[106]) D. A. 300, 42, Nr. 200, vgl. W. Faber: a. a. O., S. 64 f. Vielleicht fühlte sich Kotzer deswegen gekränkt, weil man nicht zu seinem eigenen Lehrbuch „Aperta Janua Polonicae linguae" (1668, D. B.: Dm 1982) gegriffen hatte.

Verheißungsvoller schien der Anlauf zu sein, den man etwas später an der Bartholomäischule nahm: Der Kollege Bartholomäus Dirksen unterrichte um das Jahr 1690 Polnisch nach einem von ihm eingeführten „Methodo informandi"; es wurde ihm jedoch kein eigener Raum zur Verfügung gestellt, was natürlich zu Unzuträglichkeiten führen mußte, da die „Schüler gewohnt waren, frei und ungehindert miteinander polnisch zu reden", außerdem die Frequenz viel zu hoch war, „denn es ersuchen mich noch täglich unterschiedene vornehme Bürger, um ihre Söhne den ganzen Tag über sowohl publice als auch privatim in meine Information zu bringen". Dirksen verlegte daher seinen polnischen Kursus in seine eigene Wohnung, wo er von 10—12 und 4—6 Privatunterricht erteilte; da er aber „Leute von 17—19 Jahren unter die Kleinen stecken mußte" und Schüler nicht nur aus der Altstadt, sondern auch aus der Recht- und Vorstadt hatte, erbittet er vom Rat einen zweiten Raum, damit auch die vornehmen Bürger ihre Söhne nicht mehr nach Polen „oder bei den Jesuiten zu schicken" brauchten[107]).

Sein Amt war nicht leicht, mußte er doch neben dieser vierstündigen Privatarbeit noch die unterste Klasse mit 60 Schülern deutsch und die ganze Schule wöchentlich 10 Stunden im polnisch Schreiben und Lesen unterrichten! Man wird sich heute verwundert fragen, wie ein Mensch all' das zusammen leisten konnte; viel wird dabei weder nach der deutschen, noch nach der polnischen Seite herausgekommen sein. Ob sein Antrag auf Bereitstellung eines besonderen Gemaches in der Schule, „worin nichts anderes als die polnische Sprache, Rechnen und Buchhalten zu traktieren wäre", genehmigt wurde, wissen wir nicht.

Offenbar hat demnach der Rat nach dem Fehlschlag der Versuche in anderen Kirchspielen, nunmehr an der Bartholomäikirche weiter experimentiert, da hier zufällig ein polnisch sprechender Lehrer vorhanden war, denn an solchen herrschte stets großer Mangel. So nur erklärt es sich, daß das Schülermaterial aus allen Stadtteilen stammt, daß ferner Dirksen sagen kann, daß seine „Vorgänger von dieser doppelten Arbeit nichts gewußt" hätten. Als beachtenswert ist ferner aus den beiden Schreiben Dirksens herausgehoben, daß in gewissen Kreisen des besseren Bürgerstandes ein Bedürfnis nach Rechnen und Buchführung in polnischer Sprache vorhanden war, ferner, daß das Altschottländer Jesuitenkolleg seine Anziehungskraft immer noch nicht eingebüßt hatte. Genau betrachtet, war aber Dirksen nicht viel mehr als jeder beliebige Winkellehrer, der seinen polnischen Privatzirkel als Haupteinnahmequelle rührig ausbaute. An der Bartholomäischule wurde das Polnische nach Dirksens Tode erst 1772, also fast 100 Jahre später, wieder neu eingeführt[108]).

Nur in der Barbaraschule hatten wir schon 1673, also schon vor 1678, polnischen Unterricht, allerdings in sehr beschränktem Maße, festgestellt[109]). Unter dem Rektorat Martin Lademanns (seit 1693), eines katholischen Konvertiten, wird nun auch in den zwei anderen Klassen, zusammen mit Latein,

[107]) D. A. 300, 42, Nr. 200.
[108]) D. A. 300, 42, Nr. 211, vgl. unten S. 123.
[109]) Vgl. oben S. 107.

täglich eine Stunde Polnisch getrieben. Im Gegensatz zu den übrigen Pfarrschulen scheint sich hier das Polnische dauernd gehalten zu haben, denn noch im Jahre 1765, bei der Revision sämtlicher Schulen durch eine Ratskommission, findet sich ein Überrest vor[110]).

Mit dem erst 1678 neu eingerichteten *Lektorat* polnischer Sprache ging es immer weiter bergab. Nachdem Stephani im Hl. Geisthospital untergebracht worden war, wurde am 22. Februar 1691 Johann Karl von Jascenica Woyna zum „*Praezeptor*" — wohl gemerkt nicht „Lektor" — der polnischen Sprache berufen. Hatte sein Vorgänger noch zu den Kollegen der 4. Klasse gezählt und mit 300 Gulden Gehalt nur sehr knapp auskommen können, so rangiert er unter den Lehrern der 5. Klasse, dicht vor dem Schreiblehrer, und muß sich mit nur 200 Gulden begnügen; außerdem mußte er in der 5. Klasse täglich von 8—9 Latein unterrichten, während ihm für den polnischen Privatunterricht die recht unbequemen Stunden 7—8 und 12—1 Uhr zur Verfügung standen[111]). Woyna gab zwei ziemlich umfangreiche Lehrbücher heraus: „Der kleine Lustgarten, worin gerade Gänge zur polnischen Sprache angewiesen werden etc." und eine „Compendiosa Linguae Polonicae institutio". Im Vorwort zum „Lustgarten" behauptet er, der Liebhaber der polnischen Sprache brauche nunmehr dieser schwierigen Grammatik gegenüber nur wie ein Pelikan Mund, Augen, Ohren und Gemüt aufzutun[112]).

Nach seinem Tode im Jahr 1693 folgten Johann Weber († 1694) und Daniel Scheller (bis 1696), darauf Petrus Michael, der ebenfalls eine polnische Grammatik „Der richtige Wegweiser[113])" herausgab; mit Scheller scheint die Behörde keine guten Erfahrungen gemacht zu haben, denn bei der Anstellung Michaels bemerkt sie eindeutig: „Mit dieser Admonition, dafern er sich nicht der Gebühr nach verhalten würde, ein Collegium Scholarchale an ihn nicht verbunden sein wolle[114])"; über seine Amtsführung wissen wir jedoch nichts.

So hatte der Rat sich ehrlich bemüht, den von verschiedenen Seiten geäußerten Wünschen gerecht zu werden; das Fiasko an den Pfarrschulen und der immer mehr hervortretende Zerfall des Lektorats am Akademischen Gymnasium zeigten jedoch mit aller Deutlichkeit, daß in Wirklichkeit das Bedürfnis nach polnischem Unterricht viel geringer war, als man angenommen hatte, vor allem bei denen, die *zugleich* auf gehobene *Allgemein*bildung irgendwelches Gewicht legten.

Im Jahre 1680 hatte das Geistliche Ministerium dem Rat einen Entwurf einer *Agende* vorgelegt, die der Ungleichheit in den einzelnen Kirchen —

---

110) D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 437, Nr. 212. Über Lademann vgl. E. Prätorius: a. a. O., S. 193.

111) D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 374, 383.

112) Der „Kleine Lustgarten" erschien 1693: in der Danziger Bibliothek 3 Neuauflagen bis 1791 vorhanden, Dm 2007 f. Die Sammlung besteht aus 17 Gesprächen, denen ein Briefsteller beigefügt ist. Die „Compendiosa Institutio" erschien 1690, D. B.: Dm 2004, bei Rhete; im Vorwort tadelt er an den Lehrbüchern Volckmars und Kotzers zu große Kürze und Dunkelheit.

113) H. Estreicher: a. a. O., Bd. 22, S. 334, erschienen in Thorn; vgl. auch G. Löschin: „Gesch. Danzigs" II., S. 79.

114) D. A. 300, 42, Nr. 94, S. 463.

gab es doch allein im Kirchengebet 45 Varianten! — ein Ende machen und die Geistlichen auf die gleiche Liturgie verpflichten sollte; der Rat hatte jedoch abgelehnt, da er bei einer solch' einschneidenden Änderung eine Einmischung von Seiten des polnischen Königs und der Jesuiten fürchtete[115]).

1708 wurde schließlich nach langem Hin und Her die „Ratsordnung betr. Einrichtung der geistlichen Amtsgeschäfte und Kirchengebete bei der evangelisch-lutherischen Gemeine der Stadt Danzig" veröffentlicht. Der polnische Prediger an St. Anna Pesarovius und der deutsch-polnische Prediger am Hl. Geisthospital Moneta — der letztere hatte übrigens zur Kommission gehört — versprachen, eine polnische Übersetzung zu liefern; die gewünschten Katechisationen, denen die Agende größten Wert beilegte, könnten sie aber erst nach Schaffung einer polnischen Schule in die Wege leiten[116]). Die polnische Agende ist sechs Jahre später erschienen.

Dem Verlangen nach einer polnischen Schule kam der Rat bereitwillig insofern entgegen, als er schon 1709 an St. Anna eine einschneidende Änderung vollzog: der derzeitige polnische Prediger Albert Pomian Pesarovius hatte wiederholt darauf hingewiesen, daß sich die Regelung des Jahres 1651 nicht bewährt habe; seit Vereinigung des polnischen Predigtamts mit dem zweiten deutschen Diakonat an der Trinitatiskirche sei nämlich die polnische Gemeinde gegenüber der deutschen arg ins Hintertreffen geraten; Predigten müßten oft ausfallen, Gottesdienste gekürzt werden, Kranke könnten nur selten oder garnicht besucht werden u. s. w., was alles Religionswechsel, d. h. Übertritt zum Katholizismus befördere: „Die Knechte und Mägde laufen, wenn sie auf Befehl der Herrschaft in die Kirche kommen und die Predigt anders als in der polnischen Sprache gehandelt hören, in eine andere Kirche, so unserer Lehre nicht zugetan und sprechen: auch da wird ebensowohl Gottes Wort wie bei uns gepredigt, und also durch die Gelegenheit sind schon viele abtrünnig geworden; im Gegenteil aber stünde zu hoffen, wenn der polnische Prediger öfter und gemeinsamer mit den Seinigen in seiner Kirche umzugehen, mehr Zeit hätte, daß hierdurch andere bäbstischer Seite möchten gewonnen werden"[117]).

Ehe es zu dem wichtigen Ratsschluß vom 26. August 1709 kam, starb Pesavorius an der Pest, und an seine Stelle wurde Andreas Waschetta berufen; in Lessen bei Graudenz geboren, war er in Stargard Rektor, seit 1705 Pfarrer in Rambeltsch gewesen[118]). Der Ratsschluß hat folgenden Wortlaut: „Auf geschehenen Vortrag des Herr Präsidenten, wie des H. Andreas Waschetta, Prediger zu Rambeltsch, sowohl wegen der Taufen und Trauungen, als derer Lectionum im Gymnasio sich zu verhalten haben möchte, hat ein Rat befunden, daß derselbe das Taufen und Trauen insgemein in polnischer

115) E. Schnaase: a. a. O., S. 130 f., 139.
116) Ebenda, S. 141.
117) D. A. 78^{14}, Nr. 35, S. 71 f.: „Rationes, warumb daß ein besonderer polnischer Prediger anzunehmen sein gewesen", vgl. O. R. vom 5. und 30. April, 14. Juni und 15. Juli 1709. 1706 predigte sogar ein Laie, was peinliches Aufsehen erregte: D. A., ebenda, S. 67.
118) E. Prätorius: a. a. O., S. 167, E. Oloff: a. a. O., S. 191,

Sprache verrichten, wenn aber entweder einige Gevattern oder einer der angehenden Eheleute der polnischen Sprache nicht kundig, die vornehmsten Stücke erstlich in polnisch und darauf auch in deutscher Sprache ablesen, im Gymnasio aber wöchentlich etwa zwei Stunden in Secunda und vier Stunden der Jugend ex Tertia, Quarta et Quinta coniunctim in der polnischen Sprache unterrichten und falls im Anfange in Secunda Classe es an Auditoribus fehlen sollte, in inferioribus Classibus lesen werden, bis aus selbigen einige, die daselbst seiner Information genossen, ad Secundam classem translociret (versetzt) sein werden"[119]).

Mit dieser Verfügung wurde das Lektorat im vollen Umfange des Jahres 1678 wiederhergestellt; die Lektoren wurden aus ihrer vorübergehenden Erniedrigung wieder herausgehoben und den Lehrern der 2. Klasse zugeteilt, also dem Rang nach den Professoren näher gerückt! Allerdings stand der Unterricht in der Sekunda vorderhand noch auf dem Papier, aber wie wir aus einer späteren Bemerkung schließen können, verstand es Waschetta, ebenso wie sein Nachfolger, den polnischen Unterricht in Schwung zu bringen und die Zahl der Privatschüler ständig zu erhöhen[120]).

Da erneut Schwierigkeiten zu Tage traten, wurden die Amtsbefugnisse der polnischen Prediger 1712 und 1713 durch weitere Ratsschlüsse präzisiert und für Taufen und Trauungen eingehende Ausführungsbestimmungen erlassen[121]). Auch über den Rang des polnischen Predigers an St. Anna konnte man sich lange nicht einigen, bis schließlich 1722 endgültig entschieden wurde, daß er bei privaten Aufzügen unmittelbar hinter den Professoren des Gymnasiums, also von den übrigen Geistlichen, die überall den Vortritt hatten, weit getrennt, zu gehen habe; unter den Danziger Predigern war er „der Reihe nach der letzte"[122]).

Es gab immer noch zwei evangelisch-polnische Prediger in Danzig; während die Prediger der Hl. Geistkirche auf das Hospital und den Hl. Geisthof beschränkt blieben[123]), hatten die Prediger an St. Anna alle übrigen polnisch sprechenden Evangelischen in der gesamten Stadt sowohl wie in der Umgegend zu versorgen, ohne daß diese aber eine eigene Gemeinde bildeten. Sie hatten den besonderen Auftrag, bei dem zahlreichen polnischen Gesinde dem Einfluß der katholischen Kirche entgegenzuwirken, „nachdem es bekannt ist, in wie grober Unwissenheit, absonderlich unter polnischen Leuten, der gemeine Mann steckt, da die wenigsten wissen, was sie glauben"[124]). Es

---

[119]) „Gymnasii liber", D. A. 300, 42, Nr. 93.

[120]) D. A. 300, 42, Nr. 107, (1765).

[121]) Von nun an konnte, wenn ein Teil das Polnische nicht beherrschte, auch in deutscher Sprache getauft werden, außerdem durfte niemand daran gehindert werden, die Taufe bezw. Trauung bei deutschen Sprengelgeistlichen vollziehen zu lassen. 1782 wurde festgesetzt, daß unter Leuten „polnischer Zunge" solche zu verstehen sein sollten, „die in Orten geboren sind, wo die polnische Sprache die herrschende ist", vgl. E. Schnaase: a. a. O., S. 152, 622 und D. A. 78[25], Nr. 464.

[122]) E. Schnaase: a. a. O., S. 72, 73, 152. Über den vorausgegangenen Streit des polnischen Predigers am Hl. Geist-Hospital Moneta mit dem Diakonen an St. Johann vgl. Rezeßbuch der Hl. Geistkirche, D. A. 78[25], Nr. 464, S. 3 ff.

[123]) Rezeßbuch d. Hl. Geistkirche, D. A. 78[25], Nr. 464.

[124]) Vergl. D. A. 78[14], Nr. 66.

erübrigt sich der abermalige Hinweis auf den engen Zusammenhang zwischen polnischem Gottesdienst und Unterricht einerseits und lutherischer Kirche andererseits! Einen Rückschluß auf die Stärke der Gemeinde gestatten die amtlichen Statistiken der evangelischen Kirchen, die für die Jahre 1711, 1712, 1714 und 1715 vorliegen: in diesen Jahren fanden in der St. Anna-Kapelle 17, 14, 20, 13 Taufen und 16, 14, 12, 10 Trauungen statt[125]).

Der schon öfters genannte polnische Prediger an der Hl. Geistkirche Johann Moneta verdient in unserem Zusammenhange als tüchtiger Wissenschaftler und Verfasser einer brauchbaren Grammatik nähere Würdigung: er war in Margrabowa geboren und 1695 in Rosenberg ordiniert worden; ehe er nach Danzig kam, war er längere Zeit Konrektor und Kantor in Graudenz gewesen. In Danzig gab er 1720 sein bekanntes „Enchiridion Polonicum oder Polnisches Handbuch" heraus, enthaltend Gramatik, Gespräche, Wörterbuch u. s. w.; in der Vorrede gibt er an, daß bereits Woyna die Herausgabe einer solchen Grammatik geplant hatte; ferner nennt er hier seine sämtlichen Quellenwerke[126]).

Ob Monetas Grammatik auch am Akad. Gymnasium eingeführt war, läßt sich nicht feststellen; wohl aber dürfen wir dies von der bereits erwähnten deutsch-lateinischen Donatausgabe des Rhenius mit der polnischen Version des Christophorus Liebbruder behaupten; Liebbruder, 1592 zu Bialla geboren, besuchte das Gymnasium zu Thorn und die Universität in Königsberg, wo er 1620 Prediger an der polnischen Steindammer Kirche wurde. 1643 genehmigte ihm der Kurfürst die Errichtung einer polnischen Schule bei der Kirche. 1646 gab er in Danzig den Donat in der Bearbeitung des Johann Rhenius, ferner 1647 in Königsberg das berühmte „Vestibulum" des Comenius in lateinischer, deutscher und polnischer Sprache heraus. Sein Donat fand ganz besonderen Anklang und wurde bis 1773 mindestens achtmal, davon fünfmal in Danzig, aufs neue herausgegeben[127]). Eine Danziger Ausgabe vom Jahre 1726 wurde von dem Kollegen am Akad. Gymnasium Andreas Hadmasch (aus Ungarn) besorgt. Offenbar wurde der Liebbrudersche Donat, der, wie der Titel besagt, in erster Linie für die Schulen Ostpreußens bestimmt war, in Danzig nicht nur wiederholt gedruckt, sondern auch in den Schulen benutzt.

Der Prediger an der Hl. Geistkirche Friedrich Schröder (1653—60), ein gebürtiger Pommer, hatte sich, „der polnischen Sprache wegen" längere Zeit

[125]) „Gründliche Nachricht u. s. w.", D. B.: Od 749.

[126]) Dieses Vorwort ist in der 2. Aufl., die 1738 der Kantor an der Barbaraschule, C. A. Schnitzenbäumer besorgte, abgedruckt. Die 3. Aufl. besorgte 1771 Christoph Haberkant, poln. Prediger in Thorn, die 5. bis 7. Aufl. der Breslauer Gymnasiallehrer Daniel Vogel 1786, 1794, 1798 unter dem Titel „Poln. Grammatik" etc., D. B.: Dm 2046. H. Estreicher a. a. O., macht z. T. abweichende Angaben.

[127]) Betr. Liebbruder vgl. A. Grzybowski: „Geschichte d. Steindammer Kirche zu Königsberg", S. 12, 41 f., 68. Auch sein „Vestibulum" wurde 1690 und 1716 neu aufgelegt, vgl. J. Kvacala: „Monum. Germ. Paed." 32, S. 144. H. Estreicher: a. a. O., Bd. 26, S. 284, nennt 6 Ausgaben des Donat: 1646, 1664, 1673 in Danzig, 1711, 1724 in Königsberg, 1674 in Elbing; diese Elbinger Ausgabe wurde von dem schon genannten Danziger Rektor Brosius besorgt; die beiden Danziger Ausgaben 1726 und 1741, (D. B.: Cb 4274 und 2475) sind Estreicher demnach nicht bekannt.

bei Liebbruder aufgehalten, bis es ihm durch ein dreijähriges Stipendium des Danziger Rats ermöglicht wurde, zur weiteren Vervollkomnung nach Wilna zu gehen. Desgleichen weilte auch sein Nachfolger, der Masure Johann Dorsch, Sohn des evangelisch-polnischen Predigers an St. Anna, längere Zeit in Königsberg und Wilna, „um das Polnische zu excolieren"[128]); er hatte offenbar im elterlichen Hause nicht viel Polnisch zu hören bekommen! Beide versahen vor ihrer Anstellung in Danzig eine masurische Pfarre. Nach allem scheint sich unter Liebbruder das gegenseitige Freundschaftsverhältnis zwischen den Danzigern und der polnischen Gemeinde in Königsberg besonders innig gestaltet zu haben.

Da die Armenklassen an den Pfarrschulen immer mehr in Verfall gerieten und auch die Überzeugung sich allmählich durchsetzte, daß man den Kindern der unteren Stände eine bessere Bildung zukommen lassen müsse als es in den Armenklassen, wo die beste Zeit mit Betteln zugebracht wurde, möglich war, entschloß man sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts zur Gründung sogenannter „Freischulen". Das große Bedürfnis bewies der Zulauf von allen Seiten. Über 600 Kinder, Knaben und Mädchen, erhielten in den drei Freischulen[129]) geordneten Elementarunterricht; bald trat für die Eltern, die es wünschten, auch Musik und Polnisch hinzu: „Anno 1720 hat auch Tit. Herr Johann Nathanael Ferber in der Niederstädtischen Freischule die Instrumental Music nebst Erlernung der polnischen Sprache introduciret, worauf bei dem Examine im Monat October Anno 1721 abgeleget worden", und weiter: „Die Polnische Sprache wird auf der Niederstadt mit den Knaben, so darum gebeten, nach den ordinären Stunden zu tractieren zugelassen"[130]). Dieser fakultative Unterricht der polnischen Sprache wurde aber bald wieder eingestellt[131]). Die Freischulen, deren Zahl in der Folge auf fünf stieg, hielten sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts; bei ihrer Gründung ist deutlich die Auswirkung pietistischer Ideen zu verspüren.

Etwa gleichzeitig wurde auch an der sogenannten „Königlichen Kapelle", die von Johann Sobieski als Ersatz für die endgültig verlorene Marienkirche errichtet worden war, eine katholische Stiftungsschule, die heute noch bestehende „Kapellenschule" gegründet[132]); sie wurde 1714 von dem Pfarrer Andreas Corsz „aus eigenen Mitteln" ins Leben gerufen, stellte demnach in gewisser Hinsicht die erste katholische Pfarrschule Danzigs dar. Leider liegt das erste Jahrhundert ihres Bestehens im Dunkel; es ist aber wohl möglich,

---

[128]) E. Prätorius: „Ev. Danzig", S. 444, 449.

[129]) O. R. 10. März und 17. April 1711. Gründung: 1711, 1715, 1722; sie unterstanden sogenannten „Freischulherren". Die erste Anregung ging von dem Senior des Geistlichen Ministeriums Dr. Weickhmann aus; G. Löschin: a. a. O., S. 187. G. Lengnich, a. a. O., S. 213.

[130]) „Gedenkbuch der drei Freischulen in Danzig", D. A. 300, 42, Nr. 77.

[131]) Vgl. unten S. 125.

[132]) Angaben über das Gründungsjahr schwanken zwischen 1712 und 1719; vgl. „Denkschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens der katholischen Pfarrstiftungsschule bei der Kgl. Kapelle zu Danzig", 1914, S. 4. — In den Akten des Senats wird jedoch das Jahr 1714 genannt. Vgl. auch E. Waschinski: a. a. O. I, S. 209, und L. Redner: „Skizzen aus der Kirchengeschichte Danzigs", S. 43 f.

daß Polnisch hier in gleichem Umfang wie in den drei großen evangelischen Freischulen getrieben wurde.

Nach Waschettas Hinscheiden wurde 1730 Paul Swietlicki zum „Lector Linguae Polonicae“ am Akad. Gymnasium vokiert. Er stammte aus Osterode in Ostpreußen, wurde in London zum Prediger beim Schwedischen Gesandten ordiniert und weilte als Kabinettprediger beim Grafen von Sparre in Frankreich, als ihn die Danziger Berufung erreichte. Am Gymnasium hat er das Polnische wie sein Vorgänger mit Erfolg „stark traktiert“. Nachdem er schon 1634 Diakon an St. Johann geworden war, warb er in seinem „Privatkonventikel“, an dem auch Gymnasiasten, namentlich Sekundaner, teilnahmen, für den Pietismus, zunächst noch verhüllt, dann immer offener, womit er sich die Gegnerschaft der Orthodoxie zuzog[134]).

1735 übernahm das polnische Lektorat Johann Georg Godlewski, der 1705 zu Lipkia in Polen geboren und als Franziskanermönch zum Luthertum übergetreten war. Da keine polnisch sprechenden Kandidaten zur Verfügung standen, war er vom Geistlichen Ministerium 1732 zur theologischen Prüfung zugelassen worden, obwohl er kaum mehr als zwei Jahre studiert hatte. Während seiner nur zweijährigen Tätigkeit am Gymnasium — er starb bereits 1737 — ging die Zahl der polnischen Privatschüler unaufhaltsam bergab, um unter Duchna, von dem unten mehr zu sagen ist, ihren niedrigsten Stand zu erreichen[135]).

Inzwischen waren für Danzig wieder schlimme Zeiten gekommen. Kaum hatte die Stadt Zeit gehabt, sich von den Nachwirkungen des Nordischen Krieges und der furchtbaren Pest des Jahres 1709 zu erholen, als sie in den Strudel der polnischen Thronstreitigkeiten hineingerissen wurde, in deren Verlauf sie 1734 sogar die Schrecken einer Belagerung durch Polen und Russen erleben mußte. Der Handel lag danieder, es herrschte eine Teuerung, die die bürgerliche Lebenshaltung auf ein Mindestmaß herabdrückte und die Regierung zu allergrößter Sparsamkeit nötigte.

Um die Mitte des Jahrhunderts setzte von neuem ein erbitterter Kampf zwischen den Gewerken und dem Rate ein, der am 10. Februar 1750 durch eine Deklaration Augusts III. zu Gunsten der Dritten Ordnung und der Gewerke geschlichtet wurde. Drei Jahre später machte man sich dann daran, die seit langem dringliche Reform des Schulwesens, über dessen zunehmenden Zerfall die Dritte Ordnung schon 1716 bitter geklagt hatte, endlich zur Tat werden zu lassen.

Nach einem eingehenden Gutachten zweier Rektoren begannen 1754 die Verhandlungen. Die Dritte Ordnung klagte im besonderen darüber, daß die Schulen auf die praktischen Bedürfnisse sehr wenig Rücksicht nähmen, man vermisse in den Lehrplänen Französisch, Geschichte, Geographie und Polnisch, „weshalb die Bürger genötigt werden, ihre Kinder nach fremden Orten in die

---

[134]) E. Schnaase: a. a. O., S. 236, 636 ff. — Die „Ordnung des Heils“ erschien 1747, 1752 in 3. Auflage. — Über Swietlicki: E. Prätorius a. a. O., S. 14.

[135]) E. Prätorius: a. a. O., S. 14, 89. — E. Schnaase: a. a. O., S. 82 f. Vgl. unten S. 122.

Schule zu schicken"[136]). Das Collegium Scholarchale erklärte sich hierauf in einer Denkschrift, Punkt 3, u. a. dazu bereit, an den sechs Pfarrschulen nachmittags je 1 Stunde für den polnischen Unterricht einzuräumen und zu diesem Behufe zwei polnische Lehrer anzustellen, „denen alle diejenigen Kinder, so aus allen Klassen nach der Eltern Belieben in ihre Stunden kommen würden, zu informieren obliegen würde"[137]). Das Fischerquartier wünschte jedoch in der Recht-, Alt- und Niederstadt drei polnische Schulen, in denen Vor- und Nachmittags je zwei Stunden polnisch unterrichtet werden solle; auch die Zweite Ordnung ist der Ansicht, daß eine Stunde Polnisch und insgesamt zwei Lehrer zu wenig sei und wünscht, „daß drei Polnische Praeceptores, deren einer in der Recht-, einer in der Alt- und einer in der Vorstadt wohnen möchten, ... angenommen werden könnten, welche zwei Stunden nachmittags ihre Lectiones mit der Jugend publice zu tractieren haben würden". Außerdem befürwortet sie die Anstellung eines französischen Sprachlehrers[138]).

Bevor man sich, vor allem über die unumgängliche Gehaltserhöhung, endgültig entschied, wurden sämtliche Schulen im Laufe des Jahres 1765 von einer Ratskommission eingehend revidiert. Das Visitationsprotokoll liegt noch vor und vermittelt uns wertvolle Aufschlüsse über die Zuzustände jener Zeit, auch über den polnischen Unterricht an einzelnen Anstalten[139]).

Auf die Frage der Kommission, ob Vorlesungen stattgefunden hätten, erwidert der polnische Lektor am Akad. Gymnasium Johann Duchna[140]), daß es seine Kränklichkeit seit 1750 nicht mehr gestattete, den Unterricht in der Schule zu halten, daß er aber „in seiner Behausung ein bequem Auditorium" besitze, das allen denen offen stehe, die sich wegen der polnischen Sprache bei ihm meldeten; ehe er sich dazu entschlossen habe, sei er einmal um 7 Uhr in die Klasse gegangen, habe aber „niemand vorgefunden, also auch nicht dozieren können". Sein Gehalt von 300 Talern „sei so beschaffen, daß er unmöglich davon existieren könne"; Swietlicki habe es besser gehabt, da er nebenbei das Stockamt, das jährlich 200 Gulden einbrachte, verwaltet habe. Sein Hinweis auf den starken Rückgang des Akad. Gymnasiums ist z. T. berechtigt, waren doch die Schüler in den beiden oberen Klassen von über 200 auf 65 vermindert. Augenscheinlich befand sich das Lektorat in einem Verfall, der schlimmer war als damals am Ende des 17. Jahrhunderts!

Unter sämtlichen sechs Pfarrschulen war Polnisch nur noch an der Barbaraschule vorzufinden, aber auch dort nicht weniger dürftig als am Akad. Gymnasium; dort erteilt der Kantor Johann Jakob Splittgarbe Unterricht in

136) O. R. 7. Januar 1754. — Vgl. auch P. Simson: „Gesch. d. Petrisch." I, S. 72 ff.

137) O. R. 19. März 1754.

138) O. R. 29. April und 12. Juni 1754.

139) D. A. 300, 42, Nr. 107.

140) Geboren in Neidenburg, wie sein Vorgänger schon nach zweijährigem Studium 1730 zum Examen zugelassen; 1737 wurde er auf sehnlichstes Bitten der Vorsteher und der polnischen Gemeinde zum Polnischen Prediger vokiert; E. Schnaase: a. a. O., S. 83 und „Gedenkbuch der Trinitatis-Gemeinde". D. A. 78[14], Nr. 35, S. 147. — E. Prätorius: „Danziger Lehrergedächtnis", S. 89.

Schreiben und Polnisch, muß aber auf Befragen zugeben, „daß er bishero in dieser Sprache noch nicht die gehörige Fertigkeit besäße" und versprechen, „sich immer mehr und mehr in dieser Sprache zu üben."

Frühjahr des folgenden Jahres legte der Rat seine „Bedenken" den Ordnungen zur endgültigen Beschlußfassung vor. Im letzten Punkt 23 heißt es: „Noch überläßt der Rat es der vorläufigen Überlegung eines löbl. Collegium Scholarchale, ob eine besondere polnische Schule anzurichten oder die polnische Sprache in einigen Schulen, etwa zu St. Bartholomäi und St. Barbara, zu lehren sein möge", wobei er noch hinzufügt: „Ein löbl. Collegium Scholarchale siehet für ratsam an, daß vier besondere Polnische Schulen auf der Recht-, Alt-, Vor- und Niederstadt eingerichtet werden mögen"[141]).

Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß es tatsächlich zur Gründung solcher Schulen kam; vielleicht dachte man an Ausbau in den Freischulen[142]). Jedenfalls taucht Polnisch später nur an der Bartholomäischule auf: 1772 bittet der dortige Rektor, daß der Armenlehrer in der dritten Klasse von 1—2 Uhr fernerhin „eine öffentliche polnische Lection für diejenigen, welche aus allen dreien Klassen diese Sprache zu erlernen Lust bezeugten", halten möchte[143]).

Eine gewisse Bedeutung für den polnischen Unterricht kann man wohl in jener Zeit nur noch dem Jesuitenkolleg in Altschottland zubilligen. Für den Zeitraum von 1763 bis 1772 (1773 wurde der Jesuitenorden aufgehoben) gewähren ausführliche Schülerlisten Einblick in den inneren Schulbetrieb[144]): Danziger sind nur in den drei untersten elementaren Grammatikklassen zu 5 bis höchstens 10 Prozent vertreten, während sie sich in den Mittelklassen nur vereinzelt, in den Oberklassen so gut wie gar nicht mehr vorfinden. Diese Lehranstalt kann daher für den gehobenen Unterricht außer Betracht bleiben.

Es ergibt sich aus dem allem, daß schon geraume Zeit vor dem Eintritt Danzigs in den preußischen Staatsverband (1793) das Interesse an der polnischen Sprache bei der Bevölkerung im Erlöschen war. Zugleich damit wird aufs neue die gelegentlich auftauchende irrige Behauptnug von dem stark polnischen Charakter des damaligen Danzig widerlegt. Über diese Tatsache kann auch der auffällige Einschlag polnischen Wesens im Danziger Straßenbild jener Zeit nicht hinwegtäuschen. In Erscheinung trat hier in erster Linie eine Reihe polnischer Adelsfamilien, die mit zahlreicher, bizarr aufgeputzter Dienerschaft einen Teil des Jahres als Gäste in Danzig verbrachten. Aber diese fremdartige östliche Note beweist nichts. Was jene polnischen Edelleute hier suchten, war gerade die nicht polnische Umgebung, war der Wunsch nach Anschluß an die feinere westliche Kultur und nach Teilnahme an dem reichen geistigen und künstlerischen Leben der großen deutschen Stadt.

Daniel Chodowiecki, der 1773 von Berlin aus seine Vaterstadt besuchte, hat auch eine Anzahl Szenen aus dem gesellschaftlichen und internen

---

141) O. R. 17. Februar 1766.

142) Vgl. aber unten S. 125.

143) D. A. 300, 42, Nr. 211.

144) D. A. 300, Nr. 35. — Vgl. auch E. Waschinski: a. a. O., S. 130 ff. und Anhang Nr. 10 und 11.

Leben dieser polnischen Adelskolonie[145]) festgehalten; es ist kein Polentum, was uns hier entgegentritt, sondern durchaus die Kultur des Rokoko, wie sie der Danziger Patrizier pflegt und wie sie uns Johanna Schopenhauer in ihren Jugenderinnerungen[146]) schildert. Neben der deutschen und französischen Sprache der Gesellschaft hat das Polnische bei ihnen wohl nur eine geringe Rolle gespielt. Was schließlich die oftenwähnten polnischen Weichselflößer betrifft, die halbzivilisierten „Schimkis" oder „Flissaken", so kamen und gingen diese, ohne mit der einheimischen Bevölkerung in nähere Berührung zu kommen. Das Danziger Leben war im Kerne rein deutsch geblieben.

---

[145]) F. Arnold: „Gesch. d. deutschen Polenliteratur", S. 220 ff., nimmt für diese Zeit sogar ein Anwachsen dieser Adelskolonie an; dies ist durchaus wahrscheinlich, doch gibt er keine Belege.

[146]) „Jugendleben und Wanderbilder", 9. Kapitel.

5. Kapitel.

Unter preußischer Herrschaft bis zum Weltkrieg.

Seitdem von den Danziger Wällen die preußischen Fahnen wehten (1793), war das Polentum völlig bedeutungslos geworden[147]). Noch waren die beiden polnischen Prediger an St. Anna und an der Hl. Geistkirche vorhanden; 1774 hatte aber der Prediger zu St. Anna um „Gehaltserhöhung gebeten, da er bei der Armut und Schwäche seiner Gemeinde nicht existieren könne[148]). Die Gemeinden schmolzen derart zusammen, daß 1784 die Vorsteher der Trinitatiskirche den Rat, allerdings ohne Erfolg, bitten, die polnischen Predigten an der Hl. Geistkirche einzustellen. Wann schließlich hier der polnische Gottesdienst ein Ende fand, wissen wir nicht, jedenfalls noch vor 1815[149]). An St. Anna blieb das polnische Predigeramt bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein bestehen.

Der fakultative polnische Unterricht an den Freischulen war im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder eingeschlafen; in einer um die Jahrhundertwende vom preußischen Kirchen- und Schulkollegium eingeforderten Übersicht bemerken die Freischulherren in einem Zusatz: „Bei der großen Anzahl der sich zu den Freischulen andrängenden armen Kinder und dem großenAufwand, den Papier und Bücher erfordern, könnten keine reellen Verbesserungen in Vorschlag kommen, es müßte denn sein, daß in der Folge noch Unterricht in der Polnischen Sprache gegeben werden könnte." Diese Anregungen wurden jedoch am 15. Oktober 1802 mit folgenden Worten abgelehnt: „Verbesserungsvorschläge zu machen, wissen wir nicht, da zu neuen Einrichtungen wegen der bedeutenden Ausgaben, welche diese drei Schulen notwendig machen, die Einkünfte schwerlich zulangen könnten"[150]). An den Pfarrschulen findet sich nirgendwo auch nur die geringste Spur polnischen Unterrichts; wenn sich hier überhaupt noch ein Rest so lange gehalten haben sollte, so muß er bei Neuordnung des Schulwesens durch die preußische Verwaltung zu Beginn des 19. Jahrhunderts beseitigt worden sein; das gleiche ist von den Winkelschulen zu sagen[151]).

Das polnische Lektorat am Akad. Gymnasium trat neben dem mit ihm verbundenen Predigtamt immer mehr in den Hintergrund. Auf Duchna folgte Johann Gottfried Gusovius aus Dt. Eylau (1773—85); in seinem

[147]) 1794 befanden sich 96 % des städtischen Grundbesitzes in deutscher Hand, und in der Altstadt trugen nur 2,6, in der Rechtstadt nur 1,9 v. H. slavische Namen. Vgl. E. Keyser: „Danzigs Gesch."², S. 194.

[148]) D. A. 300, 42. Nr. 160.

[149]) Receßbuch der Hl. Geistkirche, D. A. 78²⁵, Nr. 464, S. 15 ff.

[150]) D. A. 300, K. S., Nr. 361.

[151]) D. A. 300, 42, Nr. 108.

Einladungsprogramm[152]) läßt er sich des weiteren über seine Tätigkeit aus. Wie wir weiter hören, gehörte er zu den Lehrern der Tertia, also nicht mehr, wie einst Waschetta, der Sekunda. In der dritten Klasse absolviert er genau wie seine Kollegen die vorgeschriebenen öffentlichen Lektionen Latein, während der polnische Privatunterricht ganz von der Schule abgetrennt ist und sich ausschließlich in dessen Wohnung abspielt; er gibt wöchentlich 10 Stunden Polnisch, und zwar Mittwochs und Sonnabends von 11—12, an den anderen Tagen von 11—12 und 4—5, ist aber bereit, den Unterricht abends bis 6 Uhr auszudehnen. Von der Prima und Sekunda ist nicht mehr die Rede. Gusovius war literarisch sehr rege, dichtete polnisch und versammelte eine „Polnische geistlich-poetische Privatgesellschaft" um sich[153]).

Nach Johann Wilhelm Lehmann (1785—95) und Matthäus Crispin (1796 bis 1797), zu dessen Zeit die polnische Gemeinde an St. Anna immerhin noch einige Hundert Seelen zählte[154]), wurde 1798 Christoph Cölestin Mrongovius berufen, Masure wie sein Vorgänger[155]), ein Mann von überragender Gelehrsamkeit aber geringem Lehrtalent; seine grundlegenden Arbeiten zur polnischen Grammatik, beispielsweise das monumentale Handwörterbuch, sind bekannt. Der polnische Gottesdienst fand Sonntags zwischen 9—10 Uhr statt; die Gemeindemitglieder kamen zum guten Teil aus der weiteren Umgebung, z. B. aus Langfuhr, Plehnendorf, Straschin und Kelpin. Die seelsorgerische Tätigkeit an St. Anna war, abgesehen von den Predigten, sehr gering; waren in den besten Zeiten des 18. Jahrhunderts jährlich etwa 20—30 — in manchen Jahren über 40, ja über 50 — Taufen und Trauungen zu verzeichnen gewesen, so trat bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein merklicher, seit etwa 1800 ein auffallender Rückgang ein, bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts der Nullpunkt erreicht wurde. Damit korrespondierend können wir bei der Hl. Geistkirche die gleiche Abwärtsbewegung feststellen[156]).

Sein Gesuch um Verleihung des Titels „Professor der polnischen Sprache" wurde vom Kirchen- und Schulkollegium abschlägig beschieden[157]). Bald darauf erlebte er das ruhmlose Ende des altehrwürdigen „Gymnasium Academicum" und 1817 die Wegverlegung des neu begründeten Städtischen Gymnasiums. Obwohl Polnisch im offiziellen Lehrplan dieser Anstalt niemals auftaucht, wurden doch diejenigen Schüler, die diese Sprache lernen wollten, aufgefordert, sich an Mrongovius „als den eigentlich dazu verpflichteten Lehrer" zu wenden; noch sein Nachfolger wurde in seiner Vokation darauf hingewiesen.

In den Jahresberichten des Städtischen Gymnasiums wird nur ein einziges Mal, und zwar 1825, der polnische Privatunterricht kurz erwähnt, scheint also im besten Falle sehr kümmerlich vegetiert zu haben; es heißt dort:

[152]) D. B.: Od 17 792. Es sind noch 6 weitere Gelegenheitsschriften vorhanden.
[153]) G. Löschin: „Gesch. Danzigs" II, S. 297.
[154]) D. A. 300, 35, Nr. 681, Bl. 8. 1774 hat aber Gusovius um Zulage gebeten, wegen der „Armut und Schwäche seiner Gemeinde", D. A. 300, 42, Nr. 160.
[155]) Gegenüber S. Askenazy („Danzig und Polen", S. 164 f.) hat W. Recke nachgewiesen, daß M. nicht kaschubischer, sondern masurischer Abkunft ist (Mitt. d. Westpr. Gesch.-Ver., 1922, Nr. 3.)
[156]) Statistiken der evangelischen Kirchen („Gründliche Nachr."), vgl. oben S. 119.
[157]) D. A. 300, K. S., Nr. 115, 116. (1801, 05.)

„Die Teilnahme an dem Unterricht in der polnischen Sprache, der den beiden oberen Klassen von dem Prediger Herrn Mrongovius gegeben wird, ist der Willkür der Schüler überlassen." Die Vorsteher der Trinitatiskirche behaupten sogar, daß kein einziger Schüler von dieser Vergünstigung Gebrauch gemacht habe[158]). Der 1818 gemachte Versuch, auch in der Petrischule[159]) einen zweistündigen Privatkurs einzurichten, fand ebensowenig Anklang.

Mehr Erfolg hatte Mrongovius an der Johannisschule, die im 18. Jahrhundert in Verfall geraten und 1809 als sogenannte „Bürgerschule" neu eingerichtet worden war[160]). An dieser Schule hatte der Schulkollege Christian Milau wöchentlich 4 Stunden polnischen Nebenunterricht gegeben — ob schon seit seinem Amtsantritt 1766 ist unklar, aber unwahrscheinlich[161]). Oktober 1809 wurde ihm in Anbetracht seiner großen Altersschwäche der längst erbetene Abschied bewilligt, der polnische Unterricht jedoch noch weiter belassen.

Nach dessen bald darauf erfolgten Tode bat der neueingeführte Leiter der Anstalt Oberlehrer Liebeskind die Behörde, für die ständig wachsende Schule einen 3. Lehrer anzustellen, der zugleich wöchentlich 8, mindestens jedoch 6 Stunden Polnisch zu unterrichten im Stande wäre[162]). Mit dieser Bitte drang er jedoch nicht durch; es wurde zwar ein 3. Lehrer angestellt, betr. polnischen Unterricht jedoch auf den polnischen Lektor Mrongovius verwiesen. Mrongovius war grundsätzlich dazu bereit, knüpfte aber die Bedingung daran, daß der Unterricht von sämtlichen Schulen beschickt würde, ferner erneuerte er sein Gesuch um Verleihung des Professorentitels. Da er auf Widerstand stieß, lehnte er schließlich doch ab, worauf Ostern 1810 der polnische Sprachlehrer Andreas Beil den Auftrag erhielt, an der Johannisschule wöchentlich 6 Stunden zu unterrichten. Erst zwei Jahre später verstand sich Mrongovius dazu, gegen eine Vergütung von jährlich 89 Talern — 64 von der Kämmerei, 25 von der Johanniskirche[163]) — das Amt zu übernehmen, das er in der Folge bis zu seinem Tode 43 Jahre lang verwaltet hat[164]).

Er erteilte viermal wöchentlich von 12—1 Uhr Unterricht, an dem ohne besonderes Honorar etwa 60 Schüler aller Klassen teilnahmen. Der zweistündige Anfängerkursus stieg an Hand seines „Wegweisers" bis zur Beherrschung der leichtesten Tempora auf; in der oberen Abteilung wurde die Grammatik weiter durchgenommen und mit der Analysierung der Fabeln

---

158) D. A. 78[14], Nr. 66 (Vorsteher an die Regierung in Marienwerder 12. Februar 1866). Sie berufen sich auf das Zeugnis des Direktors der Anstalt Engelhardt.

159) P. Simson: „Gesch. d. Petrisch." II, S. 7.

160) Die Schule sollte zukünftigen Kaufleuten praktische Kenntnisse vermitteln; besonderes Gewicht wurde auf moderne Fremdsprachen gelegt: Englisch, Französisch und Polnisch. Vgl. R. Fricke: Jahresber. d. Realgymnasiums zu St. Johann, 1909, S. 5 f.

161) D. A. 300, 42, Nr. 227. Erst 1805 hören wir bei einer Visitation von polnischem Unterricht. (R. Fricke: a. a. O., S. 7.)

163) D. A. 300, R. R., Nr. 2168. Beil hatte zusammen 300 Gulden bekommen.

164) Quellen für seine dortige Tätigkeit: Jahresber. der Johannisschule, 1832 f., ferner die Konferenzprotokolle der Johannisschule 1830 bis 1838. (Archiv des Realgymnasiums zu St. Johann in Danzig.)

Krasickis geschlossen; seit 1837 legte Mrongovius hier seine zu Danzig erschienene „Polnische Grammatik“ zu Grunde.

1833 beschwerte er sich, daß sich viele Schüler weigerten, seine Übersetzung der „Anabasis“ des Xenophon anzuschaffen, indem sie vorgaben, daß sie durch die anderen polnischen Lehrbücher schon zu sehr belastet seien; die Lehrerkonferenz entschied hierauf, daß die Übersetzung des Xenophon für Schüler, die nur zum Geschäftsleben einige Kenntnisse der polnischen Sprache erwerben wollen, nicht zweckmäßig sei“; es sollten die betr. Schüler gehalten sein, vor jeder Stunde den behandelten Abschnitt abzuschreiben. Mrongovius hatte überhaupt in jenen Jahren besonders schwer gegen die Zuchtlosigkeit seiner Schüler anzukämpfen, was bei seinem hohen Alter nicht Wunder nimmt; zeitweilig hatte er sogar eine Peitsche neben sich auf dem Katheder liegen, was ihm die Konferenz freundwilligst untersagte; auch über die Zahl seiner Schüler hat er offenbar manchmal den Überblick verloren.

In seinen letzten Lebensjahren erteilte er bei schlechtem Wetter in seinem Hause Unterricht, bis er sich schließlich mehr und mehr, endlich ganz von dem Sprachlehrer v. Glodowski vertreten ließ. Am 3. Juni 1855 verschied er 91 Jahre alt. Der von ihm empfohlene Lehrer Makowski führte dann den Unterricht in gleichem Umfang fort, vertauschte jedoch die Lehrbücher des Mrongovius mit der bekannten Chrestomathie aus den klassischen polnischen Autoren[165]) und Poplinski „Elementarbuch der polnischen Sprache“. Die Schülerzahl sank auf 40, d. h. auf etwa 7 % der Gesamtschülerzahl.

Für die katholische Kirche fehlen für die Zeit um 1800 die Nachrichten. Erst von den dreißiger Jahren ab ermöglichen die „Kirchlichen Nachrichten“ in der Tagespresse einen Einblick: 1834 wird an vier katholischen Gotteshäusern nur in der Karmeliterkirche (jetzt St. Josephskirche) Sonntags vormittags polnisch gepredigt, während das Polnische an der Dominikanerkirche (jetzt St. Nikolai) ganz verschwunden ist. 30 Jahre später ist die polnische Predigt noch weiter zurückgedrängt: in der St. Josephskirche wird nunmehr während des ganzen Jahres nur noch 24 mal, d. h. alle zwei bis drei Wochen, an St. Nikolai einmal, und zwar am Nikolaitag, frühmorgens gepredigt[166]).

Nach dem Tode des Mrongovius hatten sich die Vorsteher der Trinitatiskirche entschieden gegen die Wiederbesetzung der polnischen Predigerstelle an St. Anna gesträubt, indem sie darauf hinwiesen, daß von einer „polnischen Gemeinde“ nicht mehr die Rede sein könne und die Zuhörerschaft oft nur in einer einzigen Person bestehe[167])“. Aller Einwendungen ungeachtet, bestand der Evangelische Oberkirchenrat und das Kirchen- und Schulkollegium auf Neubesetzung.

Am 1. Mai 1860 wurde schließlich Theodor Mill feierlich in sein Amt eingeführt, obwohl die Vorsteher „nicht wußten, worinnen er eingeführt werden soll, da kein polnisch-evangelisches Gemeindemitglied vorhanden

---

[165]) „Wypisy z autorow klassycznychł, 1777. D. B.: Cb 4467.

[166]) „Der Danziger Hausfreund“, Jahrg. 1834. — „Neue Wogen der Zeit“, Jahrg. 1864. 1831 standen 38 714 Evangelischen 13 059 Katholiken gegenüber (vgl. E. O. Dann: „Topografie von Danzig“, S. 175), das Verhältnis war jetzt also 1 : 3.

[167]) D. A. 78[14], Nr. 66.

ist[168]). Mill war ebenfalls gebürtiger Ostpreuße und bisher Pfarrer in Geyerswalde gewesen. Michaelis 1867 übernahm er von Makowski den polnischen Unterricht an der Johannisschule; er begnügte sich mit Poplinski und las an Stelle der oben genannten Chrestomathie einzelne Szenen aus polnischen Dramen. Über die Schülerzahl werden leider keine Angaben mehr gemacht. Nach seinem Hinscheiden am 12. November 1871 wurde vom Magistrat auf Grund eines Berichtes des Direktors Panten der polnische Unterricht an der Johannisschule endgültig eingestellt. Gleichzeitig erkundigte sich der Magistrat bei den Vorstehern der Trinitatiskirche nach der Stärke des Kirchenbesuchs an St. Anna und erhielt die Auskunft, daß „abgesehen von 50 Mann Militär" n i e m a n d mehr vorhanden sei; „zwei oder drei Personen, die dem Gottesdienst hier und da beiwohnen, gehören keineswegs der polnischen Gemeinde an"[169]). Nachdem die Stelle nochmals ausgeschrieben worden war, wurde sie schließlich am 24. Juni 1876 vom Evangelischen Oberkirchenrat eingezogen[170]). Das war das Ende des letzten polnischen Predigtamtes in Danzig, das nur in Rücksicht auf den polnischen Militärgottesdienst so lange hinausgezögert worden war!

So war von nun an auch die evangelische Kirche rein deutsch. Bis zum Weltkrieg trat das Polnische dann nur noch in der k a t h o l i s c h e n K i r c h e in die Erscheinung, allerdings in recht bescheidenem Ausmaße. An Sonn- und Feiertagen wird nach der Frühmesse in einer Kirche polnisch gepredigt, und zwar im Laufe des Jahres zehnmal bei St. Joseph, sonst bei St. Nikolai; Birgittenkirche und Königliche Kapelle weisen jedoch ausschließlich deutschen Gottesdienst auf[171]). —

W i r f a s s e n z u s a m m e n: Die Bevölkerung Danzigs ist seit dem 13. Jahrhundert jederzeit bis auf eine verschwindende Minderheit deutsch gewesen. Spuren polnischen Unterrichts und Gottesdienstes lassen sich in vorreformatorischer Zeit nicht feststellen, doch ist vielleicht se t Ausgang des Mittelalters bei St. Nikolai auch polnisch gepredigt worden. Die deutsch sprechende Bevölkerung trat so gut wie geschlossen zum neuen Glauben über; sämtliche Pfarrkirchen wurden von den Evangelischen in Besitz genommen, während den Katholiken drei Klosterkirchen blieben. Das öffentliche Schulwesen wurde rein evangelisch, während die Katholiken bis zur Eröffnung des Jesuitenkollegs in Altschottland 1616 auf den Privatunterricht in den sogenannten „Winkelschulen" verwiesen blieben, d. h. soweit sie überhaupt Schulbildung suchten! Um die katholische Minderheit polnischer Zunge für das Evangelium zu gewinnen, wurde in der Reformationszeit an mehreren evan-

---

168) D. A. 78^{14}, Nr. 62. Über die Auszahlung des Gehaltes für die mehr als fünfjährige Vakanz entspann sich zwischen dem Danziger Magistrat und den Vorstehern ein Prozeß, der 1868 zu Ungunsten des Magistrats entschieden wurde. (D. A. 78^{14}, Nr. 62, 63, 66.)

169) D. A. 78^{14}, Nr. 62.

170) P. Schmidt: a. a. O., S. 43. Da nunmehr der Magistrat von der jährlichen Zahlung von 650 Mark befreit war, zahlte er dem Gemeindekirchenrat eine Abfindungssumme in Höhe von 7200 Mark.

171) Vgl. Kathol. Kirchenkalender des Dekanats Danzig I, 1907.

gelischen Kirchen polnisch gepredigt, doch hat evangelisch-polnischer Gottesdienst nur an der St. Annakapelle und an der Hl. Geistkirche die Reformation überdauert und sich bis ins 19. Jahrhundert hinein gehalten.

Der Gegenreformation gelang es, auch unter der deutsch sprechenden Bevölkerung wieder Boden zu gewinnen; die Zahl der Katholiken betrug gegen Ende des 30jährigen Krieges ungefähr ein Zehntel der Gesamtbevölkerung, zu etwa gleichen Teilen deutscher und polnischer Zunge. Die Gesamtzahl des Bevölkerungsteiles polnischer Zunge betrug damals etwa 5 v. H. der Einwohnerschaft, doch wurde auch in der katholischen Kirche das polnische Element seit dem 17. Jahrhundert in steigendem Maße vom Deutschtum aufgesogen.

Polnischer Unterricht wurde bis 1678 nur am Akademischen Gymnasium erteilt, doch auch hier in sehr begrenztem Umfange; anfangs war das Lehramt von den polnisch-evangelischen Predigern an St. Anna oder Winkellehrern verwaltet worden; über 10 Jahre blieb es sogar unbesetzt, bis es 1655, hauptsächlich mit Rücksicht auf die evangelisch-polnische Annengemeinde, neu eingerichtet wurde.

Die Krisis im Handel mit dem polnischen Hinterland rief um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein erhöhtes Bedürfnis nach polnischem Sprachunterricht hervor. 1663 lernen an den über 50 Privat- oder Winkelschulen etwa 15 v. H., an sämtlichen Danziger Schulen noch nicht 10 v. H. der Schüler neben der deutschen Muttersprache auch die Anfangsgründe des Polnischen. Als 1678 König Johann III. in Danzig weilte, um zwischen Rat und Gewerken zu vermitteln, wurde auch die polnische Schulfrage neu geregelt: am Akademischen Gymnasium wurde die Lehrerstelle zu einem polnischen Lektorat erhoben, das aber bald in Zerfall geriet, bis es um die Jahrhundertwende wieder den früheren Tiefstand erreichte. Gleichzeitig machte der Rat den ehrlichen Versuch, an sämtlichen sechs Pfarrschulen Polnisch einzuführen; diese Versuche endeten jedoch fast ausnahmslos mit einem glatten Mißerfolg.

1709 wurde das evangelisch-polnische Predigtamt an St. Anna, das seit 1651 mit dem zweiten Diakonat an der Trinitatiskirche verbunden war, wieder losgelöst und nunmehr mit dem Lektorat am Akademischen Gymnasium verbunden. Nach kurzer Blüte trat jedoch abermals ein Niedergang ein; der Grund ist, wie auch zuvor, nicht etwa in mangelnder Fürsorge des Rats, sondern darin zu suchen, daß der Kreis derjenigen, die polnischen Unterricht suchten, klein war und sich zumeist mit Winkelunterricht begnügte.

Bei einer Visitation des Schulwesens 1765 fanden sich am Akademischen Gymnasium, wie an zwei Pfarrschulen, nur noch kümmerliche Reste polnischen Sprachunterrichts vor. Auch der an den neugegründeten „Freischulen" eingerichtete Fakultativunterricht wurde bald wieder eingestellt. Schon vor Übergang Danzigs in den preußischen Staatsverband (1793) war der polnische Unterricht im öffentlichen Schulwesen im Erlöschen. Darüber darf die Tatsache, daß das polnische Element nach außen noch immer stark in Erscheinung trat, nicht hinwegtäuschen!

Unter preußischer Herrschaft sank das Polnische zu völliger Bedeutungslosigkeit hinab. Nach Auflösung des alten „Gymnasium Academicum" setzten die Polnischen Lektoren ihren Unterricht bis 1871 an der Johannisschule fort. Die evangelisch-polnische Gemeinde in der St. Annakapelle schrumpfte zu einem Nichts zusammen; nur mit Rücksicht auf den polnischen Militärgottesdienst wurde das Predigeramt erst 1876 aufgelöst. Schon Jahrzehnte zuvor hatte das evangelisch-polnische Predigtamt an der Hl. Geistkirche dasselbe Schicksal erreicht. Seitdem trat bis zum Weltkrieg das polnische Element nur noch im katholischen Gottesdienst schwach in Erscheinung.

Nach Konstituierung der Freien Stadt Danzig 1920 wurden der polnischen Minderheit in Kirche und Schule gewisse, auf dem Friedensvertrag von Versailles beruhende Zugeständnisse eingeräumt, die aber außerhalb unserer Betrachtung liegen. Danzig wird jedoch, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft sein Deutschtum zu erhalten wissen!

Anhang.

A. Polnische Sprachlehrer am Akad. Gymnasium und evangelisch-polnische Prediger an der St. Anna-Kapelle.

a) Polnische Sprachlehrer am Akademischen Gymnasium:

(Nicolaus Volckmar 1584—99).

Alexander Columna 1623—30.
Martin v. Deyka 1630—33.
Johann Gniatowski gen. Gulinski 1633—44.
(1644—55 unbesetzt.)

Heinrich Gülich 1655—56.
Jakob Praetorius 1656—79.

Seit 1678 „Lektoren".

Johann Stephani Laganowski v. Silnice 1678—90.
Johann Karl v. Woyna 1691—93.
Johann Weber 1694.
Daniel Scheller 1694—98.
Peter Michael 1698—1709.

b) Evangelisch-polnische Prediger an der St. Anna-Kapelle:

Johannes Polonus 1552.
Laurentius Prosper 1564.
Mathias Miotke 1564—78.
Matthäus Dombrowski 1571—74.
Paul Blumgottes 1575—80.
Abraham Sbasinius 1579—89.
(Mathias Rebinius 1589 ?)
Adam Krüger 1589—98.
Nicolaus Volckmar 1599—1601.
Georg Hoppe 1602—03.
Carl Milevitanus 1604—12.
Mathias Miotke 1613—15.
Melchior Pauli 1615—20.
Melchior Galliculus 1620—23.
Georg Nennichius 1624—32.
Johann Dorsch 1632—41.

Seit 1651 zugleich deutsche Diakone an der Trinitatiskirche:

Christoph Pambius 1642—53.
Johann Hein 1653—71.
Laurentius Fischer 1672—77.
Michael Engel 1677—88.
Johann Bunck 1689—95.
Albert Pomian Pesarovius 1695 bis 1709.

Seit 1709 vereinigt:

Andreas Waschetta 1709—29.
Paul Swietlicki 1730—34.
Johann Georg Godlewski 1735—37.
Johann Duchna 1737—73.
Johann Gottfried Gusovius 1773—85.
Johann Wilhelm Lehmann 1785—95.
Matthäus Crispin 1796—97.
Christoph Coelestin Mrongovius 1798—1855.
Theodor Mill 1860—71.

B. Deutsch-polnische Prediger an der ev. Hl.-Geist-Kirche.

Martin Ortscheid 1552—1586 (?).
Stanislaus Zahrt 1586.
David Ring 1586—1607.
Johannes Cloß 1607—28.
Andreas Osmitius 1629—47.
Johannes Hein 1647—53.
Friedrich Schröder 1653—60.
Johann Dorsch 1660—61.
Petrus Fabri 1661—87.
Albert Pomian Pesarovius 1687—93.
Johann Jakob Hoynovius 1694—98.
Johann Moneta 1698—1735.
Thomas Willer 1735—52.
Daniel Semerau 1753—77.
Carl Gottfried Pobowsky 1777—91.
Johann Wilhelm Linde 1792—1840.

Seit spätestens 1815 nur noch deutsche Predigten.

Personen- und Sachregister.

Albrecht, Stanislaus 94, 96.
Andreae, Balthasar 96.
Aram, Wenzeslaus 96.

Beil, Andreas 127.
v. Bergen, Laurentius 92.
Blumgottes, Paul 132.
Brandt, Matthias 92.
Brotowsky, Abraham Otto 107.
Bunck, Johann 132.
Büthner, Friedrich 113, 114.

Caligari, Johann Andreas 90.
Calov, Abraham 106, 109.
Chodowiecki, Daniel 123.
Cloß, Johannes 133.
Cnippelius, Stanislaus 97.
Columna, Alexander 97, 132.
Comenius, Amos 103, 112, 119.
Commendone, Francesco 90.
Corß, Andreas 120.
Crispin, Matthäus 133.

v. Deyka, Martin 97, 132.
Dirksen, Bartholomäus 115.
Dombrowski, Matthäus 132.
Donat 106, 114, 119.
v. Dönhoff 103.
Dorsch, Johann 97, 132, 133.
Duchna, Johann 121, 122, 125, 133.
Dury, John 103.

Engel, Michael 132.
Engelhardt, Friedrich Wilhelm 127.
Eraſt 103.

Fabri, Petrus 133.
Fabricius, Jakob 96, 100.
Ferber, Johann Nathanael 120.
Figulus s. Jablonski.
Fischer, Georg 132.
Forster, Georg 103.
Freude, Martin 96.

Galliculus, Melchior 132.
Gerson Brosius, Wenzeslaus 107, 119.
v. Glodowski 128.
Godlewski, Johann Georg 121, 133.
Gorband, Jakob 96.
Grell, Albrecht 95.
Gulinski, Johann 97, 132.

Gülich, Heinrich 105, 106, 132.
Gusovius, Johann Gottfried 125, 126, 133.

Haberkant, Christoph 119.
Hadmasch, Andreas 119.
Hein, Johann 106, 132, 133.
Hermann, Peter 96.
Hirsch, Paul 96.
Hoppe, Georg 132.
Hosius, Stanislaus 90.
Hoynovius, Johann Jakob 133.

Jablonski, Daniel Ernst 103.
Jablonski (Figulus), Petrus 103.
Jesuiten 90—92, 101, 104, 110, 115, 117, 123, s. auch Jesuiten-Kolleg.
Johann III. Sobieski, König von Polen 109, 110—112, 120, 130.

Karnkowski, Johann 90, 91.
Keckermann, Bartholomäus 96.
Kinner, Cyprian 112.
Kinner, Jakob 108, 112.
Kirchen und Klöster:
  Annenkapelle 93—98, 102, 106, 112, 117—119, 125, 126, 128—131.
  Bartholomäikirche 94.
  Birgittenkloster (Brigittenkirche) 89, 91, 92, 101, 102, 129.
  Dominikanerkloster (Nicolaikirche) 89—92, 94, 100—102, 128, 129.
  Elisabethkirche 100.
  Franziskanerkloster 89, 94.
  Heilig-Geist-Kirche 93, 94, 96, 104, 118, 125, 126, 130, 131.
  Jakobskirche 93, 94.
  Johanniskirche 104, 118, 127.
  Karmeliterkloster (Josephskirche) 89, 91, 92, 101, 128, 129.
  Katharinenkirche 93, 94.
  Königliche Kapelle 111, 120, 129.
  Marienkirche 110, 120.
  Petrikirche 93, 94, 100, 103, 104.
  Trinitatiskirche 94, 95, 102, 105, 106, 109, 117, 125, 127—130.

Köster, Johann 99.
Kotzer, Konzewitz 114, 116.
Kropillowicz, Johann 95.
Krüger, Adam 132.

Lademann, Martin 115.
Lebelski, George 94.
Lehmann, Johann Wilhelm 126, 133.
Lemke, Philippina 92.
Liebbruder, Christophorus 106, 114, 119, 120.
Liebeskind, Daniel Christoph 127.
Linde, Johann Wilhelm 133.

Makowski, Jan 103.
Makowski 128, 129.
Maukisch, Johann 102, 104, 106, 107.
Meißner, Caspar 108.
Meyer, Christian 109.
Michael, Petrus 116, 132.
Milau, Christian 127.
Milevitanus, Karl 96, 132.
Milicensis, Peter 96.
Mill, Theodor 128, 129, 133.
Milonius, Nikolaus 91—93.
Miotke, Mathias 95, 132.
Moneta, Johann 117, 119, 133.
Mrongovius, Christoph Coelestin 126 bis 128, 133.

Nennichius, Georg 132.
Niclassius, Albert 103.

Ogier, Charles 100, 101, 104.
Opitz, Martin 103.
Ortscheid, Martin 94, 133.
Osmitius, Andreas 133.

Pambius, Christoph 102, 106, 132.
Panten, Emil 129.
Pauli, Georg 102.
Pauli, Melchior 132.
Pesarovius, Albert Pomian 117, 132, 133
Petrosolenus 104.
Pietius, Martin 107.
Pobowsky, Carl Gottfried 133.
Polentius, Martin 107.
Polonus, Johannes 132.
Popinius, Martin 96.
Possevino, Antonius 90, 91.
Praetorius, Jakob 106, 107, 110, 113, 132.
v. Pröner 103.
Prosper, Laurentius 132.

Rebinius, Mathias 132.
Rhenius, Johann 114, 119.
Ring, David 94, 133.
Rozrazewski, Hieronymus 91, 92.

Sbasinius, Abraham 94, 132.
Scheller, Daniel 116, 132.
Schelwig, Samuel 112.
Schnitzenbäumer, C. A. 119.
Schopenhauer, Johanna 124.
Schröder, Friedrich 119, 133.
Schulen:
Akad. Gymnasium 89, 95—97, 100, 102, 104—106, 108—113, 116, 118, 119, 121, 122, 125, 126, 130, 131.
Barbaraschule 107, 115, 116, 119, 122, 123.
Bartholomäischule 115, 123.
Freischulen 120, 123, 125, 130.
Jesuiten-Kolleg in Altschottland 92, 101, 104, 115, 123, 129.
Johannisschule 106, 113, 121, 127 bis 129, 131.
Kapellenschule 120.
Katharinenschule 111, 114.
Marienschule 106, 110, 114.
Petrischule 96, 104, 111, 117, 127.
Städt. Gymnasium 126.
Winkelschulen 95—97, 107, 108, 113, 125, 129, 130.

Scytnicki, Stanislaus 101.
Semerau, Daniel 133.
Seydel, Jakob 107.
Splittgarbe, Johann Jakob 122.
Stephani Laganowski v. Silnice, Johann 112, 113, 116, 132.
Strauch, Aegidius 109.
Styla, Adam 112.
Swietlicki, Paul 121, 122, 133.

Ursinus, Benjamin 103.

Vogel, Daniel 119.
Volckmar, Nikolaus 95, 97, 106, 114, 116, 132.

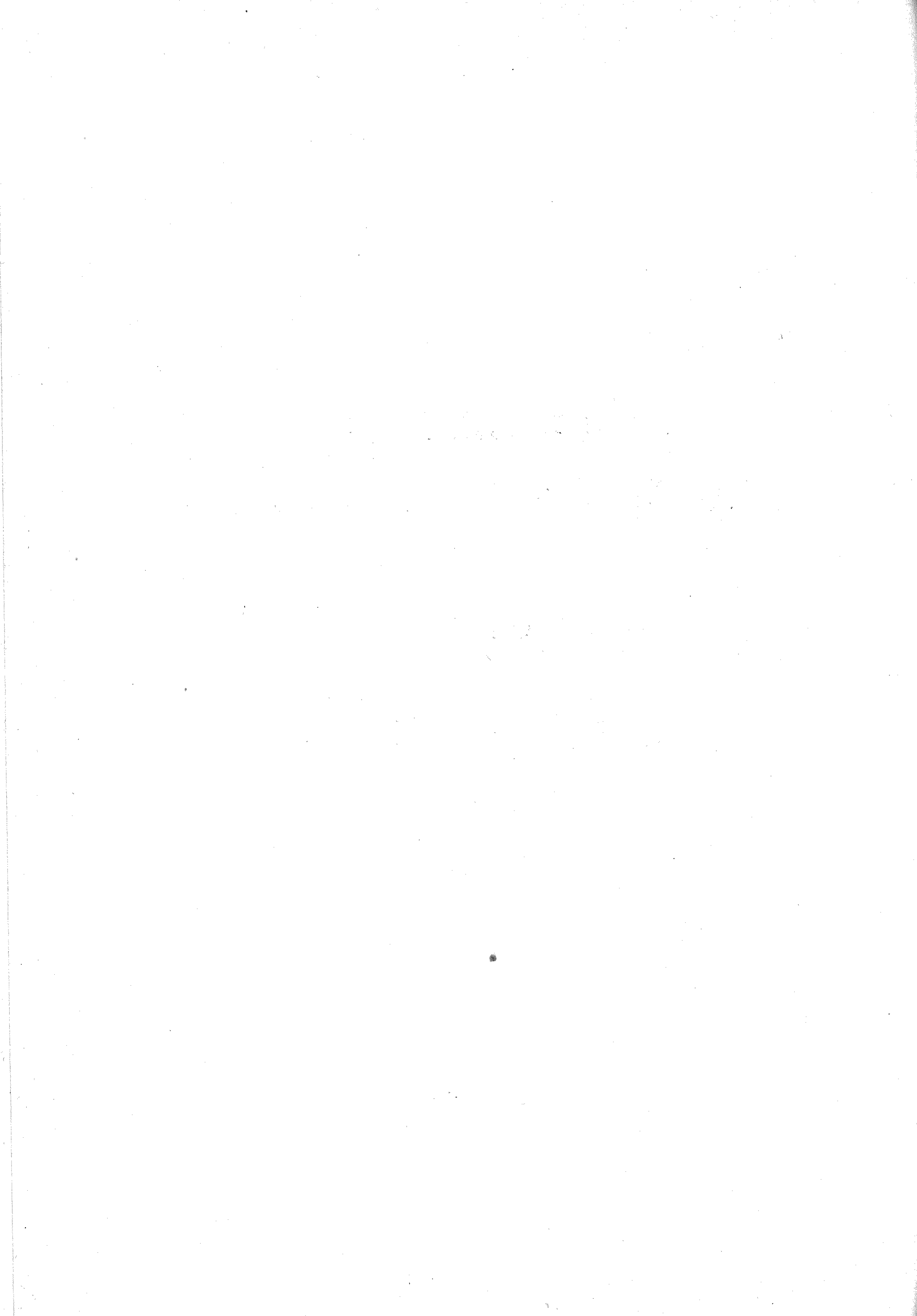
Wagenknecht, Martin 107.
Waschetta, Andreas 117, 118, 121, 126, 133.
Waszinsky, Mathias 107.
Weber, Johann 116, 132.
Widavianus, Albert 94.
Willer, Thomas 133.
Winkelschulen: s. Schulen.
v. Woyna, Karl 116, 119, 132.
Woynath, Augustin 96.

Zarth, Stanislaus 94, 133.
Zugehör, David 103.

Die Danziger Personenmedaillen.

Von

Dr. Siegfried Rühle,
Danzig.



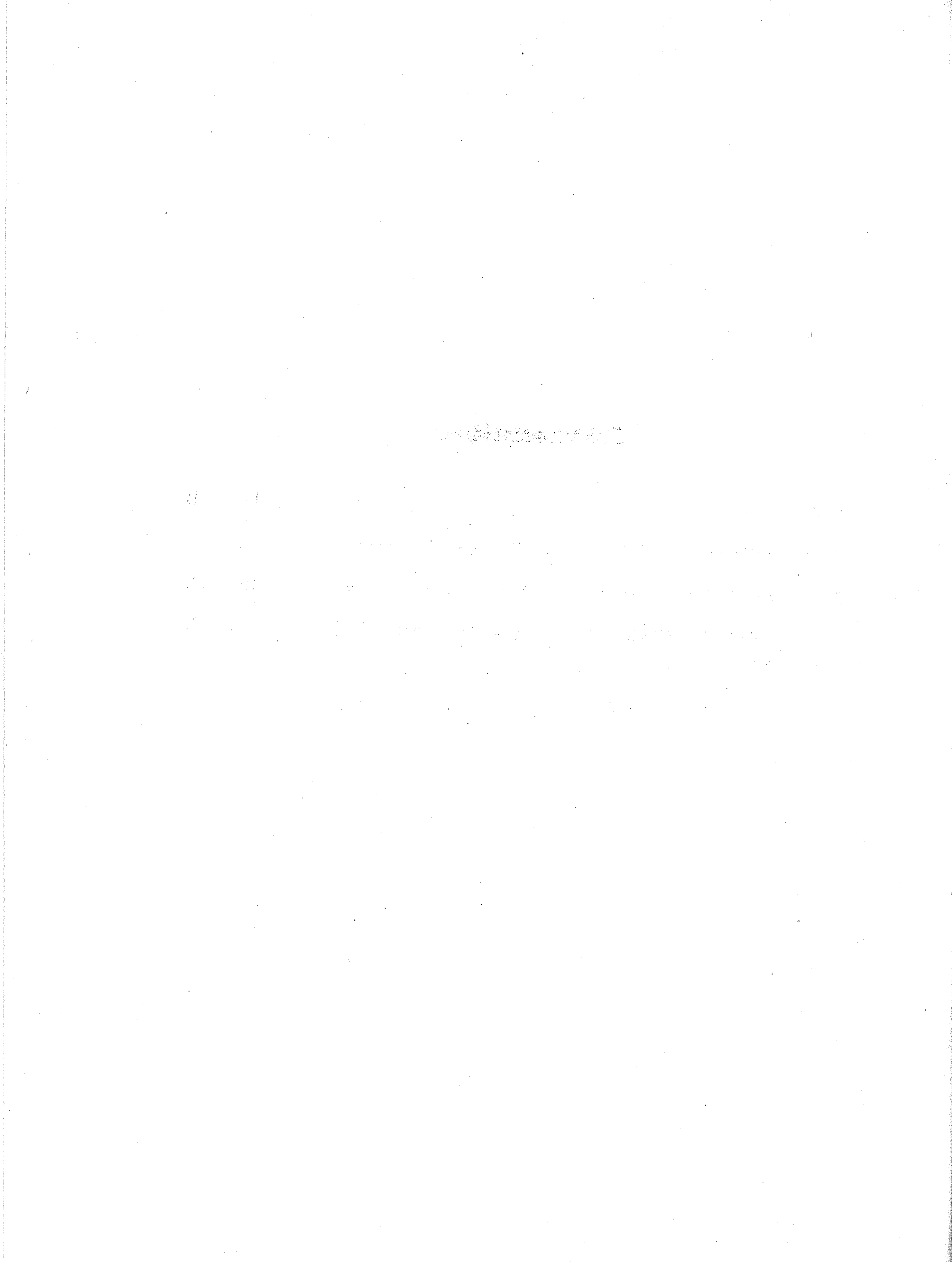
Inhaltsverzeichnis.

1. Einleitung . . . . 141—142

2. Beschreibung der Medaillen auf Danziger Personen . . 143—161

3. Verzeichnis der auf den Medaillen genannten Danziger . . 162—173

4. Verzeichnis der Künstler der Danziger Personenmedaillen . 174—175



I.

Einleitung.

Wie allgemein bekannt, hat Danzig in den fast 350 Jahren, in denen es der Oberhoheit des Königs von Polen unterstand, eine weitgehende Selbständigkeit besessen. Zu den wichtigsten Hoheitsrechten, die der Stadt verliehen worden waren, gehörte auch das Münzrecht. In einer eigenen Münzwerkstatt hat Danzig in einer oft sehr bedeutenden Menge die für den Geldverkehr in seinem Hoheitsgebiet und für seinen Handel notwendigen Münzen herstellen lassen. Diese Danziger Prägungen waren nicht nur für den gesamten Osten, insbesondere für das Preußenland und den Polnischen Staat, von großer Bedeutung; auch in Deutschland und Holland, in Dänemark und England, ja bis weit in den Balkan hinein finden sich heute noch immer wieder Danziger Gold- und Silbermünzen, die mit dem weitausgedehnten Handelsverkehr der Stadt ihren Weg bis in diese fernliegenden Gebiete gefunden haben.

Bei diesem großen Umfang der Danziger Prägungen spielten naturgemäß die Münze, ihre Tätigkeit und die an ihr beschäftigten Unternehmer, Beamten und Künstler eine große Rolle im Leben der Stadt. Insbesondere wandte sich in der Mitte des 16. Jahrhdts, seit der Humanismus auch mit seiner künstlerischen Bildung seinen Weg bis in den deutschen Osten gefunden hatte und auch in Danzig sehr bald zur Herrschaft gekommen war, die Aufmerksamkeit der ausschlaggebenden Kreise der Stadt vielfach der künstlerischen Formengebung der Prägungen zu, die aus der Städtischen Münze hervorgingen. Die reichen, weitgereisten Patrizier hatten häufig in den großen Städten des Westens, insbesondere in Nürnberg, Augsburg, wohl auch Italien die herrlichen Medaillen gesehen, die Fürsten und reiche Kaufleute auf wichtige Ereignisse ihres Lebens herstellen ließen. Die Vorliebe für solche kleinen Kunstwerke, die damals in den gebildeten Kreisen weit verbreitet war, findet sich bereits gegen Ende des 16. Jahrhdts bei einigen Danziger Kaufherren. Verschiedentlich berichten sie in den Schilderungen ihrer Reisen von Besichtigungen großer Münzsammlungen, die sie besonders interessierten. Der Bürgermeister Bartholomäus Schachmann und Arnold von Holten besaßen eigene Sammlungen; und ebenso haben sich der Schöffe Karl Schwarzwald, sein Nachkomme Heinrich Schwarzwald und der Ratsherr Schroer für Numismatik weitgehend interessiert[1]).

---

[1]) S. Rühle: „Die Entstehung des Münzkabinetts am Städt. Gymnasium zu Danzig", M. W. G., Jahrg. 24 (1925, Nr. 3).

Auf den Einfluß dieser Männer ist es wohl in erster Linie zurückzuführen, daß in der Städtischen Münze gegen Ende des 16. Jahrhdts nicht nur die Prägungen der für den Geldverkehr notwendigen Dukaten und Silberstücke vorgenommen wurden, sondern auch Medaillen und sogenannte Donative hergestellt wurden. Sie wurden zu politischen Zwecken als Geschenke vom Rat der Stadt an einflußreiche Persönlichkeiten, insbesondere den König von Polen, gegeben und sollten zugleich den Reichtum und die Macht der Stadt anschaulich erkennen lassen.

Im Zusammenhang mit dieser Herstellung von Medaillen und Donativen, die gegen Ende des 16. Jahrhdts auf Veranlassung des Rats in der Städtischen Münze durch die Beamten der Münze vorgenommen wurde, entwickelte sich im Anfang des 17. Jahrhdts in der reichen Hansestadt eine Medaillenkunst, die bald zu großer Blüte gelangte. Sie hat für die Entwicklung dieser Kunstart im gesamten Osten eine ausschlaggebende Bedeutung gewonnen. Die bekanntesten Künstler, deren Werke noch heute unsere Bewunderung erregen, sind Johann Höhn, Vater und Sohn[2]).

Mit dieser Danziger Medaillenkunst stehen die Medaillen, die auf Danziger Personen hergestellt worden sind, nur zum Teil in Zusammenhang. Vielfach läßt sich genau erweisen, daß es Danziger Künstler waren, auf deren Arbeit diese kleinen Kunstwerke zurückzuführen sind; das gilt besonders von einer großen Zahl von Medaillen, die der zweiten Hälfte des 17. Jahrhdts angehören. Oft wird jedoch kaum festzustellen sein, ob diese Danziger Persönlichkeiten darstellenden Gedenkmünzen in der Stadt selbst oder außerhalb Danzigs entstanden sind. Entweder haben die Danziger Patrizier auf ihren Reisen im Westen bei berühmten Künstlern ihre Medaillen herstellen lassen, wie es von dem in Danzig geborenen Bischof des Ermlandes Johannes a Curiis (Dantiscus) bezeugt ist; oder sie bestellten bei den Künstlern, die nach Danzig gereist waren, ihre Gedenkmünzen. M. Gumowski neigt dieser Ansicht zu, ohne jedoch bei den lückenhaften Überlieferungen jener Zeit die Möglichkeit zu haben, irgendwelche Beweise dafür zu bringen. Ich habe mehr den Eindruck gewonnen, daß die Medaillen auf Konnert, Kuene-Jaschke, Schachmann und Placotomus, die der Zeit bis zur Mitte des 16. Jahrhdts angehören, nicht in Danzig entstanden sind, sondern, wie es für die Dantiscusmedaillen nachgewiesen ist, aus den Mittelpunkten der künstlerischen Arbeit dieser Zeiten hervorgegangen sind.

Nach dem Zusammenbruch der Danziger Medaillenkunst, die sich nach dem Tode des jüngeren Johann Höhn gegen Ende des 17. Jahrhdts feststellen läßt, sind es fast ausschließlich auswärtige Künstler, von denen die Medaillen auf Danziger Persönlichkeiten hergestellt wurden. Zu ihnen gehört besonders auch P. P. Werner, der oft für Danzig arbeitete[3]). Nur Friedrich Wilhelm Du But, der längere Jahre in Danzig lebte, kann als Danziger Künstler angesprochen werden. Er hat die Medaille Nr. 30 hergestellt.

[2]) Eine ausführliche Darstellung der Danziger Medaillenkunst findet sich in: S. Rühle, „Die historischen Medaillen der Stadt Danzig", Z. W. G. 1928 (Jahrg. 68), S. 243 ff.

[3]) Vgl. Rühle a. a. O., Nr. 55—64.

II.

Beschreibung der Medaillen auf Danziger Personen.

Die Beschreibung bringt die Medaillen, die auf Danziger hergestellt sind, in historischer Reihenfolge. Hinter der Beschreibung werden unter a) die Sammlungen angeführt, in denen die Medaillen sich finden. Es sind hier in erster Linie das Städtische Münzkabinett Danzig (St. Mk. Danzig), die Münzsammlung im Staatlichen Landesmuseum für Danziger Geschichte im Schloß Oliva (Sammlung Abegg), die Münzen- und Medaillen-Samlung in der Marienburg (Marienburg) und das Staatliche Münzkabinett Berlin (St. Mk. Berlin) herangezogen worden. Unter b) werden Literaturwerke und Kataloge aufgeführt. Unter der sehr umfangreichen Katalogliteratur sind besonders die alten in Danzig erschienenen Auktionskataloge des 18. Jahrhdts. beachtet worden[4]). Die mit einem Kreuz bezeichneten Medaillen sind auf den angefügten Tafeln abgebildet.

1529.

1. Johannes Dantiscus: Porträtmedaille.

Vs.: Brustbild von vorne, bekleidet mit flacher Mütze und Mantel; bärtiges Gesicht.

Umschrift:

* IOANNES · DE · CVRIIS · DANTISCVS · XXXXIII · ÆTATIS · ANNO · M · D · XXIX

Rs.: Zwei nackte Putten, die einen Schild mit dem Wappen des Dantiscus halten.

Umschrift:

LAVDATE · PVERI · DOMINVM · LAVDATE · NOMEN · DOMINI ·

Signum des Künstlers: —; nach Gumowski: Christoph Weidlitz; Dm.: 63 mm; Gew. —.

a) Zweiseitiger Bronzeguß in Sammlung Dr. Julius Simonis in Jemappe (Belgien), heute im Münzkabinett Brüssel; Abguß in Blei (einseitig, nur Voßberg). Münzkabinett München.

b) J. Simonis, L'art du médailleur en Belgique Bruxelles 1900, 56 pl. V. 1. — Habich, Die deutschen Medailleure des XVI. Jahrhdts, Halle 1916 p. 12. 7. — Kolberg, Die Dantiscusmedaillen, Zeitschrift für Geschichte Ermlands XVIII (1913), 710, fig. 3. — Domanig, Peter Flötner als Plastiker und Medailleur, Jahrbuch d. kunsthist. Sammlg. des allerh. Kaiserhauses, Wien 1895 p. 65. — M. Gumowski, Jan Dantyczek i jego Medale in: Zapiski Towarzystwa naukowego w Toruniu Tom VIII (1929), Nr. 1 p. 5. (Abb.).

---

[4]) Vgl. dazu S. Rühle, Die Numismatik im alten Danzig in: Berliner Münzblätter, Neue Folge, Nr. 334 (Oktober 1930), S. 150 ff.

1529.

2. **Johannes Dantiscus**: Porträtmedaille.

Vs.: Brustbild des Bischofs von vorne, mit Vollbart, Hut und Mantel, ähnlich wie Nr. 1.

Umschrift:

* 4 · ET · 40 · DANTISCVS · IN · ANNIS · TALIS · IN · HESPERIA · POSTERIORE · FVIT ·

Rs.: Wappen mit 4 Feldern, im 1. und 3. doppelte Adlerflügel, im 2. und 4. je eine Keule und ein Schwert. Als Helmzier Adlerflügel und Harfe. Neben dem Wappen verschiedene Pilgrimsabzeichen: Das Kreuz von Jerusalem, das R mit einem Schlüssel als Erinnerung an eine Pilgerfahrt nach Rom, Rad und Kreuz als Zeichen der Heiligen Katharina, erteilt an die Pilger auf dem Sinai, Muschel und zwei Stöcke als Zeichen der Pilgerfahrt nach St. Jacob di Compostella. Unten neben dem Schild: 15—29.

Umschrift:

HAS · ALAS · GLADIVQ · PROBET · NISICV · SVDE : VIRTVS · NIL · VERE · PENITVS · NOBILITATIS · HABET

Signum des Künstlers: —; nach Gunowski: Christoph Weidlitz; Dm.: 60 mm; Gew.: —.

a) Original-Buchsbaum-Modell im St. Mk. Berlin.

b) C. B. Lengnich (1791), Nr. 127 (mit Angabe älterer Lit.). J. J. Salomon, Die Münzgeschichte der Stadt Danzig, Erstes Stück 1762. — Raczynski, Cabinet medalow (Berlin 1845) I, 15 — Menadier, Das Medaillenmodell auf Dantiscus. Amtl. Bericht aus den Kgl. Museen Berlin 1907, 51. — Kieszkowski a. a. O., fig. 1. — Kolberg a. a. O. 709, I. — Habich a. a. O. IV, 6. — Gumowski a. a. O., S. 5/6 ff. (Abb.).

1531.

3. **Johannes Dantiscus**: Porträtmedaille.

Vs.: Brustbild von vorne, ohne Bart, mit Mütze und weitem Gewand.

Umschrift:

❀ IOANES · DANT · CONFIR · EPS · CVLMEN · ÆTAT · 45: MEN · 9 · MDXXXI

Rs.: Felsiger Berg mit einem in Spiralen sich nach oben windenden Wege; auf ihm einige Büsche, in der Mitte ein ruhender Hirsch. Über der Spitze des Berges das Wort: VIRTVS

Umschrift:

❀ GRATA · QVIES · FESSO · DVCE · QVÆ · VIRTVTE · PARATVR

Signum des Künstlers: —; nach Gunowski: Christoph Weidlitz; Dm.: 65 mm; Gew.: —.

a) Bronze, zweiseitig, Sammlung Dr. Julius Simonis in Jemappe (Belgien), heute im Münzkabinett Brüssel; einseitiger Bleiabguß: Britisches Museum.
b) Simonis a. a. O. 56 pl. V, 2. — Kieszkowski a. a. O. fig. 4 und 5. — Habich a. a. O. p. 12. 8. — Kolberg a. a. O. 710, 84. — Gumowski a. a. O. p. 10—11. (Abb.).

1532.

4. **Johannes Dantiscus**: Porträtmedaille.

Einseitige Medaille: Brustbild im Profil nach rechts, ohne Bart mit Hut und Mantel.

Umschrift:

IO · DANT · E · C · — AN · ÆTAT · XLVI ·

Signum des Künstlers: —; nach Simonis und Gunowski: Johann Secundus; Dm.: 55 mm; Gew.: —.

a) Bleiabguß, einseitig, im Münzkabinett Brüssel.
b) Simonas a. a. O. I, 55 tabl. III vor. 3. — Forrer, Biographical Dictionary II (1904), V, 454. — Gumowski a. a. O., S. 17.

(1544.)

Jorge Scheweke, Porträtdarstellung, Holzmodell.

Vorderseite der Medaille Nr. 25 vom Jahre 1694 von Johann Ludwig Scheweke (s. dort).

(Ca. 1556.)

*5. **Johannes Konnert**: (Erinnerungsmedaille, (an 1456). Einseitig gegossene Silbermedaille.

Vs.: Brustbild eines bärtigen Mannes mit breitem Hut, en face mit leichter Wendung des Kopfes nach links, Tracht des 16. Jhdts.

Umschrift von links unten nach rechts:

IOHANNES + KONNERT + ÆTATIS + VIGE · SEP +

Rs.: Glatte Fläche, auf der eingraviert ist:

„ANNO — 1456 —

Signum des Künstlers: Unter dem rechten Ärmel des Brustbildes, schwer erkenntlich, J S; die Medaille ist also Jakob Stampfer zuzuweisen; Dm.: 42 mm; Gew.: 27,2 gr.

a) Silber: Städt. Mk. Danzig.
b) Voßberg 487. — Marquardt, Notiz, S. 11—12a. — Bahrfeldt 8855 (Kopie). — Kat. Ruff 439. — Kat. Lengnich (1791) 297: Lit.

1557.

*6. **Hans Konnert**: Porträtmedaille. Silberne ovale Gußmedaille.

Vs.: Stark hervortretendes Brustbild en face eines bärtigen Mannes in geschlossenem Wams mit hohem Kragen, auf dem Kopf eine hohe Mütze. Der Kopf ist leicht nach rechts gewendet. Ein Kranz aus Ähren umschlingt das Bild, rechts, links und oben kräuseln sich schmale Bänder in der Bildfläche, unten ein Schriftband.

Umschrift:

HANS (Verzierung) KONNERT (Verz.) ANNO (Band) 1557 (Verz.) ÆTATIS (Verz.) SVÆ (Verz.) XXV (Band).

Rs.: Auf der glatten Fläche ist eingegraben:

\+ SORGE + VND + / + GEDENCKE + DOCH + / + NICHT + ZV + VIL + / + ES + GESCHICT + GELEICH + / + WOL + NORT + WIE + GOT + / WIL + 1557 + /

Darunter Verzierungen in Rankenformen.

Signum des Künstlers: —; vielleicht ist auch hier Jakob Stampfer der Künstler (vgl. Nr. 5); Dm.: 50×48 mm; Gew.: 31,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig.

b) Voßberg 486, 486a. — Bahrfeldt —. — Marquardt, Notiz, S. 11. — Lengnich, Journal (1791), S. 1047. — Kat. Mikocki (Wien 1850), Nr. 2870. — Kat. v. Duisburg, Danzig 1869, Nr. 1266.

1561.

*7. Marcus Kuene-Jaschke: Porträtmedaille. Einseitige silberne Gußmedaille.

Vs.: Bärtiger Männerkopf im Profil nach links mit hohem Kragen. (Vgl. Nr. 8.)

Umschrift von links unten beginnend:

MARC : KVENE · IASCHKE GENANT · ÆTAT XXV

Rs.: Glatte Fläche.

Signum des Künstlers: Unter dem Kragen: H. W. 1561 (= Hans Wild); Dm.: 31 mm; Gew.: 13,2 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin (Neuguß).

b) Voßberg 488. — Lengnich, Nachrichten 1791, S. 1042, Nr. 270. — Marquardt, Notiz, S. 12. — G. Habich, Die d. Medaillen des 16. Jahrhdts. (Halle 1916), S. 158. — Bahrfeldt zu 8854, S. 186.

1562.

*8. Marcus Jaschke: Porträtmedaille. Silberne Gußmedaille in ovaler Form.

Vs.: Kopf eines bärtigen Mannes mit hoher Mütze und hohem Kragen nach links (vgl. Nr. 7).

Rs.: (Rosette) / O · G · E · DM / MAR · IAS · / DANTIS · / ÆTA · 25 / Ao · 1562 /

Signum des Künstlers: Unter dem Kragen: H W (= Hans Wild); Dm.: 21×16,5 mm; Gew.: 6,1 gr.

a) Städt. Mk. Danzig (Silber). — Staatl. Mk. Berlin (Neuguß). — Marienburg 8854.

b) Voßberg 488a. — Bahrfeldt 8854, S. 186 (Abb.). — Kat. Ruff 441. — Habich a. a. O., S. 158.

1568.

*9. Catharina D(octoris) Plac(otomi) uxor: auf ihren Tod. Silberne Gußmedaille.

Vs.: Erhabenes Brustbild einer Frau, der Kopf ist leicht nach links gewandt.

Umschrift von links unten beginnend:

CATARINA · D · PLAC · VXOR ·

links daneben eingraviert: AETAT · 44

Rs.: Auf glatter Fläche eingraviert:

· / NASCITVR · / · ISLEBI · IN · / · MANSFELD · / · · ANNO · 1525 · / · MORITVR · / DANTISCI · / : AO · 68 · DECEb / · DIE · 12 · /

Signum des Künstlers: —; vielleicht ist die Medaille Joachim Deschler zuzuweisen; Dm.: 26 mm; Gew.: 7,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig.
b) Bahrfeldt 8863 (Kopie, Abb.; falsche Auslegung). — Kat. Ruff 440.

1570.

*10. Jacob Schachmann: auf seinen Besuch in Danzig. Silberne Gußmedaille.

Vs.: Brustbild eines bärtigen Mannes von vorne, der Kopf ist leicht nach links gewandt, mit hohem Kragen und kostbarer Kette.

Umschrift von links unten beginnend:

IACOBVS SCHACHMAN ÆTATIS SVÆ 42 ·

unter dem Bildnis: 1570.

Rs.: Wappen der Familie Schachmann.

Umschrift von links unten beginnend:

CHRISTVS — SPES MEA

Signum des Künstlers: —; nach Habrich Meister S · B:; Dm.: 33 mm; Gew.: 14,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin.
b) Voßberg 489. — Lengnich, Nachrichten 1792, S. 673. — Marquardt, Notiz, S. 12/13. — Bahrfeldt 8868 (Kopie). — Habich, Die d. Kunstmedaillen, S. 162. — Kat. Lengnich (1791) 522.

(1599.)

*11. Jacob Konnert: Porträtmedaille. Einseitiges Modell einer kleinen Medaille, in Steindose.

Brustbild mit Wendung des Kopfes nach rechts, in geschlossenem Wams mit hohem Kragen.

Umschrift links unten beginnend:

· IA · KONNERT · AO · 15 · 9 : ÆTATIS ZZ —

Signum: —; vielleicht dem Meister des Georg Friedrich von Brandenburg zuzuschreiben (vgl. Habich a. a. O. S. 160 f.); Dm.: 17 mm; Gew.: —.

a) Münzhandlung Riechmann & Co., Halle a. S.
b) Kat. Riechmann 1927—30, XIII M.

(Ca. 1650.)

*12. Johannes Placotomus: Porträtmedaille. Einseitiger ovaler Silberabschlag.

Brustbild eines Mannes von vorne, der Kopf leicht nach rechts gewandt, mit Spitzbart und Locken.

Umschrift von links beginnend:

* JOHANNES (Loch) PLACOTOMVS

Links zwischen Umschrift und Brustbild: Natus / 1610.

Signum des Künstlers: —; Dm.: 55×48 mm; Gew.: —.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin.
b) Kat. v. Duisburg, Danzig 1869, Nr. 396.

1669.

*13. Boguslaus Fürst Radziwill. Auf seinen Tod.

Vs.: Brustbild des Fürsten nach rechts mit großer Lockenperücke in links hochgerafftem Mantel. Ähnlich den Darstellungen bei Joh. Höhn dem Jüngeren.

Umschrift links unten beginnend:

D. G. BOGVSLAVS — RADZIWIL. DVX.

Rs.: Inschrift in 5 Zeilen:

NATVS GEDANI / D · 3 · MAIJ · MDCXX · / DENATVS REGIOM. / D. 31. DECEMB. / MDCLXIX. /

Signum des Künstlers: —; wahrscheinlich Johann Höhn der Jüngere; Dm.: 29 mm; Gew. 9,2 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Marienburg 8864.
b) Voßberg 1081. — Czapski 4014. — Raczynski 179. — Kat. Danzig 1798 April 11. b 158. — Kat. Mikocki 2881.

1669.

14. Boguslaus Fürst Radziwill: Auf seinen Tod.

Vs.: Brustbild des Fürsten nach rechts mit großer Lockenperücke, in antiker Bekleidung; ohne Umschrift.

Rs.: D : G : / BOGVSLA₉ RADZIWIL / DVX IN BIR · DVB · / SL · ET KOP · / S · R · I · PRINCEPS / PRIM₀ EL · PRVS · GVBERN · / NAT · GED · MDCXX D · 3 MAY / DEN · REGIOM · MDCLXIX / VLT · DECEM ·

Signum des Künstlers: —; wahrscheinlich Johann Höhn der Jüngere in Danzig; Dm.: 35 mm; Gew.: 47,3 gr.

a) Städt. Mk. Danzig.
b) Raczynski 179a. — Czapski 4013. — Bentk. 182. — Andere Medaillen auf Boguslaus Fürst Radziwill, auf denen seine Geburt in Danzig nicht erwähnt wird, siehe Raczynski 177—182. — Czapski 4006—4012.

1675.

*15. (Eva Maria Behm v. Behmenfeldt und Georg Schröder): Hochzeit. Einseitige Silberklippe.

Vs.: Im oberen Teil der Klippe großes Dreieck; an der oberen Spitze die Sonne mit einer darauf liegenden Krone, auf ihr das Zeichen des Schützen, an den anderen Spitzen des Dreiecks je ein Halbmond; im Winkel des Dreiecks links ein Schwert, rechts ein Morgenstern. Über der linken Kathete: DEO, über der rechten: GRATIAS, unter der Hypothenuse: A · 1675 / M · OCTO. Diese Worte sind getrennt durch ein Kreuz, an dessen linkem Schenkel ein Ring, rechts ein Stern sich findet. Unter dem Kreuz: MENTE BONA / GEDANI / PRVS

Rs.: Glatte Fläche.

Signum des Künstlers: —; wahrscheinlich Johann Höhn der Jüngere in Danzig; Dm.: 28 × 39 cm; Gew.: 6,3 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Marienburg 8846.
b) Voßberg 1092. — Marquardt, Notiz, S. 11. — Raczynski 166a (Ungenau). Kat. Lengnich (1791) 28. — Danzig 1766, Januar 20., I, 33. — Kat. Danzig 1770, Januar 15., Nr. 131. — Kat. Danzig 1803, Juni 29., d, Nr. 36. — Kat. Danzig 1790, September 13., Nr. 35. — Kat. Mathy, Nr. 2591. — Kat. Danzig 1847, August 20. (Dubletten), Nr. 110/111. — Kat. Mikocki 2887.

1675.

16. (Eva Maria Behm v. Behmfelden und Georg Schröder): Hochzeit. Doppelseitig ausgeprägte Silberklippe.

Vs.: Wie Nr. 15.

Rs.: Großer vierfeldiger Wappenschild mit Mittelschild, daneben M · B · = DE · B /

a) Marienburg 8845.
b) Vgl. dazu Bahrfeldt, Marienburg zu 8845.

1677.

*17. Christian Schröder und Daniel Proite: Auf die Wahl der beiden Schwäger zu Bürgermeistern.

Vs.: In der Mitte hält ein aus Wolken herausgestreckter Arm an Bändern zwei Wappenschilder. Rechts das Wappen der Familie Proite, links Schröder. Darunter: 1677. Darum ein Distichon in zwei Umschriften:
Außen: SCHRÖDERUM PROITO IUNXERUNT FOEDERA LECTI ·
Innen: IUNGIT ET HOS BINOS CURIA NOSTRA VIROS

Rf.: In der Mitte zwei mit Bändern verbundene, brennende Herzen. Über ihnen: 16 · FEB · Darunter: D · N · D · / I · HÖHN · Darum ein Distichon in zwei Umschriften:
Außen: SUPREMOS ILLIS DEMANDAT PATRIA FASCES ·
Innen: SIC FIRMAVIT HONOS QVOS SOCIAVIT AMOR

Signum des Künstlers: Auf der Rückseite unter den Herzen: I · HÖHN· Dm.: 26,5 mm; Gew.: 9,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig.
b) Voßberg 1096. — Kat. Lengnich (1791) 537. — Danzig 1766, Januar 20., I, 85. — Kat. Danzig 1803, Juni 29., b Nr. 26.

1675.

*18. Aegidius Strauch: Porträtmedaille. o. J.

Vf.: Erhabenes Brustbild nach rechts in geistlichem Ornat mit Käppchen und lang herabfallenden Haaren.

Umschrift von links nach rechts:
ÆGIDIUS — STRAUCH · S · S · THE DOCT

Rf.: In einem Rosenkranz das Wappen mit Helmzier und reicher Ornamentik; es zeigt 5 Rosen zwischen 4 Blütenkelchen, die an langen Stengeln aus dem Fuße des Wappens herauswachsen. Unter dem Kranze: Nat$_{O}$ · 1632.

Signum des Künstlers: —; wahrscheinlich Johann Höhn der Jüngere in Danzig; Dm.: 45,5 mm; Gew.: 38,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8869.
b) Bentkowski 284. — Voßberg 1098. — Raczynski 257. — Czapski 4042. — Kat. Lengnich (1791) 581, I H?, 3 Stück. — Danzig 1766, August 25., I, 331. — Danzig 1767, Mai 18., Nr. 1182 a und b (Ungenau). — Danzig 1768, Januar 7., Anhang 39. — Danzig 1768, Februar 15., Anhang 37 (Ungenau). — Danzig 1798, April 11., b 91. — Danzig 1803, Juni 29., b 12. — Danzig 1823, April 7., 3. Abteilung 18. — Königsberg 1798, November 26., 230 (Ungenau). — Danzig 1790, September 13., 33 (Ungenau). — Kat. Mikocki 2904. — Kat. Mathy 2593. — Kat. v. Duisburg, Danzig 1869, Nr. 1269.

(1675.)

*19. Aegidius Strauch: Porträtmedaille. o. J.

Vf.: Wie Nr. 18.

Rf.: In einem Rosenkranz das Wappen des Aegidius Strauch wie Nr. 18; die Verzierungen des Schildes sind aber einfacher gehalten; neben dem Schild: C — S. Unter dem Rosenkranz: Nat 1632.

Signum des Künstlers: auf der Rückseite rechts und links vom Wappen: C — S; es sind dies die Buchstaben des Danziger Münzwardeins Christian Schirmer, unter dem Johann Höhn der Jüngere arbeitete; Dm.: Wie Nr. 18; Gew.: Wie Nr. 18.

a) Expl.: Fa. Riechmann & Co. (Silber). Kat. 1927 — 30: XIII: Nr. 14 985.
b) Czapski 4043. — Kat. Danzig 1767, Mai 18., Nr. 1182 a und b (Ungenau). Kat. v. Duisburg, Danzig 1869, Nr. 1270.

1678.

*20. Aegidius Strauch: Auf seine Rückkehr nach Danzig.

Vs.: Brustbild in geistlichem Ornat nach rechts, ähnlich wie auf Nr. 21. Umschrift von links nach rechts:

AEGIDIUS — STRAUCH · S · S · THE · D ·

Rs.: Wappen des A. Strauch mit Helmzier; links und rechts daneben: NAT9 — 1632. Unter dem Wappen Inschrift in 4 Zeilen:

Ao 1675 D · 30 SEPTEMB : / GEDANO PROFECT9 / Ao 1678 M · IVLII / REDIIT ·

Darunter Palmen- und Lobeerzweig gekreuzt.

Signum des Künstlers: —; wahrscheinlich Johann Höhn der Jüngere in Danzig; Dm.: 30,5 mm; Gew.: 6,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8870.
b) Kat. Voßberg 1099. — Kat. Czapski 4044. — Kat. Raczynski 259. — Kat. Danzig 1767, Mai 18., Nr. 1179. — Danzig 1769, März 8., 641. — Danzig 1771, September 23., 211 (Ungenau). — Danzig 1773, November 9., 109. — Kat. Mathy 2594. — Kat. Mikocki 2907.

1678.

*21. Aegidius Strauch: Auf seine Rückkehr nach Danzig.

Vs.: Brustbild in geistlichem Ornat nach rechts wie Nr. 18 und 20. Umschrift von links nach rechts:

ÆGIDIUS — STRAUCH · S · S · THE · D ·

Unter dem Brustbild in ganz kleiner Schrift von links nach rechts:

A · 1675 D · 30 SEPT · GEDAN · PROFECT9

Rs.: Brustbild in geistlichem Ornat mit Vollbart nach rechts. Umschrift von links nach rechts:

ÆGIDIUS — STRAUCH · S · S · THE · D ·

Unter dem Brustbild in ganz kleiner Schrift von links nach rechts:

A · 1678 · D · ZO IULII REDIIT ·

Signum des Künstlers: —; wahrscheinlich Johann Höhn der Jüngere in Danzig; Dm.: 31 mm; Gew.: 8,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig (Silber und Gold). — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8872
b) Voßberg 1100. — Bentkowski, Felix. Spis medalow Polskich. (Warszawa 1830), 285. — Raczynski 258. — Kat. Danzig 1765, April 22., II, 24 (Ungenau). — Danzig 1766, August 25., I, 332. — Danzig 1767, Mai 18., Nr. 1180, Nr. 1181 (Gold). — Danzig 1773, November 9., 56. — Danzig 1775, März 20., 299, 369. — Danzig 1775, März 20., Anhang zum 1. August 26. — Danzig 1798, April 11., a 21 (Gold). — Danzig 1798, April 11., b 211. — Danzig 1803, Juni 29., a 4. — Danzig 1805, Juli 18. und 19., b 53. — Danzig 1823, April 7., 3. Abteilung 19. — Danzig 1804, März 12., Nr. 318. — Königsberg 1798, November 26., 229. — Danzig 1790, September 13., 34. — Danzig 1795, September 21., Nr. 28 (Mit Literaturangabe). — Kat. Mikocki 2905. — Kat. Mathy 2595.

1687.

*22. **Johannes Hevelius**: Auf seinen Tod.

Vs.: Erhabenes Brustbild des Hevelius von vorne im umgeworfenen Mantel mit langen Locken.

Umschrift oben von links nach rechts:

IOHANNES · HEVELIVS · — DANTIS CA · CONSVL ·

Rs.: Über einem Felde mit einigen Bäumen ein zur Sonne fliegender Adler. Oben über dieser Darstellung im Halbkreise: IN · SVMMIS · CERNIT · ACVTE · / Im Abschnitte: Nat Ao 1611. Die 28 · Jan · / Mort. ipso natali Die / 1687 · /

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite links unter dem Brustbild: Karlsteen; Dm.: 44,5 mm; Gew.: 40,2 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8853.
b) Kat. Lengnich (1791) 245a (Hier auch ältere Literatur). — Danzig 1767, August 17., II, 13. — Danzig 1775, Mai 20., Nr. 309. — Danzig 1798, April 11., Nr. 86. — Danzig 1803, Juni 29., b Nr. 10. — Kat. Mikocki, Wien 1850, Nr. 2902. — Kat. Mathy, Danzig 1858, Nr. 2597. — Kat. v. Duisburg, Danzig 1869, Nr. 397. — Kat. Bentkowski 283. — Kat. Raczynski 255. — Kat. Köhne 1848, Nr. 1107.

1687.

*23. **Johannes Hevelius**: Auf seinen Tod.

Vs.: Erhabenes Brustbild als Gelehrter von vorne in der Tracht eines Ratsherrn mit lang herabwallenden Locken und umgeschlagenem Mantel.

Rs.: Inschrift in 16 Zeilen:

IOHANNES HEVELIUS / DANTISCAN9 CONSUL VET · CIVITAT · / DELICIUM REGUM AC PRINCIPUM / ASTRONOMORUM IPSE PRINCEPS / IN GLORIAM ATQVE ADMIRATIONEM / SECULI PATRIÆ ORBIS / ANNO 1611 DIE 28 JANUARII NATUS / REM CONSILIIS PUBLICAM IUVIT / LITERARIAM PRÆCELLENTIB · MONUMENT · / AUXIT / MERITIS IN UTRAMQVE ILLUSTRIS / SPLENDOREM NOMINIS ÆTERNITATI / INSERUIT / IPSO NATALI DIE / ANNO 1687 / DE NATUS · /

Signum des Künstlers: Auf der Rückseite unter der Inschrift: I H = Johann Höhn der Jüngere; Dm.: 52,5 mm; Gew.: 54,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8852.
b) Kat. Lengnich (1791) 245 b (Hier auch ältere Literatur). — Kat. Danzig 1766, Aug. 25., I, 333. — Danzig 1775, Mai 20., Nr. 310. — Danzig 1769, Okt. 16., II, 55. — Danzig 1771, September 23., Nr. 73. — Danzig 1798, April 11., Nr. 85. — Danzig 1804, August 22., Nr. 103. — Danzig 1805, Juli 18. und 19., Nr. 21. — Danzig 1790, September 13., Nr. 180. — Kat. Mikocki, Wien 1850, Nr. 2901. — Kat. Mathy, Danzig 1858, Nr. 2596. — Kat. v. Duisburg, Danzig 1869, Nr. 398. — Kat. Danzig 1847, August 20. (Dubletten), Nr. 44. — Kat. Bentkowski 282. — Kat. Raczynski 254. — Köhne 1848, Nr. 1106.

1689.

*24. Christina Pauli geb. Uphagen: Auf ihren Tod. Ovale Silbermedaille.

Vs.: Brustbild von vorn, mit langem, gesticktem Schleier, Oben Umschrift, von links unten beginnend:
CHRISTINA · PAULI · NATA UPHAGEN · Ao 1633 D · 21 IAN · DENAT · 1689 $\frac{2^{\text{u}}}{\text{MAY}}$

Rs.: Eine hohe Frauengestalt in langem wallenden Gewande, wohl die Wahrheit, in der rechten Hand ein Zepter haltend, zum Schwur die linke zur Sonne, in der das Auge Gottes steht. Sie steht auf einem besiegten Feinde, der Lüge, um den Schlangen und Würmer liegen. Ein Löwe und einige Drachen greifen sie von links her wütend an. Um diese Darstellung läuft oben und unten je ein Band mit Inschrift. Oben: DEUS EST IUSTUS IUDEX · ET VERITAS TRIUMPHAT. Unten: VICI INIMICOS MEOS ·

Signum des Künstlers: —; wahrscheinlich Johann Höhn der Jüngere in Danzig; Dm.: 50 × 42 mm; Gew.: 42,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Marienburg 8862 (Kopie).
b) Voßberg 1107. — Kat. Danzig 1805, Juli 18. und 19., b 20.

1694.

*25. Johann Ludwig Schewеke: Auf seine Geburt. Silberne Gußmedaille.

Vs.: Brustbildnis eines bärtigen Mannes in Profil nach links, mit hohem Kragen und verziertem Wams.
Umschrift links unten beginnend:
IORGE SCHEVEKE — A ♣ 1544

Rs.: Wappen, im Felde Rind, oben Helmzier mit Federn.
Umschrift links beginnend:
IOHAN · LUDWIG ❀ SCHEVEKE ❀ 1694
Vgl. hierzu ein Medaillon aus Buchsbaum von Jorge Schewеke 1544, das sich im Stadtmuseum Danzig befindet (Kgm. 850). Das feingeschnitzte, einseitige Medaillon hat wohl als Vorlage für die Vorderseite der silbernen Gußmedaille gedient. Man gewinnt jedoch den Eindruck, daß dieses Stück einer späteren Zeit angehört. Anders dagegen Habich, Die d. Medailleure, (1916) p. 179; Habich hält Jacob Bink für den Künstler dieses Holzmodells mit der Jahreszahl 1544.

Signum des Künstlers: —; Dm.: 48,5 mm; Gew.: 91 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Marienburg 8867 (Kopie).
b) Voßberg 1108. — Kat. v. Duisburg, Danzig 1869, Nr. 1874 (Bronzeguß).

1734.

*26. Aegidius Glagau und Barbara Rosenau: Goldene Hochzeit.

Vs.: Neben einem Altar, auf dem in der Mitte eine Flamme brennt und zwei Ringe rechts und links liegen, stehen rechts eine Frau und

links ein Mann in der Tracht des 18. Jahrhdts. Sie halten in ihren rechten Händen je einen Ring hoch über den Altar. Über der Mitte der Gruppe ein Strahlenkranz, in dem ein Gotteszeichen angedeutet ist. Auf dem Altar in 4 Zeilen:

DEO / CONIUGII / STATORI / ET / CONSERV · /

Im Abschnitt: ÆGIDIVS GLAGAV / IVBILÆI SVI GAMICI / VOTA PERAGIT /

Rs.: Inschrift in 14 Zeilen:

D · O · M · / ET MEMORIÆ / IUBILAEI GAMICI / AB / ÆGIDIO GLAGAU / CIVE GEDANEN · / ÆT · LXXXVII · CONIUG · L · / CUM UXORE / BARB : ROSENAUIN / ÆT · LXVI / GEDANI / D · Z · OCT · A · MDCCXXXIII / FELIC · CELEBRATI / S · /

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite links neben dem Manne: P · P · W · (= Paul Peter Werner); Dm.: 32 mm; Gew.: 9,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig (Silber und Gold). — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8851.
b) Vossberg 1152. — Bentkowski 583. — Kat. Lengnich (1791) 197. — Kat. Danzig 1767, August 17., II, 24. — Kat. Danzig 1768, Februar 15., Anhang Nr. 32/33. — Kat. Danzig 1769, März 8., Nr. 617. — Kat. Danzig 1770, Januar 22., II, Nr. 64. — Kat. Danzig 1771, September 23., Nr. 31. — Kat. Danzig 1773, Mai 11., Nr. 19. — Kat. Danzig 1775, März 20., Nr. 297/298, 323, Zinn-Medaillon, S. 73, Nr. 9; Anhang August 1., Nr. 27. — Kat. Danzig 1805, Juni 19., Nr. 65. — Kat. Mikocki, Nr. 2917. — Kat. Mathy 2621. — Kat. Danzig 1847, August 20. (Dubletten), Nr. 54.

1745.

*27. Hendrick Soermans und Anna Maria Rammelmann: Silberne Hochzeit.

Vs.: Vor einem Spalier von Lorbeerbäumchen und einer in der Mitte stehenden breitästigen Palme sitzen auf zwei Felsblöcken rechts eine Frau, links ein Mann in antiker Tracht und reichen sich die rechten Hände. Sie greift mit der linken Hand in ein rechts neben ihr stehendes Füllhorn, er zeigt mit der linken Hand auf einen Ring, der vor der Palme hängt und eine XXV umschließt. Über der von Sonnenstrahlen umgebenen Palme schwebt zwischen kleinen Wolken in hebräischen Buchstaben der Gottesname Jahwe. Über dem Bilde links und rechts die Umschrift: SIONS GOD — ZYONS LOT. Im Abschnitt: T SILVRE FEESTGEN / DANTSIG 1745.

Rs.: Oben in Wolken gekreuzt ein Anker und ein Merkurstab. Darunter in 9 Zeilen:

HENDRIK SOERMANS / GEB · IN GIESSENOUDE KERK / DEN II JUNY MDCC · EN / ANNA MARIA RAMMELMAN / GEBOOREN IN DANTSIG · / DEN XV APRIL MDCC · / EN ALDAAR GETROUD · / DEN XX FEBR / MDCCXX ·

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite rechts unter dem Füllhorn: M H (Martin Holzhey); Dm.: 44 mm; Gew.: 30,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8868.
b) Kat. Voßberg 1153. — Kat. Lengnich (1791) 559. — Kat. Danzig 1798, April 11., b Nr. 81. — Kat. Danzig 1801, Juni 8., Nr. 8. — Kat. Danzig 1803, Juni 29., c Nr. 1. — Kat. Danzig 1805, Juli 18. und 19., b Nr. 25. —
a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin.

1753.

*28. Christoph Warcholl und Constantia Florentina Kempe: Silberne Hochzeit.

Vs.: Auf einem mit Blumengewinden und einem Engelskopf geschmücktem, auf gedrehten Füßen ruhenden Tisch stehen zwei aneinander gelehnte Herzen, aus denen zwei Flammen gemeinsam nach oben steigen. Darüber in einem weiten Stahlenkranz ein Dreieck mit göttlichen Abzeichen. Am Rande in zwei Zeilen folgende von links unten nach rechts laufende Umschrift:

WIR SIND ZU GERING ALLER BARMHERTZIGKEIT UND ALLER TREUE / DIE DU AN UNS — GETHAN HAST

Rs.: Inschrift in 12 Zeilen:

CHRISTOPH WARCHOLL / UND / CONSTANTIA FLORENTINA / GEB · KEMPIN / ZUM ANDENKEN / DER IN IHRER VERGNÜGTEN / EHE / ZURÜCKGELEGTEN / 25 JAHRE / GEFEIRET IN DANTZIG / D· 8. JUNII / 1753 / Darüber 3 Sterne, darunter Verzierungen mit Muschelornamenten.

Signum des Künstlers: —; Dm.: 45 mm; Gew. 27 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8874.
b) Kat. Voßberg 1154. — Kat. Lengnich (1791) 623. — Kat. Danzig 1767, August 17., II, 23. — Kat. Danzig 1775, März 20., Nr. 341. — Kat. 1804, März 12., Nr. 128. — Kat. Mathy (1858), Nr. 2623.

1756.

*29. Gotthilf Wernick: Ernennung zum Burggrafen in Danzig.

Vs.: Brustbild in der Tracht eines Danziger Rathsherrn mit Allongeperücke nach links.

Umschrift von links unten beginnend:

GOTTHILFF WERNICK BURG · ET CONS · REG · CIVIT · GEDAN ·

Rs.: Wappen, das einen von einer Schlange umwundenen Anker zeigt, mit Helmzier, die aus Taube mit Ölzweig besteht.

Umschrift links unten beginnend:

· SEMPER HONOS NOMENQUE · TUUM LAUDESQUE MANEBUNT ·

Unter dem Wappen: 1756.

Signum des Künstlers: —; Dm.: 33 mm; Gew.: 16,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig (in Silber und Gold). — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8877.
b) Kat. Lengnich (1791) 637. — Voßberg 1156. — Czapski 4054. — Raczynski 423. — Bentkowski 589. — Kat. Danzig 1771, September 23., Nr. 68. — Kat. Danzig 1775, März 20., Nr. 355/356. — Zinn-Medaillen, S. 73, Nr. 10. — Kat. Danzig 1804, August 22., Nr. 5; S. 27, Nr. 16 (Gold). — Kat. Danzig 1790, September 13., Nr. 359. — Kat. Danzig 1798, April 11., a Nr. 43. — Kat. Mikocki, Nr. 2923. — Kat. Mathy 2625.

1756.

*30. Benjamin Maki: 80. Geburtstag.

Vs.: Inmitten einer Wiese sitzt unter einem breitblättrigen Palmenbaum auf einem sargartigen Kasten ein alter Mann in weitem rockartigem Gewande. Auf ihn blickt aus Wolken, die von Sonnenstrahlen durchbrochen werden, das Auge Gottes herab.

Umschrift von links nach rechts:

ICH WILL EVCH TRAGEN BIS INS ALTER · V · BIS IHR GRAV WERDET

Im Abschnitt: ESAIA XI CAP · / V · I · & 4 · /

Rs.: Unter einer Rosette Inschrift in 13 Zeilen:

DENCK MAHL / GÖTTLICHER GNADE / FÜR ALLE ERZEIGTE WOHLTHAT / DIE ICH DIE ZEIT MEINES LEBENS GENOSSEN HABE · / VND DIE IAHRE ERLEBET WIE / DAVID ANFÜHRET / VNSER LEBEN WÆRET SIEBENZIG / IAHR WENS HOCH KOMT SO SINDS / ACHTZIG IAHR VND WENS KÖSTLICH / GEWESEN SO ISTS MÜHE VND ARBEIT / GEWESEN · / BENIAMIN MAKI /

Im Abschnitt: ANNO 1756 · / DEN 7. OCTOBER · /

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite am unteren Rande des Abschnitts: P · P · Werner f; Dm.: 49 mm; Gew.: 34,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Städt. Mk. Berlin. — Marienburg 8859.
b) Kat. Lengnich (1791) 355. — Kat. Danzig 1767, Mai 18., Nr. 1506. — Kat. Danzig 1775, März 20., Nr. 354. — Kat. Danzig 1775, August 1., Nr. 13 (Anhang). — Kat. Danzig 1798, April 11., Nr. 88/89. — Kat. Danzig 1805, Juli 18. und 19., Nr. 14. — Kat. Mikocki, Nr. 2924. — Kat. Mathy, Nr. 2626. — Kat. Danzig 1847, August 20. (Dubletten), Nr. 55. — Voßberg 1157. — Czapski 3945.

1762.

*31. Fürst Adam Czartryski: Geburt eines Sohnes.

Vs.: Auf einer Bergkuppe steht eine Frauengestalt in langem, antikem Gewande mit umgeschlagenem Hermelinmantel, auf dem Haupt den Fürstenhut. In der rechten Hand trägt sie einen kleinen nackten Knaben, die linke hält einen Wappenschild mit dem fürstlich Czartoryskischen Wappen.

Umschrift von links unten beginnend:

CZARTORYSCIANAE DOMUS GAUDIA & FIRMA MENTUM

Der Abschnitt ist frei.

Rs.: Inschrift in 13 Zeilen:

QUOD / PRINC · ADAMUS CZARTORYSKI / IPSE NATUS GEDANI / PRO PRIMO FILIO / ALEXANDRO GEORGIO / SENATUM GEDANENSEM / AD FONTEM SACRUM SPONSOREM / MDCCLXII / ELIGERE DIGNATUS EST / IDEM SENATUS / IN TANTI HONORIS MEMORIAM / NUMMUM HUNC / OBSERVANTISS · / F · F · /

Darunter das von zwei nach außen blickenden Löwen gehaltene Stadtwappen.

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite rechts unten: L; Dm.: 63 mm; Gew.: 93 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8848.

b) Kat. Lengnich (1791) 123. — Bentkowski 590. — Voßberg 1160. — Raczynski 420. — Czapski 3878. — Kat. Danzig 1773, November 9., Nr. 47. — Kat. Danzig 1775, März 20., Nr. 284. — Anhang August 1., Nr. 4. — Kat. Danzig 1805, Juli 18. und 19., Nr. 6. — Kat. Danzig 1823, April 7., S. 30, Nr. 1. — Kat. Danzig 1790, September 13., S. 66, Nr. 32. — Kat. Mikocki 2927. — Kat. Mathy 2629. — Kat. Danzig 1847, August 20. (Dubletten), Nr. 112/113.

1765.

*32. Benjamin Blech und Maria Dorothea Jacobi: Silberne Hochzeit.

Vs.: Im Vordergrunde sitzt rechts neben einem mit Blumenkreuzen geschmückten Altar eine Frauengestalt in lang herabwallendem Gewand. In der linken Hand hält sie ein rechts neben ihr liegendes Füllhorn, aus dem Getreideähren herausfallen. Mit der rechten Hand schüttet sie Körner in die aufrauchende Flamme auf dem Altar. Ihr Blick ist nach oben gewandt, aus ihrem Munde weisen die Worte: DEO SACRUM nach oben, wo in einem Strahlenkranze zwischen Wolken das Dreieck mit den heiligen Zeichen zu sehen ist. Aus den Wolken, die rechts am Himmel zusammengeballt sind, gleitet folgende Schrift zum Kopfe der Frau herab: SVNT · RATA · VOTA · PIOR. Vor den Füßen der Frau liegt eine Rose, vor dem Altar ein Merkurstab. Im Hintergrunde rechts ein im Bau befindliches Schiff auf einer Werft am Ufer des Stromes; links die Mündung des Flusses, in die ein Segelschiff mit vollen Segeln hineinfährt. Im Abschnitt:

MDCCLXV · DEN 24 / MAI. /

Rs.: Inschrift in 19 Zeilen:
BENIAMIN BLECH / UND / MARIA DOROTHEA IACOBI / ERKENNEN MIT GERÜHRTER · BRUST / DAS · GLÜCK : DAS · SIE · IN · IHRER · EH / ERFAHREN : / UND · WEIHN · NACH · FUNF · UND · ZWANZIG / IAHREN / GOTT IHRE IUBELLUST / SIE PREISEN · IN · FIR · IHR · UND · IHRER / KINDER · LEBEN : UND TAUSEND GUTS DAS ER IN / REICHEM MAAS GEGEBEN · / DIS · STÆRKET · FERNER IHR · UERTRAU / EN · / GOTT · WERD · IN · ZUKUNFT / AUCH · IN · GNADEN · AUF · SIE / SCHAUN · / SOLI DEO GLORIA /

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite rechts neben dem Füllhorn: F · DÜ BUT · F; Dm.: 56 mm; Gew.: 58,8 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8447.
b) Voßberg 1201. — Czapski 9995. — Kat. Danzig 1775, März 20. Nr. 360. — Kat. Danzig 1798, April 11., Nr. 84, 92. — Kat. Danzig 1805, Juli 18. und 19., b Nr. 15. — Kat. Mathy 2690.

(1787.)

33. Daniel Chodowiecki: o. J. Erinnerungsstück, Schwefelabguß.

Vs.: Brustbild des Künstlers nach links, mit Perücke und Zopfschleife, im Rock mit Jabot.

Rs.: Aufschrift: Herr Rektor D. Chodowiecki.

Signum des Künstlers: —; Dm.: 65 mm.

a) Joachimsthaler Gymnasium (Nr. 21), Kabinett Berlin (Gelbguß).
b) Tassilo Hoffmann, Jacob Abraham und Abraham Abramson, 55 Jahre, Berliner Medaillenkunst (1755—1810), Berlin 1927, S. 115, Nr. 193 (Abb.).

1788.

34. Johann Samuel Doering und Justina Carolina Groddeck: Hochzeit. Billon.

Vs.: Brustbild eines jungen Mannes nach rechts.
Umschrift von links unten beginnend:
IOHANN SAMUEL DOERING
Im Abschnitt: DEN 31. JANUAR / 1788.

Rs.: Brustbild eines jungen Mädchens nach links.
Umschrift von links unten beginnend:
IUSTINA CAROLINA GRODDECK
Im Abschnitt: DEN 31. JANUAR / 1788.

Signum des Künstlers: —; Dm.: 27 mm; Gew.: 1,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Marienburg 8850.
b) —. Eine Abbildung dieser Medaille kann nicht gegeben werden, da sie sehr wenig gut erhalten ist.

1791.

35. Henriette Baranius: Huldigungsmedaille.

Vs.: Schrift in 4 Zeilen:

/ VIVAT / HENRIETTE BARANIA / FORMAE VENVS / ARTE MINERVA ·

Rs.: Schrift in 7 Zeilen:

/ BERLIN / D : 19-TEN MÄRTZ 1791 / DER SCHÖNEN IULIE / ZUM ANDENKEN / GEWIDMET / VON / F ·

Signum des Künstlers: —; Dm.: 1 Zoll 8 Linien (Voßberg); Gew.: 1 3/8 Lot Silber (Voßberg).

a) Staatl. Mk. Berlin.
b) Voßberg a. a. O., 1202. Eine Abbildung dieser Medaille erübrigt sich, da sie nur Schriftsatz enthält.

1811.

*36. Carl L. Wieland: Auf seinen Tod.

Vs.: Ansicht der Türme der Stadt Danzig, insbesondere der Marienkirche und des Rathausturms, von Südwesten, vom Bischofsberg aus. Im Vordergrunde die Wälle mit einigen Bäumen. Über der Stadt ein nach oben schwebender Engel mit flatterndem Gewand und großen Flügeln, die Hände zum Gebet vor der Brust gefaltet.

Umschrift links unten beginnend über dem Stadtbild:

DIE GOTTHEIT SEGNE UNSRE GUTE STADT
Im Abschnitt: DANZIG

Rs.: Im Vordergrunde auf einer Wiese eine Grabplatte, von einer großen Trauerweide überschattet. Im Hintergrunde die Wälle der Stadt von Norden gesehen, mit Bäumen, aus denen die Türme der Jakobskirche und der Kirche des Hospitals zum Heiligen Leichnam hervorragen.

Umschrift von links unten beginnend in 3 Zeilen:

RUHESTÆTTE CARL LUDWIGS WIELAND / VORMAL. VORSTEHERS ZUM HEIL. LEICHNAM / GEBOREN D. 7 OCTOBER 1757 /
Im Abschnitt: GESTORBEN D. 2 JULI / 1811 /

Signum des Küstlers: Auf der Vorderseite rechts unten: LOOS; Dm.: 36 mm; Gew.: 13,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin.
b) Voßberg 1219. — Kat. Mathy 2705.

1839.

*37. Joachim Heinrich v. Weickhmann: Fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Oberbürgermeister.

Vs.: Kopf des Bürgermeisters in erhabener Darstellung nach links.

Umschrift von links unten beginnend:
· JOACH. HEINR. V. WEICKHMANN OBERBUERGER MEISTER ZU DANZIG D. 19 FEB. 1814.

Rf.: Wappen der Stadt Danzig, von zwei nach innen blickenden Löwen gehalten.

Umschrift links unten beginnend:
ZUR FEIER SEINES 25 JAERIGEN JUBILAEUMS. DIE STADT DANZIG DEN 19 FEB. 1839 ·

Signum des Künstlers: Auf dem Halse des Kopfes der Vorderseite: BRANDT F· ; Dm.: 41,5 mm; Gew.: 43 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin. — Marienburg 8875.
b) Voßberg 1232. — Kat. Mathy 2719. — Kat. v. Duisburg, Danzig 1869, Nr. 1277.

1852.

*38. Carl Morgenstern: Auf seinen Tod. Bronzemedaille.

Vf.: Kopf des Gelehrten in Hochrelief nach links, von einem Kranz von neben einander gesetzten Sternen umgeben.

Rf.: Inschrift in 9 Zeilen, von einem Lorbeerkranz umgeben, darüber ein fünfeckiger Stern:

CAR. MORGENSTERN / LITERARVM ANTIQVARVM / PROFESSOR / HALENSIS GEDANENSIS / DORPATENSIS / NATVS MAGDEBVRGI / D · $\frac{\text{XVI}}{\text{XXVIII}}$ AVG. A. MDCCLXX / DEFVNCTVS DORPATI / D · $\frac{\text{III}}{\text{XV}}$ SEPT A. MDCCCLII /

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite unter dem Kopf: F. HELFRICHT F.; Dm.: 55,5 mm; Gew.: 78,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Marienburg 8861.
b) —.

1882.

*39. Joachim Marquardt: Auf seinen Tod.

Vf.: Kopf des Gelehrten nach rechts.

Umschrift links unten beginnend:
IOACHIM — MARQUARDT

Rf.: In einem mit Schleifen unten zusammengehaltenen Lorbeerkranze Inschrift in 7 Zeilen:

GEB. ZU / DANZIG / 19 APRIL 1812 / GEST. ZU / GOTHA / 30 NOVEMBER / 1882

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite unter dem Kopf: HELFRIHCT F.; Dm.: 45 mm; Gew.: 40,5 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin.
b) —.

1879.

*40. Adolph Meyer-Gdanensis: Huldigungsmedaille, ovale Bronzemedaille.

Vs.: Erhabenes Brustbild des Gelehrten von vorne, mit leichter Wendung des Kopfes nach links. Links neben dem Kopf: AD · MEYER, rechts in 2 Zeilen: ÆTAT: / LXIII

Rs.: Im Vordergrunde das Danziger Rathaus vom Langenmarkt gesehen, im Hintergrunde der Turm der Marienkirche. Rechts oben das kleine Wappen von Danzig (ohne die Löwen), links oben das Wappen der Stadt Berlin. Unter dem Danziger Wappen: GEDANENSIS, neben dem Berliner: BEROLINVM. Vor dem Rathaus auf einem Bandstreifen eingraviert: AMICO FAVTORI HOC / LVDENTIS OTII OPVSC · DED · Darunter ganz klein: A. Schuett

Signum des Künstlers: Auf der Vorderseite rechts Monogram A S, auf der Rückseite rechts im Bandstreifen: A · Schuett · ; Dm.: 70 × 54 mm; Gew.: 115 gr.

a) Städt. Mk. Danzig. — Staatl. Mk. Berlin.
b) —.

III.

Verzeichnis der auf den Medaillen genannten Danziger
mit kurzen Angaben über ihr Leben[1]).
(In alphabetischer Reihenfolge.)

1. Baranius, Henriette, geborene Husen, geboren 1768 in Danzig, wahrscheinlich am 20. September als Tochter des Adam Huse und seiner Ehefrau Anna Catharina (Kirchbuch St. Barbara); sie wird in der Taufe allerdings Rahel Huse genannt. Ihr Vater hatte am 4. Januar 1758 das Danziger Bürgerrecht auf einen Arbeitsmann erworben und stammte aus Praust, einem Dorf bei Danzig.

Henriette Baranius begann ihre Bühnenlaufbahn in Danzig als Mitglied der Schuch'schen Gesellschaft und trat hier in der Oper und im Schauspiel erfolgreich auf. 1784 ging sie nach Berlin, wo sie am Hoftheater tätig war. Hier errang sie durch ihre Begabung und ihre Schönheit bald große Erfolge und gewann eine sehr angesehene Stellung. Sie hieß allgemein „die schöne Sängerin". Wie sehr sie als Künstlerin und als schöne Frau verehrt wurde, zeigt die 1791 auf sie geprägte Medaille, in der augenscheinlich ihre Darstellung der Julia in Shakespeares Romeo und Julia gefeiert werden sollte. Wie ihr Verehrer, der sich „F" nennt, hieß, ist unbekannt.

Im Jahre 1797 zog sie sich jedoch infolge einer Kabale vollständig vom Theaterleben zurück. Sie heiratete später den Geheimen Kämmerer Rietz und starb als dessen Witwe am 5. Juni 1853 in Berlin.

Quellen: Staatsarchiv Danzig 300, 60, Nr. 6, S. 204; 78, 26, Nr. 10, 9, S. 290. — Voßberg a. a. O. S. 155 (zu Nr. 1202). — Ludwig Eisenbergs Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jhdt. (Leipzig 1903) S. 47a.

2. Behm von Behmenfeldt, Eva Maria. Sie ist die sonst unbekannte Tochter des Danziger Ratsherrn Michael Behm v. Behmenfeldt; sie heiratete am 28. Oktober 1675 den Danziger Georg Schröder (s. dort.).

Ihr Vater hat in der Geschichte der Stadt eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Er war am 21. Juni 1616 in Schmiedeberg in Schlesien geboren, von wo sein Vater später im 30jährigen Kriege nach Königsberg fliehen mußte. 1632 bezog er die Universität Leipzig zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit, ging dann nach Jena und Wittenberg, kam 1637 nach Schlesien zurück und reiste darauf nach Königsberg, wo er noch 6 Jahre lang studierte. 1643 wurde er als Secretarius nach Danzig berufen. Er zeichnete sich im Dienste der Stadt

[1]) Wo die Lebensbeschreibungen unvollständig geblieben sind, haben Nachforschungen im Staatsarchiv Danzig und in der Stadtbibliothek Danzig kein Ergebnis gehabt.

bei verschiedenen diplomatischen Missionen aus, war lange Jahre seit 1644 Resident der Stadt am polnischen Hof in Warschau, kam 1647 nach Danzig zurück und vertrat verschiedentlich die Interessen der Stadt an auswärtigen Höfen. Er entdeckte die Fälschungen der Privilegien des polnischen Edelmannes Janikowski. In Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt wurde er 1655 zum Schöffen gewählt, kam 1664 in den Rat und starb am 17. Juli 1677, also kurz nach der Hochzeit seiner Tochter Eva Maria. Seine Frau, über die genauere Nachrichten fehlen, starb 1678.

Michael Behm v. Behmenfeldt hat sich auch literarisch verschiedentlich betätigt. Von ihm liegen mehrere gedruckte und ungedruckte Schriften vor. Einige, die wohl die bedeutendsten sind, behandeln mumismatische Fragen. 1664 gab er einen „Discursus de re monetaria regni Poloniae" heraus. Außerdem hat er eine Handschrift „Vom Münzwesen in Pohlen und Preußen" hinterlassen.

Quellen: Voßberg a. a. O. S. 104 (zu Nr. 1092). — Marquardt, Notiz über die Münzsammlung des Danziger Gymnasiums (Progr. 1846) S. 11. — Bahrfeldt, Marienburg S. 184. Löschin, Die Bürgermeister, Ratsherrn und Schöffen des Danziger Freistaates (Danzig 1868) S. 42. — Katalog der Danziger Stadtbibliothek Band I (1892), S. 626. — Preuß. Sammlung II, 650—661.

3. **Blech**, Benjamin, geboren 18. April 1712 in Danzig als Sohn des von Thorn eingewanderten Danziger Kaufmanns und Bürgers Benjamin Blech; er heiratete am 24. Mai 1740 Maria Dorothea Jacobi (siehe dort). Blech war ein angesehener Kaufmann und Schiffsreeder und wohnte auf der sogenannten Kielbank, wo hauptsächlich die Schiffe gebaut wurden. Aus seiner Ehe mit Maria Dorothea Jacobi stammten 11 Kinder. Am bekanntesten von ihnen wurde Abraham Friedrich Blech, Diakonus an St. Marien und Professor am Gymnasium (gestorben am 17. Dezember 1830). Er starb im Jahre 1783. Nachkommen von ihm leben noch heute in Danzig.

Quellen: Voßberg a. a. O., S. 134 (zu Nr. 1201). — Bahrfeldt, Marienburg S. 185. — Stadtbibliothek Danzig Oa 2632.

4. **Chodowiecki**, Daniel Nikolaus, geboren am 16. Oktober 1726 zu Danzig als Sohn des Kornhändlers Gottfried Chodowiecki und seiner aus französischen Refugiesfamilie stammenden Ehefrau Marie Henriette Ayrer. Da sein Vater 1740 starb, als Daniel 14 Jahre alt war, wurde er nach Berlin geschickt, wo er Kaufmann werden sollte. 1743 kam er in das Geschäft seines Oheims, bildete aber daneben sein künstlerisches Talent immer weiter aus. Im Jahre 1754 gab er seinen kaufmännischen Beruf auf, um nur der Kunst zu leben. Im folgenden Jahre verheiratete er sich mit Jeanne Barez († 1785), der Tochter eines Goldstikers in Berlin. Chodowieckis Bedeutung liegt in seinen Radierungen. Bald hatte er große Erfolge, 1764 wurde er Mitglied, 1788 Vizedirektor, 1797 Direktor der Akademie der Künste. Er starb am 7. Februar 1801.

Quellen: Allgemeine Deutsche Biographie (A. D. B.), Band IV (1876), S. 132 bis 135. — F. Schottmüller, Daniel Chodowiecki (Velhagen und Klasings Volksbücher 1912).

5. Czartoryski, Fürst Adam, geboren am 1. Dezember 1734 zu Danzig, gestorben am 20. März 1823 in Sieniawa.

Die vorliegende Medaille wurde vom Rat der Stadt Danzig dem Fürsten bei der Taufe seines erstgeborenen Sohnes Alexander Georg überreicht. Sie ist am 28. März 1763 in Danzig geprägt worden, nachdem für die Herstellung des Stempels der Medailleur Loos gewonnen war.

Quellen: C. B. Lengnich, Merkwürdigkeiten einer Münz- und Medaillensammlung in Danzig in: Journal von und für Deutschland 1791 S. 855. — Raczynski, III. S. 272—276. — Voßberg a. a. O. S. 125.

6. Dantscus, Johannes, eigentlich Johannes v. Höfen (a. Curiis) oder Flachsbinder genannt, geboren 31. Oktober 1485 in Danzig, gestorben als Bischof des Ermlandes in Frauenburg am 27. Oktober 1548, ein als Diplomat, Geistlicher, Humanist und Dichter sehr bedeutender Mann. Er machte weite Wallfahrten, nahm an Feldzügen gegen die Tataren teil und zeichnete sich als Diplomat des polnischen Königs Sigismund I. aus. 1523 erhielt er das Pfarramt zu St. Marien in Danzig und 1530 das Bistum Ermland, dessen Regierung er 1532 antreten konnte. Er zeichnete sich hier durch großen Eifer und sorgfältige Pflichterfüllung aus und verstand es geschickt, die Selbständigkeit seiner Stellung als Bischof dem polnischen Könige gegenüber zu wahren.

Quellen: Allgemeine Deutsche Biographie IV. S. 746—750. — M. Gumowski: Jan Dantyszek i jego medale in: Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu Tom VIII (1929) Nr. 1. — J. J. Salomon, Die Münz-Geschichte der Stadt Danzig, Erstes Stück 1762.

7. Doering, Johann Samuel, Sohn des Danziger Kaufmanns, Gerichtsverwandten (seit 1757) und Ratsherrn Johann Georg Doering (geboren 10. Dezember 1710 in Lissa, gestorben 11. Februar 1792). Johann Samuel Doering war Gutsbesitzer auf Borrenschin, Kreis Danziger Höhe. Sein Geburtsjahr hat sich nicht feststellen lassen. Er heiratete am 31. Januar 1788 Justina Carolina Groddeck (siehe dort); aus dieser Ehe stammen zwei Söhne: Dionysius Ferdinand Doering (1794 —1845) und Heinrich Doering, Universitätsprofessor in Jena (1789—1862). Johann Samuel Doering starb im Jahre 1827.

Quelle: Familienforschungen der Familie Doering, mitgeteilt von Herrn Bürgermeister Müller-Doering in Berlin-Charlottenburg. Stadtbibliothek Danzig Oe 5116.

8. Glagau, Aegidius, geboren am 18. April 1648 zu Pitzewa in Großpolen als Sohn des evangelischen Predigers Michael Glagau und seiner Ehefrau Katharina geb. Wilcke. Er kam 1664 nach Danzig und war dort 18 Jahre lang bei Andreas Quinkler als kaufmännischer Angestellter tätig. 1683 machte er sich selbständig und gewann bald großen Reichtum und Ansehen. 1690—1694 war er Vorsteher am Lazarett, seit 1694 Mitglied der dritten Ordnung im Koggenquartier, seit 1705 im Hohen Quartier. Am 7. Oktober 1684 heiratete er Barbara Rosenau (siehe dort). Ihrer Ehe entstammten mehrere Kinder. Ihr zweiter Sohn Aegidius Glagau war seit 1715 als Arzt und seit 1721 als Schwiegersohn des gelehrten Bürgermeisters Joachim Hoppe in Danzig be-

kannt. Die Feier der goldenen Hochzeit des Glagauschen Ehepaares wurde 1734 mit vielen Festlichkeiten begangen. Aegidius Glagau starb am 30. April 1737.

Quellen: Voßberg a. a. O. S. 120/121. — Bahrfeldt S. 185. — Stadtbibliothek Danzig Oe 6675.

9. Groddeck, Justina Carolina, geboren am 15. März 1767 als Tochter des Ratsherrn, späteren Bürgermeisters, Geh. Kriegs- und Domänenrats Michael v. Groddeck (geb. 24. Dezember 1731, gest. 27. Februar 1800) und seiner Ehefrau Anna Renate Wolff (geb. 13. Dezember 1740, gest. 27. September 1808). Sie heiratete am 31. Januar 1788 Johann Samuel Doering (s. dort). Ihr Todestag ist unbekannt.

Quelle: Familienforschungen der Familie Groddeck (Herr Hauptmann v. Groddeck in Stettin und Herr Bürgermeister Müller-Doering in Berlin).

10. Hevelius, Johannes, geboren am 28. Januar 1611 in Danzig als Angehöriger einer reichen, alten Danziger Familie. Sein Vater war Brauer, dessen Beruf auch Johann Hevelke oder Hevelius, wie er sich nannte, ergriff. Er studierte zunächst Rechtswissenschaft in Leiden, zeigte aber schon früh besondere Neigung für astronomische Forschungen. Nach einer längeren Reise durch Deutschland, Frankreich und England übernahm er das Geschäft seines Vaters und widmete sich mit ganzer Hingabe seinen gelehrten Beobachtungen. Seine 1647 erschienene Selenographie begründete seinen Ruhm und brachte ihm viele Anerkennung. Auch in seiner Vaterstadt wurde er hoch geehrt. 1641 wurde er Schöffe, 1651 Ratsherr der Altstadt und erhielt bedeutende Ehrengeschenke vom Rat für seine Werke, die er ihm widmete. 1679 zerstörte ein großer Brand seine Häuser und seine Aufzeichnungen und eine fertiggestellte Neuauflage seiner Werke. Hevelius, der mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit in regem Briefwechsel stand, war Mitglied vieler bekannter gelehrter Gesellschaften und fand schon zu Lebzeiten viele Ehrungen. Er starb am 28. Januar, an seinem Geburtstage, im Jahre 1787.

Quellen: C. B. Lengnich, Hevelius, Danzig 1780. — J. H. Westphal, Joh. Hevel us 1820. — F. A. Brandstätter, Joh. Hevelius, Danzig 1861. — F. Schwarz, Joh. Hevelius in: Himmel und Erde XXIII, 11. — Allgemeine Deutsche Biographie, Band 12, S. 341—343. — Joh. Hevelke, Gerd Havelke und seine Nachfahren, Danzig 1928. — Katalog Stadtbibliothek Danzig Band I, S. 651.

11. Jacobi, Maria Dorothea, geboren als Tochter des am 23. August 1742 gestorbenen Predigers Christoph Jacobi in Neuteich (bei Danzig). Sie heiratete am 24. Mai 1740 den Danziger Kaufmann und Schiffsreeder Benjamin Blech (s. dort). Ihr Todestag ist unbekannt.

Quellen: Stadtbibliothek Danzig Oe 2632. — Voßberg a. a. O. S. 134 (zu Nr. 1201). — Bahrfeldt a. a. O. S. 185.

12. Jaschke, s. Kuene-Jaschke, Marcus.

13. Kempe, Florentine, Gattin des Danziger Kaufmanns Christoph Warcholl (s. dort), den sie am 8. Juni 1728 heiratete (s. Medaille Nr. 28). Über ihr Leben hat sich nichts ermitteln lassen.

14. Konnert, Johannes I. Die Familie Konnert (oder Connert, auch Conrad) kam mit Johannes Konnert im 15. Jahrhundert nach Danzig. Der älteste Johannes Konnert wurde 1456 Schöppe; im 13 jährigen Kriege gegen den Orden geriet er in Gefangenschaft und wurde 1462 getötet.

Die auf ihn gegossene Medaille (Nr. 5) auf deren Rückseite die Jahreszahl „1456“ eingraviert ist, ist augenscheinlich auf Veranlassung eines seiner Nachkommen, wohl des gleichnamigen Johannes III. Konnert (vgl. Nr. 15), zur Erinnerung an den Eintritt der Familie in den Rat im Jahre 1556 hergestellt worden.

Quellen: Löschin a. a. O. S. 15. — Voßberg a. a. O. S. 17 (zu Nr. 487). — Marquardt a. a. O. S. 11/12. — Bahrfeldt a. a. O. S. 187.

15. Konnert, Johannes III. Sohn des bekannten Danziger Patriziers Johannes II. Konnert, der 1548—49 das abgebrannte Kinder- und Waisenhaus im St. Elisabeth-Hospital wieder aufbauen ließ. Sein Steinbild, das am Portal des Hauses angebracht wurde, befindet sich noch heute in der Stadt.

Von Johannes III. Konnert, auf den sich die Medaille Nr. 6 bezieht, hat sich nur feststellen lassen, daß er 1562 Schöffe, 1575 Ratsherr der Rechtstadt wurde und 1578 starb.

Vielleicht ist er der Erbauer des für die Architektur der Danziger Bürgerhäuser wichtigen Hauses Langgasse 45 (Eckhaus zum Langenmarkt). Jedenfalls sind die über dem Portal angebrachten Buchstaben H · C eher auf ihn (Hans Connert = Johannes Konnert) zu beziehen als mit „Houelke Conditor“ zu deuten, wie Johannes Hevelke (Gert Havelke und seine Nachfahren, 1927 S. 62) versucht.

Quellen: Cuny, Danzigs Kunst und Kultur im 16. und 17. Jhdt. (Frankfurt a. M. 1910) I S. 12/13. — Lindner, Berühmte Kunststätten Nr. 19: Danzig (1913) S. 48/49. — Marquardt a. a. O. S. 11. — Voßberg a. a. O. S. 17.

16. Konnert, Jacob. Nach den Akten des Danziger Staatsarchivs hat sich nur ein Jacob Konnert feststellen lassen, der ein Sohn des Johannes III Konnert (s. dort) ist. Er ist 1575 in Danzig geboren, wurde 1618 rechtstädtischer Schöffe, 1619 Ratrherr und war 1625 Richter der Rechtstadt. Er heiratete am 24. April 1617 Elisabeth Wider, Tochter des Elbinger Ratsherrn Georg Wider. Er starb am 27. Oktober 1634 und wurde am 31. Oktober in der St. Marienkirche (Stein 251) in der Familiengruft beigesetzt. Seine Witwe wurde am 1. Mai 1642 in derselben Gruft begraben. Dem Waisenhaus, das sein Vorfahr Johannes II Konnert 1548 hatte erbauen lassen, hinterließ er ein Legat von 2000 Mark, dessen Zinsen alljährlich einem „armen Mägdelein, welches in dieses Kinderhaus in ihrer Jugend aufgenommen gewesen“, bei ihrer Verheiratung zur Aussteuer gegeben werden sollten.

Wenn das Modell der kleinen Medaille Nr. 11 diesen Jacob Konnert darstellt, so ist die Jahreszahl, bei der nur 3 Zahlen 15. 9 mit Sicherheit zu lesen sind, in „1599“ zu ergänzen. Diese Ergänzung scheint auch deshalb die größte Wahrscheinlichkeit zu besitzen, da augenscheinlich der Kreis bei der ersten 9 herausgesprungen ist; eine Ergänzung in „1559“ oder „1569“ erscheint

weniger naheliegend. Die Angabe „Aetatis 22" ist allerdings etwas ungenau, da Jacob Konnert 1599 bereits 23—24 Jahre alt war; doch dürfte ein Versehen, das nur 1 Jahr umfaßt, möglich gewesen sein.

Da ein anderer Jacob Konnert, etwa ein Bruder von Johannes III Konnert, sich nicht hat ermitteln lassen, dürfte auf diesen die vorliegende Medaille hergestellt sein.

Quellen: Staatsarchiv Danzig 300 Hq H 2, S. 28, 106, 211. — Stadtbibliothek Danzig Oe 30 (3 in), Oe 112 (6 in).

17. Kuene-Jaschke, Marcus, geboren 1537 als jüngstes (10.) Kind des 1519 aus Pommern nach Danzig eingewanderten Paul Koene-Jaski und seiner ersten, 1537 (wohl bei seiner Geburt) verstorbenen Frau Dorothea Rosenberg, Tochter des Michael Rosenberg. Er hat die beiden vorliegenden Medaillen (Nr. 7 und 8) augenscheinlich in Augsburg herstellen lassen, als er sich dort auf Reisen aufhielt. Er starb unverheiratet am 16. September 1564.

Quellen: Stadtbibliothek Danzig (Ms. 806 b, Bl. 15). — Marquardt a. a. O. S. 12. — Voßberg a. a. O. S. 17/18 (zu Nr. 488).

18. Maki, Benjamin, geboren am 7. Oktober 1676 zu Danzig als Sohn des Valentin Maack, der aus Königsberg nach Danzig kam und 1681 als Arbeitsmann das Bürgerrecht erwarb. Benjamin Maki verbesserte am 7. Juli 1716 „nach abgezogenen 50 Talern wegen ausgestandener Dienstjahre seines Vaters Bürgerrecht vom Arbeitsmann mit 160 fl. auf einen Kaufmann". Später war er ein angesehener Bürger und auch Vorsteher des Hospitals zu Aller Gottes Engeln. Er war vermögend und besaß mehrere Häuser, die in der Reitergasse und am Langenmarkt (Nr. 38) lagen. Das zuletzt genannte wird 1738 für 19 000 Gulden verkauft. Maki war unverheiratet, wie die Erbregelung nach seinem Tode erwähnt. Er starb kurz vor Dezember 1757.

Quellen: Staatsarchiv Danzig 300, 32, Nr. 261; 300, 60, Nr. 6, S. 756; 300, 60, Nr. 4, S. 430. — Voßberg a. a. O. S. 124 (zu Nr. 1157). — Voßberg a. a. O. S. 124 (zu Nr. 1157). — Bahrfeldt a. a. O. S. 188.

19. Marquardt, Carl Joachim, geboren 19. April 1812 zu Danzig, als Sohn des Commerzienrats Marquardt und Enkelsohn des bekannten Danziger Numismatikers Archidiakonus C. B. Lengnich. Nach Vorbildung durch Privatlehrer besuchte er 1823—1830 das Städtische Gymnasium zu Danzig. Er widmete sich dann in Berlin (1830—1831), Leipzig (1831—1832) und wieder in Berlin (1832—1833) dem Studium der Philologie. Nach kurzer unterrichtlicher Tätigkeit in Berlin (1834—1836) kam er Michaelis 1836 an das Danziger Gymnasium. Hier war er zuerst als Oberlehrer, seit 1840 als Professor tätig und verwaltete seit 1845 als Kustos das Städtische Münzkabinett, das dem Gymnasium angegliedert war. Im Mai 1856 wurde er Direktor des Kgl. Friedrich-Wilhelms Gymnasiums in Posen. 1859 wurde er als Direktor nach Gotha an das Gymnasium illustre berufen. Hier wirkte er 23 Jahre lang und leitete gleichzeitig die Sammlungen auf Schloß Friedenstein und die Bibliothek des Fürsten. An seinem 70. Geburtstag wurde er zum Geh. Oberschulrat ernannt. Er starb kurz darauf am 30. November 1882.

Seit dem 16. Oktober 1840 war er mit Pauline Meyer in kinderloser Ehe verheiratet.

Marquardt war verschiedentlich literarisch tätig. Besonders bekannt wurde er durch seine Fortsetzung der von A. W. Becker begonnenen „Römischen Altertumskunde“, die eine glänzende Aufnahme fand.

Quellen: Stadtbibliothek Danzig Oe 8440. — Hirsch, Geschichte des Danziger Gymnasiums seit 1814 (Progr. 1858) S. 45. — Ehwald (Progr. Gotha 1883). — Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 20 S. 413—416.

20. Meyer-Gedanensis, Adolf, geboren am 13. April 1826 als Sohn des Danziger Kaufmanns Jacob Abraham Meyer und seiner Ehefrau Emilie Schwedt, die in Altschottland bei Danzig wohnten.

Adolf Meyer lebte als Kaufmann in Berlin und war als eifriger Sammler neuerer Münzen und Medaillen bekannt. Er besaß eine gute Sammlung, die viele Seltenheiten enthielt. Verschiedentlich trat er als durch wissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der Münzforschung hervor; so schrieb er: „Die brandenburgisch-preußischen Prägungen, welche auf die afrikanischen Besitzungen 1681—1696 Bezug haben“ (1885) und gab Münzgeschichten von Dortmund, Eggenberg, Rantzau, Wallenstein. Er starb in Berlin am 2. Mai 1894.

Quellen: Staatsarchiv Danzig (Abtlg. 209, 2097, 2464). — Zeitschrift für Numismatik Bd. 19 (1895) S. 317/18.

21. Morgenstern, Carl, geboren am 28. August 1770 in Magdeburg als Sohn des Stadtphysikus Dr. med. Friedrich Simon Morgenstern und der Johanna Catharina Broemm, Tochter eines Magdeburger Ratsherrn. Sein Vater starb bereits 1782; seine Mutter, die in zweiter Ehe den Magdeburgischen Ratsherrn Johann Sigismund Schultze heiratete und schriftstellerisch tätig war, starb 1796.

Morgenstern besuchte nach Absolvierung der Schule 1788 die Universität Halle, wo er sich philologischen und philosophischen Studien widmete. 1794 promovierte er und habilitierte sich in Halle als Privatdozent. Damals gab er seine Commentationes tres de Platonis re publica heraus, die seine bedeutendste wissenschaftliche Arbeit blieben. 1797 wurde er Professor extraordinarius und im folgenden Jahre (1798) an das Akademische Gymnasium in Danzig als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst berufen. Hier wirkte er 4 Jahre lang. 1802 folgte er einem Ruf an die Universität Dorpat als Professor der klassischen Philologie und Aesthetik. Hier erwarb er sich große Verdienste um den Ausbau der Universität, besonders der Bibliothek, die er 37 Jahre lang verwaltete. Er entfaltete eine bedeutende Tätigkeit als wissenschaftlicher Lehrer und machte sich um die deutsche Kultur in den Ostseeprovinzen sehr verdient. Nach seiner Pensionierung (1833) war er noch bis 1839 als Leiter der Bibliothek tätig. Er starb am 3. September 1852 in Dorpat.

Quellen: Allgemeine Deutsche Biographie Band 22 S. 231—233. — Stadtbibliothek Danzig Od 17 384 (24 in).

22. Pauli, Christina, geb. Uphagen, geboren in Danzig, wohl als Tochter des Reinhold Uphagen, dessen Vorfahr Arnold 1590 in Danzig eingewandert

war. Sie heiratete am 25. April 1675 den Apotheker Adrian Pauli (gestorben 1711). Im Januar 1685 hatte die strenge, herrische Frau das Unglück, einen Lehrburschen ihres Mannes mit einem Holzkloben tötlich zu verletzen. Sie wurde zwar in der Gerichtsuntersuchung, die sich an diesen Totschlag anschloß, freigesprochen, nahm sich aber dies alles so zu Herzen, daß sie bereits 1689 starb.

Die Medaille, die wahrscheinlich ein Werk des Danziger Künstlers Johann Höhn des Jüngeren ist, bezieht sich augenscheinlich auf die Untersuchungen und Verdächtigungen, durch die Christina Pauli schwer zu leiden hatte.

Quellen: Voßberg a. a. O. S. 108/109 (zu Nr. 1107). — Bahrfeldt a. a. O. Seite 188.

23. Plac(otomi), Catharina D(octoris) Plac(otomi) uxor, geboren zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld im Jahre 1525, gestorben in Danzig am 12. Dezember 1568 (nach Angabe der Medaille Nr. 9).

Sie war die Gattin des Danziger Arztes und Professors der Medizin am Akademischen Gymnasium Dr. Johannes Placotomus. Er war 1515 zu Murstadt geboren und ein guter Freund Melanchthons. 1543 wurde er Dr. medicinae in Wittenberg, darauf erster Professor Medicinae zu Königsberg; 1552 bis 1555 lebte er als Arzt und Apotheker in Danzig, das er auf Veranlassung des Bischofs Hosius verlassen mußte. Seit 1558 war er jedoch wieder in der Stadt und wirkte hier als Professor Medicinae am Gymnasium. Er entfaltete eine lebhafte schriftstellerische Tätigkeit auf medizinischem und pädagogischem Gebiet. Er starb am 6. Mai 1577 in Danzig.

Quellen: Allgemeine Deutsche Biographie Band 26 S. 220—222. — Simson, Geschichte der Stadt Danzig II S. 181 ff. — Staatsarchiv Danzig 300 H q H 2 S. 183.

24. Placotomus, Johannes, geboren am 7. Dezember 1610 als Sohn des Apothekers Jacobus Placotomus und seiner Ehefrau Clara, in St. Marien getauft. Er war selbst Apotheker und besaß augenscheinlich die Apotheke auf dem Schüsseldamm 37. Auf ihn geht ein „Liber memorandum Pharmacopäeorum" zurück, das als „donatio Johannis Placotomi ornatissimo collegio Pharmaceutico Gedanorum 1656" dem Arzt und Apotheker Dr. Hewelke übergeben wurde. Nähere Nachrichten haben sich über diesen Johannes Placotomus, der mit dem berühmten Apotheker gleichen Namens aus der Mitte des 16. Jahrhunderts (vgl. zu Nr. 9) nicht verwechselt werden darf, wohl aber ein Nachkomme sein dürfte, nicht gefunden.

Johannes Placotomus war verheiratet. Er starb am 11. Februar 1664 im Alter von 53 Jahren, 13 Wochen und wurde in der Marienkirche beigesetzt. Seine Wittwe starb im Alter von 44 Jahren am 17. Mai 1667 und wurde im selben Erbbegräbnis beigesetzt. Dort sind auch mehrere kleine Kinder und andere Familienangehörige erwähnt.

Quellen: Staatsarchiv Danzig 78, 25, 312 p. 165; 78, 25, 351, Stein 218; 346 p. 234. — J. Hevelke, Gerd Havelke und seine Nachfahren (S. 253).

25. Proite, Daniel, geboren am 29. Oktober 1628, aus alter Danziger Ratsfamilie, die im 14. Jahrhundert aus England nach Danzig kam. Er wurde 1661 Schöffe, 1666 Ratsherr, 1677 Bürgermeister und starb am 13. September 1686.

Er heiratete in zweiter Ehe am 21. März 1677 Catharina Elisabeth Schröder, Tochter des Aegidius Schröder und Schwester des Christian Schröder (s. dort).

Die Medaille bezieht sich auf seine zweite Heirat und seine Wahl zum Bürgermeister, die beide im Jahre 1677 stattfanden, zugleich mit der Wahl seines Schwagers Christian Schröder (s. dort) zum Bürgermeister.

Quellen: Voßberg a. a. O. S. 105. — Marquardt, Notiz über die Danziger Münzsammlung (Programm 1846) S. 13/14. — Stadtbibliothek Danzig Oe 6 (269 in); Oe 7 (92 in).

26. Radziwill, Fürst Boguslaw, geboren am 1. Mai 1620 in Danzig, Sohn des Fürsten Januß VI Radziwill, Kastellans von Wilna und seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Sophie, einer Tochter des Kurfürsten Johann Georg v. Brandenburg. Er geriet infolge seines protestantischen Glaubens verschiedentlich mit den polnischen Königen in Streit und ging in den Kämpfen bei Prag vom 18.—20. Juli 1656 mit seinen Truppen zu Karl Gustav von Schweden über; er trat 1656 als Generalleutnant in den Dienst der Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 1657 wurde er zum Statthalter in Preußen ernannt, starb jedoch bereits am 11. Dezember 1669 zu Königsberg in Preußen.

Quellen: Allgemeine Deutsche Biographie Band 28 (1888) S. 155. — Raczynski: Le Mèdailleur de Pologne (Berlin 1845) p. 245—246.

27. Rammelmann, Anna Maria, geboren am 15. April 1700 in Danzig, Tochter des Kaufmanns Johann Jakob Rammelmann und der Elisabeth Westphal, wurde am 22. April 1700 in der Kirche St. Barbara getauft. Sie heiratete am 4. Februar 1720 den Kaufmann und späteren holländischen Kommissar Hendrich Soermanns (s. dort). Die Trauung fand in der St. Barbara-Kirche statt.

Quellen: v. Duisburg, Versuch einer historisch-topographischen Beschreibung der Freien Stadt Danzig (1809) S. 266.

28. Rosenau, Barbara, Gattin des Aegidius Glagau (s. dort), den sie am 7. Oktober 1684 heiratete. Über ihr Leben hat sich nichts ermitteln lassen.

29. Schachmann, Jacob, geboren am 11. Mai 1527 in Danzig, als Sohn des 1492 in Danzig eingewanderten Johann Schachmann. Er ging nach Breslau, wo er später Ältester des Rats und Hauptmann des fürstlichen Weichbildes Namslaw war und verschiedentlich als Diplomat in Kaiserlichen Diensten Verwendung fand. Er war zweimal verheiratet, jedesmal mit Frauen aus angesehener Familie. Er starb 1586.

Quellen: Voßberg a. a. O. S. 18. — Marquardt, Notiz (1846) S. 12/13.

30. Schewecke, Georg, geboren in Danzig 1491, Schöffe 1522, Ratsherr 1526, Bürgermeister 1531, starb 1547.

Er entstammte einer Familie, die im 14. Jahrhundert nach Danzig kam und viele Mitglieder des Rats stellte.

Quellen: Voßberg a. a. O. S. 109/110. — Marquardt, Notiz (1846) S. 13/14.

31. Schewecke, Johann Ludwig, geboren am 30. Januar 1694 in Danzig, wurde 1728 Schöffe der Altstadt, 1760 Ratsherr und starb 1771. Im Jahre 1720 heiratete er Elisabeth Gellenthin. Bei seiner Geburt ließ sein Vater Ludwig Schewecke (1662—1733) die vorliegende Medaille herstellen, deren Vorderseite er nach seinem in Buchsbaum geschnittenen Medaillon anfertigen ließ.

Quellen: Voßberg a. a. O. S. 109/110. — Marquardt, Notiz (1846) S. 14.

32. Schröder, Christian, geboren am 18. März 1626 als Sohn des Danziger Kaufmanns und Quartiermeisters der dritten Ordnung Aegidius Schröder und der Dorothea Sprengler; er besuchte das Danziger Gymnasium und seit 1644 die Universität Königsberg, studierte seit 1646 in Leyden, machte dann große Reisen u. a. nach Italien und kam erst 1653 wieder nach Danzig zurück. Hier heiratete er Anna Benigna Schening, die Tochter des M. Friedrich Schening, Diaconus an St. Marien. Er wurde 1659 zum Schöffen, 1661 zum Ratsherr, 1677 zum Bürgermeister gewählt. Er starb am 27. April 1701.

Die Medaille Nr. 16 bezieht sich auf seine Wahl zum Bürgermeister und die im selben Jahr erfolgte Wahl seines Schwagers Daniel Proite, der 1677 seine Schwester Catharina Elisabeth in zweiter Ehe heiratete (s. dort).

Quellen: Stadtbibliothek Danzig Oe 6 (269 in); Oe 7 (92 in).

33. Schröder, Georg, dessen Großvater Simon erst 1620 nach Danzig kam, war der Sohn des Ludwig Schröder. Er ist in Danzig am 15. September 1635 geboren, wurde 1685 Schöffe, 1688 Ratsherr, 1691 Richter der Rechtstadt und starb am 15. Juli 1703.

Er heiratete am 28. Oktober 1675 Eva Maria Behm von Behmenfeldt (s. dort).

Quellen: Staatsarchiv Danzig (300 Hq H 2 S. 31).

34. Soermanns, Hendrik, geboren im Jahre 1700 in Holland, kam nach Danzig und heiratete hier am 4. Februar 1720 Anna Maria Rammelmann, die am 22. April 1700 geborene Tochter des verstorbenen Kaufmanns und Handelsherrn Johann Jakob Rammelmann und der Elisabeth Rammelmann geborene Westphal. Die Trauung fand in der St. Barbara-Kirche statt. Soermanns wurde 1725 Bürger der Altstadt. Er war ein angesehener, reicher Kaufmann und wurde 1754 holländischer Kommissar. Im Jahre 1773 stiftete er das nach ihm benannte „Soermannsche Stift“, das bei der reformierten Kirche zu St. Petri und Pauli auf der Lastadie gelegen ist. Er starb am 18. August 1775 und wurde in der Petrikirche beigesetzt. Sein Sohn, der 1750 Schöffe und 1771 Ratsherr der Altstadt geworden war, starb fast gleichzeitig mit ihm.

Quellen: v. Duisburg, Versuch einer historisch-topographischen Beschreibung der Freien Stadt Danzig (1809) S. 266.

35. Strauch, Aegidius, geboren am 21. Februar 1632 zu Wittenberg, wo sein Vater zuletzt Senior der Juristischen Fakultät war. Er studierte in seiner Vaterstadt und wurde hier, da er sich bald auszeichnete, bereits 1656 Professor der Geschichte, ein Jahr danach Licentiat der Theologie und 1659 Pro-

fessor der Mathematik und später auch Doktor der Theologie. Er wurde als Rektor des Gymnasiums und erster Prediger an der St. Trinitatiskirche nach Danzig berufen und am 9. Januar 1670 in sein neues Amt eingeführt. Er geriet aber bald durch seine heftigen Angriffe, die sich besonders gegen die Polen und Katholiken richteten, in schwere Streitigkeiten mit dem Rat. Er wurde im Dezember 1673 seines Amtes entsetzt; als der Rat den Bitten der Gewerke, die Maßnahme zurückzunehmen, nicht nachkam, kam es in der Nacht zum 4. Januar 1674 zu einem Aufstand, in dem seine Wiedereinsetzung erzwungen wurde. Strauch bemühte sich aber bald selbst, da er allgemein in den Kreisen seiner Amtsgenossen und des Rates mit großer Verachtung behandelt wurde, Danzig zu verlassen und erreichte seine Berufung durch die schwedische Regierung zum Professor der Theologie an die Universität Greifswald. Zum großen Schmerze der Danziger Bürgerschaft verließ der beliebte Geistliche die Stadt, wurde aber auf der Reise von brandenburgischem Militär festgehalten und in die Festung Küstrin gebracht, wo er drei Jahre lang gefangen gehalten wurde. Dann erst gelang den Danziger Abgesandten in Berlin Strauchs Freilassung zu erreichen, und er wurde am 10. Juli 1678 wieder feierlich in Danzig empfangen und in seine Ämter eingeführt. Hier starb er bereits am 13. Dezember 1682.

Quellen: Theodor Hirsch, Geschichte des akademischen Gymnasiums in Danzig (Programm 1837) S. 29—35. — Voßberg a. a. O. S. 106 f. — Bahrfeldt a. a. O. S. 188. — Allgemeine Deutsche Biographie Band 36 S. 525 f.

36. Uphagen, Christina, verehelichte Pauli (siehe dort).

37. Warcholl, Christoph, geboren zu Danzig am 4. April 1683, war Kaufmann und wurde 1730 als Vertreter der Bürgerschaft in die dritte Ordnung gewählt. Er wurde 1754 Quartiermeister und zugleich Vorsteher an St. Marien. 1755 wurde er Schöffe und starb am 23. Februar 1758. Er war verheiratet mit Constantia Florentina Kempe (s. dort).

Quellen: Staatsarchiv Danzig 78, 25, 351, Stein 271. — Voßberg a. a. S. 122.

38. Weickhmann, Joachim Heinrich v., geboren 5. Februar 1769 als ältester Sohn des Danziger Bürgermeisters und Preußischen Geheimen Kriegsrats Joachim Wilhelm v. Weickhmann. W. studierte nach dem Besuche des Danziger Gymnasiums in Göttingen und Leipzig, machte Reisen durch Deutschland und England und kehrte 1793 nach Danzig zurück. Hier war er Kaufmann, seit 1807 Senator des Freistaats Danzig; als Danzig 1814 wieder an Preußen kam, wurde W. Oberbürgermeister der Stadt. Er besaß das Vertrauen der gesamten Bürgerschaft und der Regierung, wurde Geheimer Regierungsrat und erhielt zahlreiche Ehrungen und Ordensauszeichnungen. Er wurde fünfmal zu seinem Amt als Oberbürgermeister wiedergewählt und verwaltete es bis zum Jahre 1851, bis in sein 83. Lebensjahr hinein. Er starb am 28. Oktober 1857.

Quellen: A. Bertling, Danzigs Bürgermeister im 19. Jhdt. in Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes Danzig 6. Jahrgang (1929) Heft 1 S. 6. — Löschin, Die Familie Weickhmann und ihre Verdienste um Danzig, S. 26 f.

39. **Wernick**, Gottfried W., geboren am 20. August 1720 in Straußberg in der Mark Brandenburg, war als Lehrling in verschiedenen Handlungen tätig, und kam mittellos nach Danzig, wo er 1741 Bürger wurde. Er eröffnete hier bald eine eigene Handlung, heiratete die Tochter eines „Heringspackers" Buch und wurde 1747 (7. Oktober) Mitglied der rechtstädtischen Krämerzunft. 1748 wurde er in die erste Deputation hineingewählt, die in Warschau am polnischen Hofe die Klagen der Bürgerschaft gegen den Rat vorbrachte; ebenso wurde er 1749 als Vertreter der dritten Ordnung zum König nach Dresden geschickt. Auf Empfehlung des polnischen Königs hin wurde er 1750 Schöffe, vertrat 1751 wiederum in Dresden die Sache der Bürgerschaft gegen den Rat und wurde bereits 1752 zum Ratsherrn erwählt und 1756 zum Burggrafen ernannt; auf dieses Ereignis ließ er eine Medaille prägen. Bei der Verwaltung verschiedener Funktionen zeigte er sich hochmütig und liederlich. 1757 wurde er Richter. Durch verfehlte Getreidespekulation in den Jahren 1759—60 geriet er in Zahlungsschwierigkeiten, denen er sich durch Flucht aus der Stadt zu entziehen suchte. Beim Konkurs, der jetzt über seine Handlung eröffnet wurde, stellte sich eine Schuldensumme von fast 2 Millionen Gulden heraus. Um sich zu rächen, verklagte Wernick die Stadt Danzig beim Könige von Polen wegen Hinterziehung eines Teiles der Seezollabgaben; zur Belohnung für seine dem polnischen Hofe sehr erwünschten Angaben erhielt er den Titel eines Geheimen Kommerzienrats. Bei dem Streit zwischen Danzig, dessen Zahlungsweigerung der gelehrte Syndikus G. Lengnich erfolgreich verteidigte, und dem Könige kam jedoch ein Vergleich zustande, nach dem Danzig 700 000 Gulden an Polen zahlte, doch die Entsagung des Königs auf jeden Anspruch auf die "Zulage" erreichte. Wernick wurde jetzt auf Forderung der Stadt verhaftet und an Danzig ausgeliefert, wo er seit 1762 auf der Festung Weichselmünde gefangen gehalten wurde. Hier starb er am 14. Oktober 1773.

Quellen: Danziger Stadtbibliothek Band I (1892) S. 699—701. — Löschin, Geschichte Danzigs II (1823) S. 125 ff.

40. **Wieland**, Carl Ludwig, starb 1811 in Danzig; genauere Feststellungen über sein Leben sind nicht möglich gewesen, da er augenscheinlich zwischen 1793 und 1806 das Bürgerrecht in Danzig erwarb. Er erwarb 1797 ein Haus in der Tobiasgasse Nr. 17/18, das er bereits 1803 wieder verkaufte.

Quellen: Staatsarchiv Danzig.

IV.

Verzeichnis der Künstler der Danziger Personenmedaillen.

(In alphabetischer Reihenfolge.)

Abramson, Abraham (1754—1811), Berliner Medaillenkünstler, Nr. 33: Chodowiecki (1787).

Bink, Jacob, erste Hälfte des 16. Jahrhdts.: Holzmodell des Jorge Scheweke 1544; vgl. zu Nr. 25 Medaille auf Johann Ludwig Scheweke 1694. (Habich, Die d. Kunstmedaillen, S. 179.)

Brandt, Henri François (1789—1845), Medailleur an der Kgl. Münze in Berlin, Nr. 37: Joachim Heinrich v. Weickhmann 1839.

Du But, Friedrich Wilhelm, (1711—1779), Bildhauer und Medailleur, tätig in Dresden und Petersburg, zuletzt in Danzig, wo er auch starb, Nr. 32: Benjamin Blech 1765. Vgl. Lengnich, Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde I (Die Hrsg. 1780), S. 396—398.

Helfricht, Friedrich, Stempelschneider, 1809—92, Hof-Medailleur in Gotha, Nr. 38: Karl Morgenstern 1852; Nr. 39: Joachim Marquardt 1882.

Höhn, Johann, der Jüngere (ca. 1638—1693), Medailleur in Danzig; vgl. über ihn: Rühle, Die historischen Medaillen der Stadt Danzig in: Z. W. G., Jahrg. 68 (1928), S. 261 ff.; Nr. 13: Boguslaus Fürst Radziwill 1669 (o. J.); Nr. 14: derselbe 1669 (o. J.); Nr. 15 und Nr. 16: Hochzeitsklippe (1675 (o. J.); Nr. 17: Christian Schröder und Daniel Proite 1677; Nr. 18: Aegidius Strauch (1675), mit Signum C — S (= Christian Schirmer, siehe dort); Nr. 20: Aegidius Strauch 1678 (o. J.); Nr. 21: Aegidius Strauch 1678 (o. J.); Nr. 23: Johannes Hevelius 1687; Nr. 24: Christina Pauli geb. Uphagen 1689 (o. J.).

Holtzhey, Martin, geboren in Ulm (1697—1764), Stempelschneider und Medailleur in Amsterdam, Nr. 27: Hendrik Soermans 1745.

Karlsteen, Arved (1647—1718), Stempelschneider und Medailleur in Stockholm, Nr. 22: Johannes Hevelius 1687.

Loos, Daniel Friedrich (1735—1819), Stempelschneider und Medailleur in Magdeburg, später in Berlin, Nr. 31: Fürst Adam Czartoryski 1762; Nr. 36: Karl L. Wieland 1811.

Monogrammisten: S · B ·, tätig zwischen 1569 und 1588, augenscheinlich in Prag und Wien, Nr. 10: Jacob Schachmann 1570. Vgl. Habich, Die d. Kunstmedaillen, S. 162.

Schirmer, Christian, Münzwardein in Danzig, 1660—1691 tätig; unter ihm war Johann Höhn der Jüngere als Stempelschneider tätig; Nr. 19: Aegidius Strauch (1675) zeigt die Buchstaben C — S = Christian Schirmer; die Medaille ist augenscheinlich ein Werk des Johann Höhn (siehe dort).

Schuett, A.
Nr. 40: A. Meyer-Gedanensis 1879.

Secundus, Johann . . . in Paris.
Nr. 4: Johannes Dantiscus 1532 (o. J.).

Stampfer, Jakob, tätig zwischen 1531 und 1563. Vgl. Habich, Die d. Kunstmedaillen, S. 65 ff. Ihm ist voll zuzuweisen Nr. 5: Johannes Konnert 1556 und Nr. 6: Hans Konnert 1557.

Weidlitz, Christoph, tätig 1523—1538, besonders in Straßburg und Augsburg, Nr. 1: Johannes Dantiscus 1529 (o. J.); Nr. 2: derselbe 1529 (o. J.); Nr. 3: derselbe 1531 (o. J.). Vgl. Gumowsky, Jan Dantyszek i jego Medale (1929).

Werner, Peter Paul, in Nürnberg (1689—1771), Stempelschneider und Medailleur in Nürnberg, Nr. 26: Aegidius Glagau 1734; Nr. 30: Benjamin Maki 1756.

Wild, Hans, aus Augsburg, um die Mitte des 17. Jahrhdts. tätig, Nr. 7: Marcus Kuene-Jaschke 1561; Nr. 8: Marcus Jaschke 1562. Vgl. Habich, Die d. Kunstmedaillen, S. 158.

Unbekannte Künstler: Nr. 9: Catharina D(octoris) Plac(otomi) uxor 1568. Vielleicht ist die Medaille Joachim Deschler (1540 bis 1565 tätig) zuzuweisen (?). Nr. 11: Jacob Konnert 1599; vielleicht ist die Medaille dem Meister Georg Friedrich von Brandenburg zuzuschreiben. Vgl. Habich a. a. O., S. 160. Nr. 12: Johannes Placotomus um 1650. Nr. 25: Johann Ludwig Scheweke 1694. Die Vorderseite der Medaille geht auf ein Holzmodell, das Jorge Scheweke 1544 darstellt und nach Habich a. a. O., S. 179, auf Jakob Bink zurückgeht (siehe dort). Nr. 28: Christoph Warscholl 1753. Nr. 29: Gotthilf Wernick 1756. Nr. 34: Johann Samuel Doering 1788. Nr. 35: Henriette Baranius 1791.



5. 5.

6.

11. 7.

8. 6. 8.

9. 9.


Stadt
Bücherei
Elbing



10. 10.

12.

17. 17.

15.

22. 22.

13. 13.


Stadt
Bücherei
Elbing



23. 23.

18/19

18. 19.

20. 20.


Stadt
Bücherei
Elbing



24.



24.



26.



25



25.



26.



27



27





30.



30.



28.



28.



29.



29.





31.

31.



36.



32.



32.



36.



37.



37.





38.


CAR. MORGENSTERN
LITERARVM ANTIQVARVM
PROFESSOR
HALENSIS GEDANENSIS
DORPATENSIS
NATVS MAGDEBVRGI
AVG. A. MDCCLXX
DEFVNCTVS DORPATI
SEPT. A. MDCCCLII

38.


AD·MEYER
AETAT:
LXIII

40.


BEROLINVM
GEDANEN
SIS

40.


JOACHIM
MARQUARDT


GEB. ZU
DANZIG
19. APRIL 1812
GEST. ZU
GOTHA
30 NOVEMBER
1882

39.

